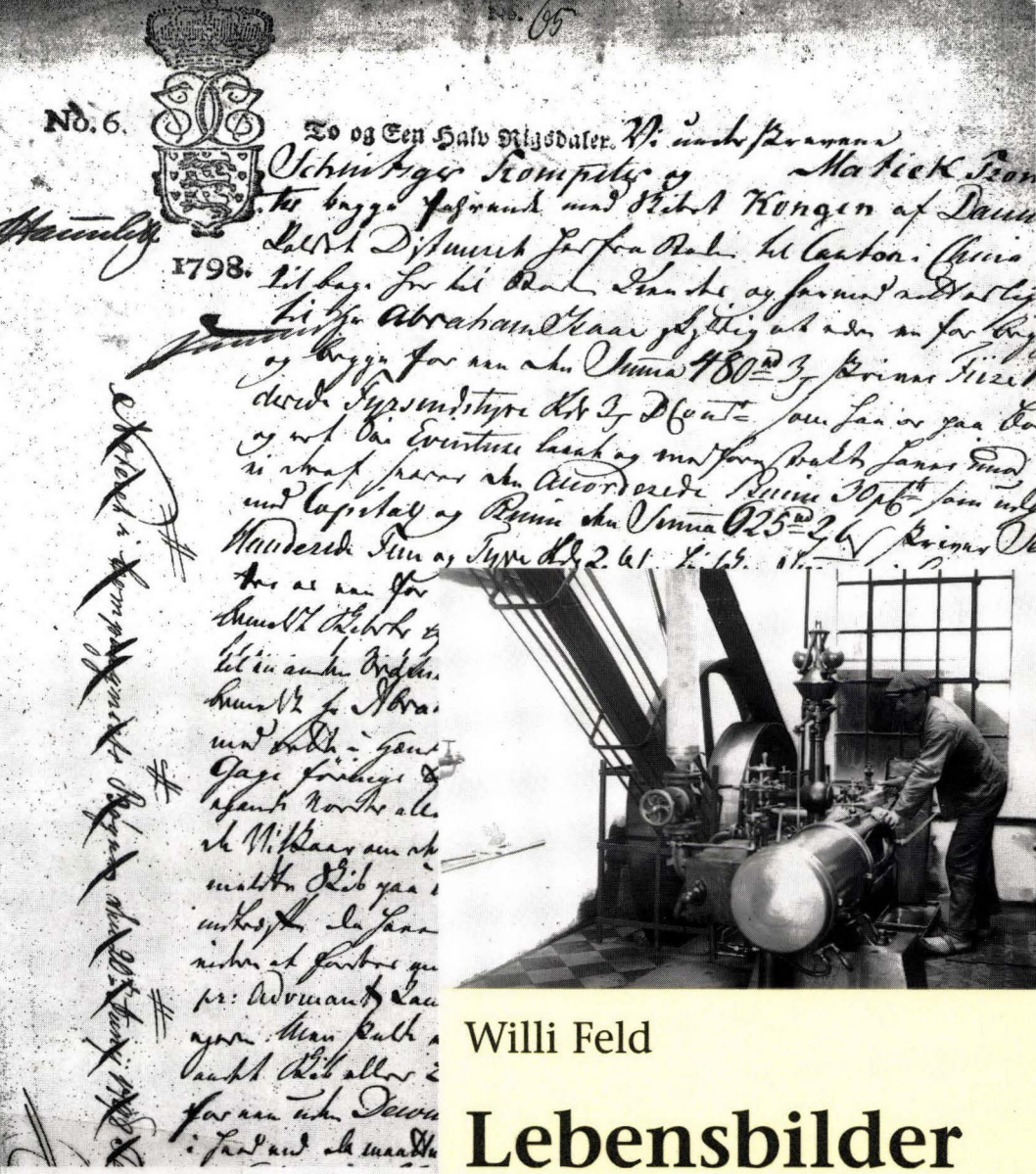




Willi Feld

Lebensbilder

Die Juden in der Geschichte der ehemaligen Stadt Burgsteinfurt Teil II

LIT

Willi Feld

Lebensbilder

Jewish Genealogy Society
of Greater Washington
Reference Only
Do Not Remove

Geschichte und Leben der Juden in Westfalen

herausgegeben von

Diethard Aschoff

Institutum Judaicum Delitzschianum, Münster

Band 7

Digitized by Project Zikaron
Touro University-NY Libraries
www.zikaron.tourolib.org
2023

LIT

Willi Feld

LEBENSBILDER

Die Juden in der Geschichte der ehemaligen Stadt Burgsteinfurt Teil II

Digitized by Project Zikaron
Touro University-NY Libraries
www.zikaron.tourolib.org
2023

LIT

Umschlagbilder: RA Kopenhagen; Ferlemann/Feldhoff; R. Lewitz;
Ch. Neemann; W. Feld

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.ddb.de abrufbar.

ISBN 3-8258-7435-4

Digitized by Project Zikaron
Touro University-NY Libraries
www.zikaron.tourolib.org
2023

© LIT VERLAG Münster 2004
Grevener Str./Fresnostr. 2 48159 Münster
Tel. 0251–23 50 91 Fax 0251–23 19 72
e-Mail: lit@lit-verlag.de http://www.lit-verlag.de

INHALT

Vorwort des Herausgebers 7

Vorwort 13

I. Nicht nur Mazzenbäcker – Die lange Geschichte der Familie Marcus in Burgsteinfurt 15
1. Der Stammvater 15
2. Die Geschäfte des Lefmann Isaak 30
3. Das Glück des Elias Marcus (II.) 42
4. Der „Gelehrte“ 50
5. Die Mazzenfabrikanten 63
6. Krisen, Verfolgung, Flucht und Neubeginn 73

II. Abraham Isaak und die Seinen 88

III. Das Unglück der Familie Freudenberg 138

IV. Namensflucht oder die Probleme der Assimilation 160

V. Der letzte Kantor und Lehrer – Hermann Emanuel und seine Zeit 216

VI. Anhang 271
Wichtige Abkürzungen 273
Anmerkungen 274
Quellen- und Literaturverzeichnis 309
Abbildungsnachweis 321

Vorwort des Herausgebers

1996 legte Willi Feld als ersten Band dieser Reihe die Geschichte der Juden in Burgsteinfurt vor. Nach dieser dem chronologischen Ablauf folgenden Darstellung übergibt der Autor nun einen bunten Strauß unterschiedlicher Einzelskizzen der Öffentlichkeit, zusammengehalten nur durch den gemeinsamen Bezug auf Burgsteinfurt und seine Judenschaft. Zum Teil spielen die Ereignisse, vor allem ihre Vor- und Nachgeschichte, auch weit entfernt, in Dänemark oder in den Niederlanden.

Willi Feld beginnt mit der in Burgsteinfurt fast zwei Jahrhunderte währenden Geschichte der Familie Marcus. Elias Marcus, der 1749 in der Stadt erschien, wurde der Stammvater einer langen Reihe ungewöhnlich tüchtiger und erfolgreicher Geschäftsleute und Fabrikanten, gleichzeitig aber auch höchst engagiert in der jüdischen Gemeinde, und geachteter Bürger der Stadt. Ihre Mazzenfabrik exportierte vor dem 1. Weltkrieg ihre Produkte bis nach Russland und Südafrika. Sie zählte zu den größten Mazzenfabriken des Reiches, ja Europas. 1938 wurde sie „von Amts wegen" im Handelsregister der Stadt gelöscht, die Familie verfolgt und enteignet, eines der unendlich vielen Opfer des nationalsozialistischen Rassenwahns. Ein Abkömmling der angesehenen Familie, der Münsteraner Mundartdichter Eli Marcus (1854-1935), wurde in diesem Jahr, dem seines 150. Geburtstages, mit einer eigenen Biographie geehrt. (Eli Marcus: Ick weet en Land. Ein jüdischer Mundartdichter Westfalens. Ausgewählte Texte und ein Lebensbild, hrsg. von Mandfred Schneider und Julian Voloj, Münster 2004).

Ganz andere Lebensbilder begegnen uns in Abraham Isaak (1763/64 – 1821) und seinem Sohn Isaak Deen (1805 – 1869). Abraham Isaak war ein dänischer Jude. Sein Vater war aus Polen nach Kopenhagen gezogen und hatte es dort als Kaufmann zu großem Reichtum gebracht. Abraham machte als allzu wagemutiger Erbe durch eigene Schuld, aber auch durch unverdiente Schicksalsschläge und politische Ereignisse wie die Kontinentalsperre 1799 bankrott. Mit den geretteten Resten seines Vermögens versuchte er mit Hilfe des Grafen von Steinfurt zwischen 1801 und 1811 in dessen kleiner Residenz vergeblich neu Fuß zu fassen. In einem gewissermaßen zweiten Leben fand er dann als Rabbiner, später sogar als Großrabbiner des Synagogenbezirkes Groningen und Leeuwarden, die Aufgabe seines Lebens, wurde Mitbegründer einer mit beachtlichen Erfolg betriebenen Schule und des Tora- und Talmudinstituts "Ets Haim" (Baum des

Lebens). Vor allem steuerte er dank seines ausgleichenden Temperaments und seiner Autorität als Gelehrter seine Gemeinden wohlbehalten durch eine schwere Zeit.

Willi Feld führt die Familiengeschichte fort durch die Erfolgsstory des Sohnes Isaak, der vom Landarzt in Zwolle (Overijssel) durch unermüdliche Experimente und europaweit anerkannte Veröffentlichungen bis zum hochgeachteten Professor in Groningen und Rector magnificus aufstieg, sich freilich seiner Religion entfremdete, ohne jedoch aus Opportunitätsgründen das Judentum zu verlassen.

Fast entgegengesetzte Schicksale stellt uns der Autor in der Lehrerfamilie Freudenberg vor Augen, die teils selbstverschuldet, teils aber auch durch widrige Umstände den Boden unter den Füßen verlor. Bernhard Freudenberg, um 1782 im judenreichen oberfränkischen Kunreuth geboren, war spätestens am Ende der Franzosenzeit auf fast unendlich vielen Stationen als Kantor und Lehrer in Westfalen unterwegs, ein unruhiger Geist und schwieriger Charakter, neurotisch, wie der Autor an vielen Beispielen zum Teil drastisch belegt, dazu ein Trinker, der sich nicht entblödete, seine ihm treu ergebene Frau zu misshandeln. 1823 erhielt Freudenberg eine vierjährige Anstellung bei der jüdischen Gemeinde Burgsteinfurt, jedoch ohne eine Aufenthaltserlaubnis der münsterischen Regierung zu besitzen. Die existentielle Unsicherheit hing bis 1836 über ihm. Sein Arbeitsvertrag wurde seinem zum Teil unmöglichen Auftreten gemäß von der Gemeinde 1828 nicht verlängert. 1830 drohte ihm zusätzlich die Abschiebung. Eine längerfristige Anstellung fand Bernhard Freudenberg nie mehr, stürzte vielmehr seine inzwischen auf fünf Kinder angewachsene Familie endgültig ins Unglück, als er 1834 aus einer Synagoge Silber stahl und zu zwei Jahren Kerker verurteilt wurde, seine große Familie mittellos zurücklassend. Nach der vorzeitigen Entlassung 1836 stellte sich zwar heraus, dass Freudenberg durchaus preußischer Staatsbürger war und nicht abgeschoben werden durfte, aber er fand trotzdem keinen Boden mehr unter den Füßen und vagabundierte, ohne seine Familie versorgen zu können, zwischen den Niederlanden, Hamburg, Mecklenburg und dem südwestdeutschen Raum als allein umherziehender "Buch-Moses-Schreiber" hin und her, ohne je eine mehr als vorübergehende Anstellung zu finden. 1853 kehrte er krank nach Burgsteinfurt zurück, wo er, ohne sich zu ändern, durch sein Trinken unberechenbar, 1858 starb. Seine Frau folgte ihm 1864 im Tode nach, seine drei Töchter blieben unverheiratet, die älteste bereits in mittleren Jahren erblindet, die jüngste rheumatisch und asthmatisch, beide von der dritten Schwester gepflegt. Die beiden Söhne, obwohl begabt und Lehrer im nördlichen Ruhrgebiet, wurden wie der Vater ihres Berufes

nicht froh, zogen viel umher, erlebten manchen Ärger und starben früh. Alles in allem die traurige Geschichte einer gescheiterten Familie!

Der vierte Beitrag beschäftigt sich mit dem Dilemma der Assimilation an einem markanten Beispiel aus Burgsteinfurt. Am 26. Februar 1868 beantragte der in der Stadt hochgeachtete, wohlhabende und um das Gemeinwohl ausnehmend besorgte Feibes Itzig (1816 – 1898) bei der Kgl. Preußischen Regierung in Münster im Hinblick auf die berufliche Karriere seiner beiden Söhne, den zum Witznamen gewordenen Familiennamen Itzig ablegen und als neuen Namen Blumenfeld annehmen zu dürfen. Der Antragsteller nimmt hier eine Entwicklung vorweg, die 1906 bei dem für Namenswechsel zuständigen Polizeipräsidenten in Berlin zu der Standardbegründung führte, die bei diesem Namen stets den Namenswechsel genehmigte: "Der Name Itzig kann wohl als ein anstößig klingender und zu frivolen Wortspielen Anlaß gebender Name angesehen werden, der geeignet ist, für seine Träger als Quelle dauernder Widerwärtigkeiten zu dienen."

Als Vorspiel dazu erzählt der Autor vor allem das Leben Feibes Itzigs: die Bewährung im Beruf, die allmähliche Wandlung vom assimilationsbereiten Liberalen zum preußischen Nationalliberalen und Bismarck verehrenden Patrioten und den gesellschaftlichen Aufstieg in der ehemaligen kleinen Residenz mit Engagements nicht nur in der jüdischen Gemeinde, sondern auch in Stadt und Kreis. 1848 wurde er sogar als Abgeordneter für die Frankfurter Nationalversammlung gewählt. Neben zahllosen Ehrenämtern setzte er sich nachhaltig und erfolgreich für den Anschluss Burgsteinfurts an das Eisenbahnnetz ein. Nach dem 1884 erfolgten Umzug nach Münster leitete Feibes Blumenfeld noch 15 Jahre die Marks-Haindorf-Stiftung, die renommierteste jüdische Bildungeinrichtung Westfalens. Es ist ein Zeichen der Zeit, dass dieser erfolgreiche, überall anerkannte, ja geradezu vorbildliche Bürger und preußische Patriot sich als 52jähriger um seiner Söhne willen zum Wechsel seines Namens gezwungen sah, den er sein Leben in Ehren getragen hatte. Dies war Folge nicht nur des Erfolgs von Gustav Freytags Erfolgsroman "Soll und Haben" mit der negativ geschilderten Figur des Veitel Itzig, sondern auch des heraufziehenden Antisemitismus, der am Lebensabend Feibes Blumenfelds seine Schatten für die Zukunft schon vorauswarf.

Die letzte Einzelgeschichte handelt von Hermann Emanuel (1869 – 1942), dem letzten Kantor und Lehrer der jüdischen Gemeinde Burgsteinfurt. Der Hunsrücker Schusterjunge, früh ohne den Vater, kam ins Jüdische Waisenhaus nach Paderborn, das ihn tief prägte und dem er sein Leben lang verbunden blieb. Gehorsam, Fleiß, Ordnung, Sparsamkeit und Diszip-

lin waren die hier gepflegten Tugenden mit dem Ziel, aus den Zöglingen treue Staatsbürger und fromme gesetzestreue Juden werden zu lassen. 1885/86 wechselte er in ein neuorthodoxes Lehrerseminar in Köln, das er im Frühjahr 1889 mit einem mittelmäßigen Zeugnis verließ. Nach einer ersten Anstellung in der winzigen sauerländischen Gemeinde Madfeld hatte der junge Lehrer das Glück, 1883 in eine der wenigen Lebensstellungen für jüdische Lehrer in Westfalen gewählt zu werden, eine von 12 in der ganzen Provinz. Nach nicht leichtem Beginn gewann er bald das Vertrauen der Gemeinde. Deren überwiegend liberaler Grundhaltung passte er sich immer mehr an und entfaltete über seinen engeren Tätigkeitsbereich hinaus ein sich ausweitendes Engagement in vielen Bereichen. So gründete er eine bald florierende Leihbibliothek für Schüler, organisierte Feste und beliebte Theateraufführungen und wurde später auch Leiter der kaufmännischen Fortbildungsschule, für die er sich in zwei Kursen in Berlin qualifizierte. Sein Unterrichtsstil entsprach dem Geist der Zeit, streng und mit einer damit verbundenen Neigung zu Stock, Härte und Disziplin. Entsprechend war sein patriotischer Einsatz bei vaterländischen Festen und während des 1. Weltkrieges an der „Heimatfront" mit offenbar stark martialischen Tönen in seinen Predigten. In der Weimarer Republik wandelte er sich zu einem pflichtgetreuen Demokraten, setzte sich für die jüdischen Gemeindemitglieder in der städtischen Armenkommission ein und arbeitete führend im Ausschuss für die Errichtung eines Denkmals für die im Krieg gefallenen Burgsteinfurter mit. Dem aufkommenden Antisemitismus trat er mit Zivilcourage entgegen. Die letzten Jahre nach seinem 1932 erfolgten Eintritt in den Ruhestand waren von persönlichen Schicksalsschlägen überschattet: eine unglückliche Liebesgeschichte seiner geliebten älteren Tochter, die sie ins Ausland zwang, vor allem aber der Krebstod seiner geliebten Frau 1937. Am Ende traf den für das gemeindliche und kommunale Wohl so verdienten Schulmann und preußisch-deutschen Patrioten noch der Vernichtungswille des Hitlerstaates: Nachdem er schon bei der Pogromnacht 1938 Stimmen hören musste wie "Steckt den Rabbi an!", wurde er 1942 mit den letzten vier in Burgsteinfurt verbliebenen Juden, die Reste seiner einst blühenden Gemeinde, nach Theresienstadt verbracht. Wann und wo er starb, wissen wir nicht – ein jüdisches Leben, ein jüdisches Schicksal in Westfalen wie so viele andere auch!

Dass die Biographie, auch die Familienbiographie, einen besonderen Zugang zur Geschichte, gerade auch der jüdischen Geschichte, eröffnet, wissen wir spätestens seit dem Erfolg des Fernsehfilms Holocaust am Beispiel der deutsch-jüdischen Familie Weiß. So ist es auch kein Zufall, dass das biographische Zeugnis Marga Spiegels in „Retter in der Nacht" das

bisher erfolgreichste Buch der Reihe „Geschichte und Leben der Juden in Westfalen" darstellt, gewissermaßen zum Bestseller wurde.

Liebevoll, detailliert und, wie die Zitate und Anmerkungen ausweisen, außerordentlich quellennah und oft auch spannend, zeichnet Willi Feld hier kleine Portraits, oft mehrere in einzelnen Beiträgen. Meist längst vergessene Menschen führt er aus ihrer Zeit in unsere Gegenwart, erweckt sie aus Archivquellen zu neuem Leben, Menschen mit ihren Sorgen, Nöten und Freuden, Erfolgen und Misserfolgen. Der Autor macht sie uns sympathisch in Ursinne des Wortes als „mitleidend" in der Teilnahme an ihrem Leben. Dies gilt insbesondere für den ersten und letzten Beitrag: Die hochangesehene Kaufmanns- und Fabrikantenfamilie Marcus verliert ihr in Generationen aufgebautes Lebenswerk durch den keine Verdienste achtenden Rassenwahn des Nationalsozialismus, dem der patriotische alte Lehrer Emanuel, der sich fast 40 Jahre unermüdlich für seine Gemeinde, seine Stadt und sein Vaterland eingesetzt hatte, am Ende seines Lebens persönlich zum Opfer fiel. Er starb einen anonymen einsamen Tod zu unbekannter Zeit irgendwo im Osten. Sein eben in Israel geborener Enkel konnte nie das von dem Großvater in seinem letzten Brief gewünschte Kaddisch an seinem Grabe sprechen.

Dadurch, dass Willi Feld diese portraitierten, aber auch viele andere in ihrem Umfeld lebende Burgsteinfurter Juden gleichsam ins Leben zurückgerufen und ihnen ein persönliches, ja zum Teil intim wirkendes Gesicht gegeben hat, leistet er einen unschätzbaren Beitrag zur Erinnerungskultur Westfalens und darüber hinaus, weit mehr als Gedenkstätten dies tun können. Gerade die Möglichkeit, sich in einzelne Lebensschicksale hineinzuversetzen, gibt den Portraitstudien ihren besonderen, auch pädagogischen Reiz. Dass hier in den zwei Jahrhunderten zwischen der alten Grafschaft Steinfurt des 18. Jahrhunderts und dem rabiaten NS-Staat viel von der geschichtlichen Atmosphäre der kleinen westmünsterischen Residenzstadt eingefangen wird, macht das Werk wohl auch für den an Burgsteinfurter Geschichte interessierten Menschen des 21. Jahrhunderts mit Gewinn lesenswert.

Vorwort

Dieses Buch war ursprünglich nicht geplant. Als ich vor gut acht Jahren meine Monographie der ehemaligen jüdischen Gemeinde Burgsteinfurt abschloss, hatte ich zwar vor, bei Gelegenheit noch die Geschichten von ein oder zwei Familien folgen zu lassen, deren Schicksal mir besonders aufgefallen oder nahe gegangen war. Die Idee, die Monographie durch eine Reihe einander ergänzender, beispielhafter Familiengeschichten und Biographien zu erweitern und zu vertiefen, entwickelte sich jedoch erst in den folgenden Jahren, hauptsächlich im Zuge der Auseinandersetzung mit verschiedenen Nachfragen, Hinweisen und Erzählungen ehemaliger Mitglieder der Gemeinde oder deren Nachfahren.

Anfangs waren insgesamt acht Geschichten vorgesehen. Drei davon – eine über die beiden Unternehmerfamilien Wertheim und Cohen, eine weitere über Burgsteinfurter Originale (Jonas Isaak, Otto Cohen, Herz Heymann) und eine dritte über die Schwierigkeiten der Burgsteinfurter mit der Erinnerung – habe ich schließlich wieder verworfen, weil sie, wie ich im Laufe der Zeit einsehen musste, entweder nicht mehr genug Neues hergaben oder aber nicht in mein Konzept passten.

Die Schwierigkeiten, die das Abfassen der Arbeit mit sich brachte, waren nicht gering. Vor allem zwei haben mich von Anfang an begleitet. Zum einen ließen sich Wiederholungen und inhaltliche Überschneidungen zwischen den Geschichten dieses Bandes und der Monographie sowie zwischen den Geschichten untereinander nicht immer vermeiden. Ich habe versucht, sie so gering wie möglich zu halten, sie aber andererseits gelegentlich auch bewusst in Kauf genommen, um zu gewährleisten, dass jede einzelne der fünf Geschichten für sich verständlich blieb.

Eine zweite Schwierigkeit ergab sich aus der unterschiedlich dichten Quellenlage. Da ich nicht daran interessiert war, in positivistischer Manier Fakten aneinander zu reihen, sondern so weit wie möglich die Menschen hinter den Fakten sichtbar machen wollte, war ich immer wieder auf Deutungen und Interpretationen angewiesen, die lediglich wahrscheinlich sind oder auch nur dem gesunden Menschenverstand entsprechen. Dieser Umstand ist der Grund für die Häufung der Worte „vermutlich", „offenbar" und „wahrscheinlich" in meinem Text. Sie mag ärgerlich sein, ließ sich aber nicht vermeiden.

Groß ist die Zahl derjenigen – Archivare, Bibliothekare und Privatpersonen – die meine Arbeit bereitwillig unterstützt haben. Stellvertretend für

alle anderen möchte ich hier wenigstens einige erwähnen. Herbert Möllers hat mir ohne Bedenken und ohne zu zögern die von ihm neu entdeckten Dokumente zur Geschichte der Familie Marcus zugänglich gemacht. Sie haben meine Arbeit wesentlich bereichert. Channa Neeman und Hermann Woudstra haben es mir durch ihre Auskünfte und Bilder erleichtert, wenn nicht gar erst ermöglicht, die Geschichte der Familie Marcus „zu Ende" zu erzählen. Arne Jensen Knudby hat mir die Quellen des Reichsarchivs Kopenhagen zugänglich gemacht, Dr. Margit Naarmann meine Forschungen zum Paderborner Waisenhaus wesentlich vereinfacht. Ihnen allen gilt mein Dank. Ganz besonders verpflichtet bin ich jedoch Rena Bornstein (†), Ruth Mazaki und Ruth Lewitz, deren persönliche Anteilnahme an meiner Arbeit weit über das gewöhnliche Maß hinausgingen; und nicht zuletzt meinen Freunden Jürgen Nieraad (†) und Stefan van der Poel. Ihre Ermutigungen, die anregenden Gespräche mit ihnen und ihr geduldiges Zuhören waren immer ein großer Ansporn für mich und haben mir geholfen, über manchen Tiefpunkt hinwegzukommen.

Herford im Januar 2004
Willi Feld

Nicht nur Mazzenbäcker

Die lange Geschichte der Familie Marcus in Burgsteinfurt

Der Name keiner anderen Familie ist mit der ehemaligen jüdischen Gemeinde Burgsteinfurt vielleicht enger verbunden als der der Familie Marcus. Fast 190 Jahre lang ist die Familie in Burgsteinfurt ansässig gewesen, und beinahe während der ganzen Zeit hat sie eine führende Rolle in der Gemeinde und, soweit Umstände und rechtliche Rahmenbedingungen es zuließen, auch in der Stadt gespielt.

1. Der Stammvater

Man schrieb das Jahr 1749, als Elias Marcus, der Stammvater der Familie, nach Burgsteinfurt kam und sich dort an der Wasserstraße, vermutlich im Haus mit der (späteren) Katasternummer 202, ganz in der Nähe des alten Rathauses und des Marktes, niederließ.[1] Er heiratete sich ein. Seine Braut hieß Judith Philipp und war kein junges Mädchen mehr. Sie war schon einmal verheiratet gewesen. Ihr erster Mann, der Kaufmann Gottfried Israel, war jedoch vor einiger Zeit gestorben und hatte sie allein mit vier unmündigen Kindern zurückgelassen, von denen das älteste, ein Sohn namens Samson Gottfried, gerade 13 Jahre zählte.[2]

Die Burgsteinfurter Judenschaft war zu dieser Zeit noch ziemlich klein und unbedeutend. Insgesamt acht Familien hatten einen ordentlichen Schutzbrief inne; die meisten von ihnen besaßen ihn noch nicht sehr lange. Sie verdienten ihr Brot als Kaufleute und Händler vornehmlich mit Vieh und Fleisch und anderen Landprodukten oder schlugen sich als einfache Hausierer durch. Drei von ihnen waren ausgesprochen arm, so dass sie schon seit Jahren nur noch die Hälfte ihres Tributs als Entgelt für ihren Schutz an das gräfliche Rentamt bezahlen konnten. Den anderen ging es besser, ohne dass sie ihren Vermögensstand mit dem Vermögensstand wohlsituierter Burgsteinfurter Bürgerfamilien hätten vergleichen können.[3]

Elias Marcus durfte seine neu gegründete Familie zur Gruppe der besser gestellten rechnen. Er selbst war bestimmt nicht ganz mittellos in den Stand der Ehe eingetreten, und die Geschäfte seines Vorgängers Gottfried Israel, die er übernahm und in Zukunft weiterführen sollte, waren immer gut gelaufen. In den letzten Jahren hatte Gottfried für sein Gewerbe beinahe durchgängig die höchsten Steuern (Kontributionen) aller jüdischen Fa-

milienoberhäupter an die Stadt bezahlen müssen. Und einmal – es war schon eine Weile her – hatte er sogar den Versuch gemacht, eins der guten Bürgerhäuser an der Steinstraße käuflich zu erwerben. Das nötige Geld dafür war offenbar vorhanden gewesen und der Kaufvertrag mit dem Eigentümer des Hauses, einem Mann namens Dirk Bröker, bereits ausgehandelt. Gescheitert war das Unternehmen am Ende nur, weil Bürgermeister und Rat den alten Rechtsgrundsatz, nach dem Juden prinzipiell keine Häuser oder sonstige Immobilien in der Stadt besitzen durften, nicht hatten aufgeben wollen.[4]

Eine besondere Verpflichtung fiel Elias Marcus bei seinem Einzug in Burgsteinfurt dadurch zu, dass er in seinem neuen Domizil an der Wasserstraße neben den privaten Wohn- und Geschäftsräumen der Familie auch die kleine Betstube der Gemeinde vorfand. Gottfrieds Vater Israel Salomon, ein Mann, der zu den ersten Glaubensgenossen gehörte, denen nach dem Dreißigjährigen Krieg ein Schutzbrief für die Stadt Burgsteinfurt ausgestellt worden war, hatte sie irgendwann vor Jahr und Tag hier eingerichtet. Die Betstube hatte in dem Gebäude also ihren angestammten Platz. Und diesen Platz sollte sie, so war es offenbar vereinbart worden, auch unter Marcus Ägide behalten.

Die Abmachung brachte für den neuen Hausherrn fast zwangsläufig zusätzliche Beschwernisse mit sich, denn es war wohlbekannt, dass die Burgsteinfurter Judenschaft bei ihren Zusammenkünften oft nicht gerade friedlich miteinander verkehrte.[5] Auf der anderen Seite bedeutete sie aber auch eine große Ehre für ihn und räumte ihm von Beginn an ein erhebliches Mitspracherecht in der Gemeinde ein. Ohne dass er noch das Geringste dafür geleistet hätte, fiel ihm praktisch auf Anhieb so etwas wie eine Führungsrolle in der kleinen Burgsteinfurter Gemeinschaft zu.

Wie der Zufall es wollte, fand Marcus' Niederlassung fast gleichzeitig mit dem Übergang der landesherrlichen Regierungsgewalt über die Stadt und Grafschaft Steinfurt an den Grafen Karl Paul Ernst statt, unter dessen Regiment sich die Bedingungen jüdischen Lebens in Burgsteinfurt stark verbessern sollten. Graf Karl war, wie an anderer Stelle bereits berichtet, ein typischer Vertreter seiner Zeit, ein großer Bewunderer Voltaires und der schönen Künste sowie Ludwigs XIV., des französischen Sonnenkönigs, dessen glanzvoller Herrschaftsstil ihn, wie so viele größere und kleinere Potentaten seiner Generation, blendete und zur Nachahmung reizte.

Gleich in den ersten Jahren seiner Regentschaft versuchte der neue Graf, eine Erlaubnis des Kaisers zu erhalten, das Selbstverwaltungsrecht der Burgsteinfurter Bürgerschaft abzuschaffen und eine absolutistische Herrschaftsform an seine Stelle zu setzen. Auch begann er damit, dem gesell-

schaftlichen Leben an seinem Hof neue Impulse zu geben. Er richtete ein eigenes Hoftheater ein, gründete eine Hofkapelle, ließ ein Kunsthaus oder Museum bauen und hielt von Zeit zu Zeit, wie es sich für einen Mann seines Selbstwertgefühls gehörte, die üblichen Feste, Bälle, Banquette, Maskeraden und Redouten ab.[6]

Marcus verstand es offenbar recht gut, die günstigen Möglichkeiten, die sich ihm an seinem neuen Wohnort boten, zu nutzen. Er lebte sich jedenfalls problemlos ein. Judith, seine Frau, schenkte ihm schnell zwei Kinder, eine Tochter, die sie Mete oder Malchen nannten, und einen Sohn, dem sie den Namen Philipp gaben.[7] Beide Kinder kamen gesund zur Welt und wuchsen in Judiths Obhut augenscheinlich unbehelligt von den damals ungemein zahlreichen Gefährdungen der Kinderjahre – Seuchen, Infektionen, Hygienemängel, falsche Ernährung – Seite an Seite mit ihren vier Stiefgeschwistern heran.[8]

Marcus selbst hatte sich offenbar zum Ziel gesetzt, die Geschäfte seines Vorgängers Gottfried Israel möglichst schnell und gezielt weiter auszubauen. Noch im Jahr seiner Hochzeit gelang es ihm, mit den Meistern und Altersleuten der Wandschneidergilde ins Gespräch zu kommen und sie dazu zu bewegen, ihm eine Konzession zu gewähren, die es ihm gestattete, in Zukunft auch mit Tuchen, Wollwaren und anderen Textilprodukten Handel zu treiben, obwohl er als Jude weder Mitglied ihrer Bruderschaft war noch werden konnte.[9]

Er war nicht der erste, dem dieser Coup gelang. Vor mehr als fünfzig Jahren hatte Israel Salomon, Judiths erster Schwiegervater, bereits Ähnliches geschafft. Während Israel Salomons Konzession aber ein absolute Ausnahmeregelung geblieben war, die nur ihm zugebilligt wurde und auf die niemand sonst Anspruch erheben konnte[10], gelang es Marcus eine Regelung durchzusetzen, die auch andere Burgsteinfurter Glaubensgenossen in Anspruch nehmen konnten. Wenn es den Juden schon nicht möglich war, als vollwertige Mitglieder in die Gilde aufgenommen zu werden, so konnten sie sie von nun an wenigstens „mieten".

Ein solcher „Mietvertrag" war allerdings nicht billig. Um sich das begehrte Privileg erst einmal für dreieinhalb Jahre zu sichern, musste Marcus 1749 nicht weniger als sechs Reichstaler, einen Weinkauf und zwei Schmausereien der Gildebrüder als Gegenleistung aufbringen.[11] Nach Ablauf der dreieinhalb Jahre musste er das Privileg entweder verlängern lassen oder es verfiel.

Später, wahrscheinlich irgendwann zu Beginn der fünfziger Jahre, als sich die großen Ambitionen des Grafen Karl Paul Ernst allmählich deutlicher abzuzeichnen begannen, entschloss sich Marcus, seinen Geschäften

noch einen weiteren Erwerbszweig anzugliedern. Und zwar richtete er in seinem Haus an der Wasserstraße eine kleine Wechselstube ein, eine Art Miniaturbank also, in der die Vielzahl der damals im Deutschen Reich geltenden Münzen gegeneinander eingetauscht werden konnten. Auch diese Einrichtung verlangte einige Investitionen und einiges an Betriebskapital von ihm. Da aber die langsam wachsende Zahl von Besuchern und Gästen am Hof offenbar vermehrt Dukaten, Florins, Carolins und manch anderes Geldstück in die Stadt fließen ließ, ging er nicht zu Unrecht davon aus, dass ihm diese bunte Vielfalt in Zukunft zu einer weiteren willkommenen Einnahmequelle werden könnte.

1756 machte der Graf seiner Judenschaft das Angebot, ihr auf seine Kosten eine neue öffentliche Synagoge bauen zu lassen, da ihre Betstube in Marcus' Haus allmählich zu klein zu werden drohte. Der Plan gehörte wahrscheinlich zum politischen Gesamtkonzept des Grafen, noch mehr Juden, und zwar möglichst zahlungskräftige und tüchtige, in die Stadt zu ziehen, damit der Handel belebt und seine Einnahmequellen erweitert würden. Der Vorschlag kam der Gemeinde sehr gelegen, und ihre Mitglieder waren offenbar schnell bereit, sich auf das Unternehmen einzulassen.[12] Sie wählten Marcus als ihren Vorsteher dazu aus, sich der Sache anzunehmen und in Zusammenarbeit mit einigen anderen Gemeindemitgliedern die erforderlichen Vereinbarungen mit dem Grafen zu treffen.

Die Wahl zeigte deutlich, welches Vertrauen und welches Ansehen Marcus sich in den acht Jahren, in denen er nun in Burgsteinfurt lebte, bereits erworben hatte. Am Heiligen Abend 1756 begab er sich zusammen mit Salomon Isaac, Levy Isaac und Ruben Nathan ins Schloss, um der gräflichen Regierung die grundsätzlich positive Entscheidung der Gemeinde mitzuteilen und die ersten Vorvereinbarungen ins Regierungsprotokoll eintragen zu lassen.[13] Nach diesen „Vorvereinbarungen" schienen die Tage der kleinen Betstube in seinem Haus bereits gezählt zu sein, ein baldiger Beginn des geplanten Synagogenbaus im Bereich des Möglichen zu liegen. Doch die Dinge entwickelten sich anders.

Einige Monate vor der vorläufigen Vereinbarung zwischen Graf und Judenschaft war wieder einmal ein Krieg zwischen Preußen und Österreich um den Besitz Schlesiens ausgebrochen. Es war bereits der dritte, und es sollte der schlimmste werden. Bald nach dem Jahreswechsel 1756/57 griff der Krieg, bedingt durch die komplizierte Bündnislage, auch auf den nordwestdeutschen Raum, einschließlich Westfalens, über.[14] Burgsteinfurt ließ er ebenfalls nicht verschont. Im April 1757 zogen die ersten Truppen, preußisch-hannoversche, in die Stadt ein und mussten, wie üblich, von der

Bevölkerung einquartiert werden. Nur einen Monat später wurden sie von nachdrängenden Franzosen vertrieben. Diesmal waren es nicht weniger als 1.025 Mann, die es in den insgesamt 288 Häusern innerhalb der halb verfallenen Stadtmauern unterzubringen galt.[15]

Die Juden trafen solche Einquartierungen immer besonders hart. Anders als die christlichen Bürger und Einwohner durften sie nicht darauf hoffen, dass es genügen würde, wenn sie und ihre Familien enger zusammenrückten und den ungebetenen Gästen genügend Platz im Haus einräumten. Meistens machten diese es sich, sobald sie eingezogen waren, zu einem ständigen Vergnügen, ihre Gastgeber mit derben judenfeindlichen Scherzen und Demütigungen zu traktieren, für die die Soldateska aller Länder berüchtigt war.

Marcus bekam bei den ersten beiden Einquartierungen gleich vier beziehungsweise fünf Mann zugewiesen. Die Größe seiner Familie, sein Geschäft und die kleine Betstube in seinem Haus waren dabei offenbar bereits in Rechnung gestellt.[16] Außerdem sollte er auch noch rund drei Reichstaler zu einer „extraordinairen Kontribution" beisteuern, die Bürgermeister und Rat zur Deckung der zusätzlichen Ausgaben der Stadt brauchten.[17]

Diese zusätzliche finanzielle Belastung ärgerte ihn besonders. Da die Veranlagung zu dieser Sondersteuer ohne vorherige Absprache mit dem Grafen, dem Schutzherrn der Judenschaft, erfolgt war, hielt er sie nicht für rechtens. Und seine Glaubensgenossen, die ebenfalls einen Beitrag leisten sollten, sahen das ähnlich. Gemeinsam legten sie Beschwerde bei der gräflichen Regierung ein, die sich der Sache auch umgehend annahm.[18]

Graf Karl selbst war zu dieser Zeit bereits nicht mehr im Lande. Vermutlich um beim Kaiser Pluspunkte für seine absolutistischen Ambitionen zu sammeln, nahm er auf österreichischer Seite an dem Feldzug in Böhmen und Schlesien teil. Er war dabei, als Preußen in der Schlacht bei Kolin eine schwere Niederlage zugefügt wurde, nach der es sich gezwungen sah, seine Truppen nach Sachsen zurückziehen. Anschließend reiste der Graf weiter nach Wien, um dort am Hof seine Sache persönlich vorzutragen. In einem Gespräch mit dem kaiserlichen Rat Senkenburg erhielt er die Zusage, dass er fortfahren dürfe, das Wohl seiner kleinen Residenzstadt, *„durch heilsame Verordnungen zu befördern"*, eine Zusage, die er getrost als Rückendeckung für seine politischen Pläne interpretieren konnte.[19]

Als er im Spätherbst nach Burgsteinfurt zurückkam, nahm er sich sofort die Haushaltsbücher der Stadtverwaltung vor, machte einen Kassensturz und war über die angelaufene Schuldenlast entsetzt. Die Beschwerde der Judenschaft kam ihm in diesem Zusammenhang gerade recht. Er reihte sie in die lange Liste der Vorwürfe ein, die er gegen die Amtsführung von

Bürgermeister und Rat erhob. Sie schien ihm gravierend genug zu sein, um den lang erstrebten Umsturz der städtischen Verfassung jetzt auf der Stelle und mehr oder weniger auf eigene Faust durchzuführen.

Mit dem „Freifahrtschein" des Grafen Senkenburg in der Tasche erklärte er Anfang Januar 1758 die gewählten Bürgerschaftsvertreter, Bürgermeister und Rat, kurzerhand für abgesetzt und kündigte zugleich die Ernennung einer nur ihm verantwortlichen Stadtkommission an, die an deren Stelle treten sollte.

Die darauffolgenden dramatischen Ereignisse sind weitgehend bekannt. Die Bürgerschaft erhob sich gegen ihren Landesherrn, der in seiner Not die Garnison in Münster um Hilfe anrief, so dass alsbald ein Trupp französischer Soldaten von 150 Mann in Burgsteinfurt einrückte und die Ordnung unblutig wiederherstellte. Anschließend musste die Bürgerschaft dem Grafen aufs Neue huldigen und eine Unterwerfungsurkunde unterschreiben. Nachdem die Franzosen dann Anfang März wieder abgezogen waren, legte sich der Graf eine eigene, 50 Mann starke Grenadierskompanie zu, um für künftige Zwischenfälle gewappnet zu sein.[20]

Die Hoffnung der Judenschaft, bei dem allgemeinen „Revirement" könnte der Graf ihre Beschwerde vielleicht ganz und gar zu ihren Gunsten entscheiden und sie von den veranschlagten Beiträgen zu der extraordinairen Kontribution befreien, erfüllte sich dagegen nicht. Die Abgaben wurden einfach nachträglich legalisiert, so dass Marcus seine drei Reichstaler nun also definitiv entrichten musste.

Dafür tat sich aber nach dem politischen Umschwung die eine oder andere neue Geschäftsmöglichkeit für ihn auf. Die gräfliche Grenadierskompanie musste eingekleidet und ausgerüstet werden.[21] Außerdem wurde der Bedarf an Roggen, Speck und Butter, den die Stadt regelmäßig zu decken hatte, um ihre Armen speisen zu können, von der neuen Stadtkommission nicht mehr einfach vergeben, wie es bisher offenbar der Fall gewesen war, sondern jedes Mal offiziell ausgeschrieben. Und gleich beim ersten Mal gelang es Marcus, die fällige Lieferung von 32 Pfund Speck, 44 Pfund Butter und einem Malter, zwei Scheffeln klaren Roggens zu ersteigern.[22]

Das ganze Frühjahr und den ganzen Sommer über blieb die Stadt von neuen Einquartierungen verschont. Draußen ging der Krieg jedoch weiter. Statt des unfähigen Cumberland hatte König Friedrich von Preußen seinen Schwager, den Herzog Ferdinand von Braunschweig, zum Oberbefehlshaber seines nordwestdeutschen Heeres berufen. Der vertrieb die bis dahin dominierenden französischen Verbündeten Österreichs aus Westfalen. Die Festung Münster ging ohne Widerstand in den Besitz der englisch-

preußischen Alliierten über, die das Hochstift wie die Grafschaft Steinfurt als Feindesland ansahen und sich anschickten, sie dementsprechend zu behandeln.

Im November rückte ein englisches Regiment unter Oberst Horn, insgesamt 954 Mann, in Burgsteinfurt ein, um hier Winterquartiere zu beziehen. Auch Marcus musste wieder Räume zur Verfügung stellen, und diesmal musste er dabei sogar noch mit Schlimmerem als mit Hänseleien und Demütigungen rechnen. Denn der Oberst Horn machte es sich leicht mit der Disziplin seiner Männer. Er gab einfach eine Ordre aus, nach der die Quartierwirte für etwaige Verbrechen der bei ihnen untergebrachten Soldaten selbst die Verantwortung zu übernehmen hätten.[23]

Dabei quälten Marcus in diesen Wochen und Monaten ganz andere Sorgen. Entweder kurz vor oder kurz nach der neuerlichen Einquartierung verlor er Judith Philipp, seine Frau. Nach knapp zehn Ehejahren segnete Judith das Zeitliche und ließ ihn mitten in dieser schweren Zeit mit seinen Kindern, seinem Knecht und seiner Magd allein. Marcus entschloss sich offenbar ziemlich rasch nach Ablauf der vorgeschriebenen Trauerzeit, eine neue Ehe einzugehen.

Das entsprach nicht nur dem jüdischen Religionsgesetz, nach dem es wichtig ist zu trauern, noch wichtiger aber, anschließend sein normales Leben wieder aufzunehmen und den verbleibenden Kummer, so gut es geht, zu unterdrücken.[24] Es war für ihn, für seine Kinder und für sein Geschäft vermutlich auch die beste Lösung, die sich denken ließ. Allzu wählerisch konnte er unter den gegebenen Kriegsumständen allerdings nicht sein.

Seine neue Braut wurde ihm von seinem Glaubensgenossen Ruben Nathan vorgestellt, der nur wenige Häuser weit von ihm entfernt am Markt wohnte. Ruben hatte eine Schwägerin namens Rachel Joseph Goldschmidt, die Schwester seiner Frau[25], die mit ihrer Mutter zusammen in Lemgo wohnte und noch ledig war.

Rachel war nicht unbedingt das, was man eine glänzende Partie nennen konnte. Ihre Familie hatte schon einmal weitaus bessere Zeiten gesehen. Rachel konnte ihren Stammbaum bis auf Jobst Hameln, den Schwiegervater der berühmten Glückel von Hameln, und auf Freudchen Spanier, die Tochter eines anderen namhaften Mitgliedes der ehemaligen jüdischen Oberschicht des deutschen Reiches zurückführen. Ihre Urgroßeltern hatten nach dem Dreißigjährigen Krieg in der Judengasse in Frankfurt am Main gelebt, in dem Haus „In der Wanne", und hatten dort eine der größten und angesehensten Wechsel- und Juwelierhandlungen geführt. Das Haus war die Frankfurter Korrespondentin des kaiserlichen Hofbankiers Samuel Op-

penheimer in Wien gewesen und hatte sich an dessen Wechselgeschäften vielfach beteiligt.

1669 war einer der Söhne des Hauses, Rachels Großvater Samuel Goldschmidt, nach Lemgo gezogen, um mit dem Grafen zur Lippe Geschäfte zu machen. Er hatte schnell das Vertrauen des Grafen gewonnen und war bereits nach wenigen Jahren zum Hofjuden aufgestiegen. Sein Glück war jedoch nicht von Dauer, und vor allem hatte es sich nicht auf seine Söhne übertragen, von denen zwei den Titel des Hofjuden von ihm übernehmen durften; so unter anderem auch Rachels Vater Joseph, der ältere von beiden.

Joseph hatte den Titel noch lange geführt. Er hatte aber keine der mit dem Titel verbundenen Aufgaben mehr wahrnehmen können, und so war ihm auf Antrag seiner eigenen Glaubensbrüder im Jahre 1730, als Rachel vielleicht noch gar nicht geboren oder doch noch sehr klein war, auch das mit dem Titel verbundene Privileg der Abgabenbefreiung aberkannt worden. Danach war es dann stetig bergab mit ihm gegangen. Als er kurz nach 1740 starb, war er, der um 1715 noch zu den reichsten Einwohnern Lemgos zählte, praktisch bankrott gewesen und hatte seine Familie in äußerst bescheidenen Verhältnissen zurückgelassen.[26]

Rachels Brautschatz war denn auch nicht sehr groß. Ganze 150 Reichstaler brachte sie in die Verbindung mit Elias Marcus ein.[27]

Mit den Vorbereitungen der Hochzeit wartete das Paar, bis das englische Regiment unter Oberst Horn seine Winterquartiere räumte und Burgsteinfurt wieder verließ. Das geschah am 26. April, einem Donnerstag, den einige sicher bald einen „unglückseligen" Donnerstag nannten, weil es beim Abmarsch des Regiments zu einem folgenschweren Zwischenfall kam, der sich zu allem Überfluss auch noch direkt vor Marcus' Haustür abspielte.

Gleich nachdem die Soldaten die Stadttore passiert hatten, wurde die Wacht unter dem Rathaus von Grenadieren aus der Kompanie des Grafen besetzt. Während dieser, wie sich später herausstellen sollte, nur die Absicht hatte, die zurückgelassenen Magazine vor Plünderungen schützen zu lassen, witterte die Bürgerschaft in dem Vorgehen ihres Landesherrn sofort einen weiteren gewaltsamen Versuch, ihre Rechte zu schmälern. Sie rottete sich auf dem Marktplatz zusammen und machte ihrer Empörung Luft.

Es kam zu Handgreiflichkeiten und zum Streit mit den Wachtmannschaften, die schließlich von ihren Waffen Gebrauch machten und in die Menge schossen. Ein Bürger, der Metzger Terberger, starb, zwei andere wurden schwer verwundet. Danach war die Ruhe zwar schnell wieder hergestellt, der Graf gab nach, zog seine Grenadiere zurück und überließ den Wachtdienst wieder wie früher den Bürgern.[28] Die Stimmung in der Stadt

blieb aber gereizt und somit alles andere als günstig für eine öffentliche Hochzeitsfeier, zumal wenn diese von einem der gräflichen Kammerknechte, wie Marcus und seine Glaubensgenossen in Burgsteinfurt immer noch hießen, abgehalten werden sollte.

Da Marcus offenbar ein vorsichtiger Mann war, entschloss er sich, den unsicheren Verhältnissen Rechnung zu tragen und Vorkehrungen zu treffen. Fünf Tage vor dem inzwischen festgesetzten Hochzeitstermin begab er sich mit seinem künftigen Schwager Ruben Nathan, der die Feier in seinem Haus am Markt für ihn ausrichten wollte, ins Schloss. Dort ließ er zunächst einen „Ehevertrag" aufnehmen und ins Regierungsprotokoll eintragen, in dem die Ansprüche seiner zukünftigen Frau im Falle seines vorzeitigen Ablebens, aber auch die seiner beiden Kinder aus erster Ehe sowie etwaiger weiterer Kinder aus seiner neuen Ehe genau festgelegt waren.[29] Der Vertrag stellte wahrscheinlich die deutsche Fassung der „ketuba" dar, jener offiziellen Heiratsurkunde, die gemäß dem jüdischen Gesetz während der Heiratszeremonie in aramäischer Sprache unter dem Traubaldachin verlesen werden sollte.

Im Anschluss an diesen Akt ließen Marcus und sein künftiger Schwager Ruben die vorgesehene Feier dann offiziell durch die gräfliche Regierung „schützen". Dieser Schutz sah so aus, dass das Vorhaben in den nächsten Tagen wahrscheinlich wiederholt öffentlich bekannt gemacht und dabei *„jedem bei zwei Talern Strafe anbefohlen"* wurde, *„niemanden von denen zur Hochzeit sich versammelnden Personen zu beunruhigen oder sonsten bei Gelegenheit einige Störung anzurühren"*.[30]

Am folgenden Sabbat wurde Marcus beim Gottesdienst in der Synagoge noch einmal „aufgerufen", um einen Abschnitt aus der Thora zu lesen, und anschließend, als er sich auf seinen Platz zurückbegab, mit Walnüssen oder Rosinen beworfen zum Zeichen, dass die Gemeinde ihm einen „guten" und fruchtbaren neuen Lebensabschnitt wünschte.

Die Trauung selbst fand am darauffolgenden Dienstag, dem 15. Mai, statt. Auch dieser Termin war bewusst und nicht zufällig gewählt. Er war symbolträchtig. Nach dem Glauben der Väter ist der Dienstag, der dritte Tag der Woche, nämlich ein besonders günstiger Tag zum Heiraten, weil in der Bibelstelle über den dritten Schöpfungstag die Worte stehen *„ki tow"*, *„und Gott sah, dass es gut war"*, die in der Geschichte aller anderen Schöpfungstage „fehlen".

Isaac Samuel, dem Burgsteinfurter Kantor und Lehrer, der die Trauung vornahm, war dieser Zusammenhang natürlich bestens bekannt, ebenso wie den übrigen Teilnehmern an der Zeremonie, die am Ende wahrscheinlich noch ein Übriges taten und das Brautpaar ein weiteres Mal mit Nüssen o-

der Rosinen bewarfen, um ihm zu signalisieren, *„seid fruchtbar und mehret euch"*, wie es in der Schöpfungsgeschichte zu lesen steht.[31]

Den ganzen weiteren Sommer über blieb Burgsteinfurt – wie schon im vergangenen Jahr – von Einquartierungen verschont, so dass den Frischvermählten wenigstens einige Monate ohne unliebsame Gäste in ihrem Haus an der Wasserstraße beschieden waren. Dafür wurde das Reisen, etwa um Einkäufe fürs Geschäft zu erledigen, zusehends gefährlicher. Neue Kontributionen wurden erhoben, und in der Gemeinde brach ein heftiger Streit über die Erweiterung ihres Friedhofs aus, die unerlässlich war und Marcus eine Menge zusätzlicher Arbeit bescherte.[32]

Erst im Winter zogen wieder neue Truppen in Burgsteinfurt ein. Von da an riss es jedoch nicht mehr ab. Gut drei Jahre lang folgten Einquartierung auf Einquartierung, Kontribution auf Kontribution. Missernten und Versorgungsengpässe, Freibeuterei und Plünderungen gesellten sich noch hinzu. Graf Karl hatte sein Ländchen inzwischen längst wieder verlassen, um bis zum Ende des Krieges in Paris zu leben. Der Potentat hatte es besser als seine armen Untertanen.[33]

Wie so häufig nahmen die Belastungen der Juden auch diesmal weitaus stärker als die der übrigen Bevölkerungsgruppen zu. Da es kaum noch vorkam, dass zu Pessach keine fremden Soldaten mehr bei ihnen in Quartier lagen, mussten sie sich beinahe jedes Jahr eine Woche vor Beginn des Festes darum bemühen, bei den Burgsteinfurter Gastwirten für teures Geld – meistens wurde ein Reichstaler pro Tag verlangt – Ausweichquartiere für die Soldaten zu finden.[34] Denn nur wenn die Fremden ausquartiert waren, konnten sie sicher sein, dass sie dem strengen jüdischen Ritualgesetz Genüge tun konnten, nach dem sich während der Pessachfeiertage kein gesäuertes Brot oder auch nur Krumen gesäuerten Brotes im Haus befinden dürfen.

Hinzu kam, dass die Stadtkommission sich nicht scheute, ihnen angesichts der Misere, in der sie selber steckte, eigenmächtig neue Leistungen aufzubürden. Waren Marcus und seine Glaubensgenossen bisher von den sogenannten Ordonnanzen – öffentlichen Arbeiten wie Dreschen und Heubinden – immer befreit gewesen, so kappte die Kommission das Privileg 1761 plötzlich und befahl ihnen, sich von nun an in vollem Umfang daran zu beteiligen.

Außerdem erhöhte sie ihre „Kontributionen" ständig, und als sie sich dazu entschloss, dem Grafen im Namen der Bürgerschaft für seine Unterstützung der Stadt während des gegenwärtigen Krieges ein „freiwilliges Geschenk" zu machen, zog sie die Juden zur Finanzierung „selbstverständ-

lich" ebenfalls heran, obwohl diese ihrem Schutzherrn längst ein eigenes Geschenk verehrt hatten.[35]

Marcus trafen die zusätzlichen Belastungen fast immer besonders hart, weil er sich wegen seines guten Vermögensstandes überproportional daran beteiligen musste. Als Vorsteher versuchte er deshalb alles, um die, wie er und seine Glaubensgenossen wohl nicht zu Unrecht meinten, unrechtmäßigen Forderungen der Stadtkommission abzuwehren beziehungsweise rückgängig machen zu lassen. Er legte Beschwerde bei der gräflichen Regierung ein, und als diese nur kurzfristig etwas bewirkte, ließ er im Namen der Judenschaft zwei Gerichtsverfahren gegen die Stadtkommission einleiten, die mehrere Jahre lang vor dem gräflichen Hofgericht verhandelt wurden.[36]

Trotz all dieser Beschwernisse wäre es falsch, zu behaupten, dass Marcus unter den Wirren der letzten dreieinhalb Kriegsjahre nur gelitten hätte. Seine Einstellung war eher ambivalent, sein Bewusstsein gespalten. Denn so sehr der tägliche Druck, den er auszuhalten hatte, auch wuchs, für ihn besaßen diese Jahre noch eine andere Seite. 1760, wahrscheinlich noch im ersten Jahr seiner zweiten Ehe, machte Rachel ihn zum dritten Mal zum Vater, indem sie ihm eine Tochter schenkte, die sie nach Ruben Nathans Frau Sarah nannten und der ziemlich bald noch eine weitere Tochter – Hindelche genannt – folgte.[37]

Darüber hinaus entwickelten sich Marcus' Geschäfte prächtig. Dank der *„vielerlei Kriegsnahrung"*, wie es im damaligen Amtsdeutsch hieß, warfen sie viel höhere Gewinne ab als in den vorangegangenen Friedenszeiten.[38] Besonders gefragt waren dabei seine Erfahrungen im traditionellen Handel mit landwirtschaftlichen Produkten, den er trotz seiner geschäftlichen Neuerungen von vor dem Krieg nicht aufgegeben hatte.

Sie ermöglichten es ihm, jetzt einige lukrative Fouragelieferungen für die Stadt zu übernehmen. Genaue Einzelheiten über diese Lieferungen sind zwar nicht bekannt; sie waren aber immerhin so umfangreich, dass die Kommune bis lange nach dem Krieg bei ihm verschuldet blieb und zeitweise auf die Einziehung seiner Kontributionen verzichten musste.[39]

Neben dem Fouragegeschäft war es wohl vor allem die kleine Wechselstube, die Marcus' Vermögen wachsen ließ. Die ständig ein- und abziehenden Soldaten unterschiedlicher Nationalität, in deren Gefolge sich gelegentlich auch „Damen" befanden, ließen offenbar regelmäßig die Kassen im Haus an der Wasserstraße klingeln.[40] Aber auch die leidige Münzverschlechterung in Preußen, eine Inflation, durch die Friedrich II. sich die Finanzierung seines Krieges zu erleichtern versuchte, zahlte sich für den „Wechselier" Marcus aus. Denn nicht selten, wenn der Graf oder die gräf-

liche Regierung sichergehen wollten, bei einem Wechselgeschäft „gutes" oder, wie man damals zu sagen pflegte, *„hartes Silbergeld"* zu bekommen, wandten sie sich an ihn, ihren *„ergebenen Kammerknecht Elias Marcus"*, und geizten anschließend nicht mit Provisionen.[41]

Ende 1762 begann sich endlich das Ende des bald siebenjährigen Ausnahmezustandes abzuzeichnen. Mitte November wurde ein Waffenstillstand zwischen den kriegführenden Parteien vereinbart. Drei Monate später folgte der Abschluss eines Friedensvertrages, und fast gleichzeitig zogen auch die letzten Truppen, die in Burgsteinfurt einquartiert worden waren, ab. Die Erleichterung in der Bevölkerung war groß, die Rückkehr zur Normalität jedoch schwierig. Denn die Viehställe waren leer, das Saatgut verfüttert, das Geld war nichts mehr wert, und die Kommune befand sich am Rande des finanziellen Ruins.[42]

Eine der ersten Aufgaben, die sich Marcus nach der Rückkehr des Friedens stellte, war wohl eher überraschend die Wiederaufnahme der zu Kriegsbeginn unterbrochenen Verhandlungen wegen des Baus der neuen Synagoge. Nachdem das Projekt über sechs Jahre lang auf Eis gelegen hatte, hatte es der Graf, der selbst gerade erst aus Paris zurückgekehrt war, mit der Verwirklichung seines Vorhabens offenbar sehr eilig. Noch im März, nur einen Monat nach dem offiziellen Friedensschluss, waren die endgültigen Konditionen des Baus ausgehandelt und die nötigen Papiere unterzeichnet.

Die Kosten, die die Gemeinde danach übernehmen musste, lagen zwar weitaus höher, als vor dem Krieg veranschlagt[43], und die Finanzierung war, zumindest nach unseren Vorstellungen, alles andere als unproblematisch. Während die eine Hälfte der aufgewendeten 2.000 Taler vom Grafen aufgebracht und als *„unablösliche"* Schuld der Judenschaft festgeschrieben wurde, für die jedes Jahr 50 Taler Zinsen zu bezahlen waren, beglich die Gemeinde die andere Hälfte zu knapp zwei Dritteln (650 Reichstaler) aus eigenen Mitteln und zu etwas mehr als einem Drittel (350 Reichstaler) durch einen weiteren Kredit, den ihr der Rentmeister der Kommende Bernhard Becker zu einem Zinssatz von vier Prozent gewährte.[44]

Dennoch konnte Marcus mit dem Ergebnis seiner Verhandlungen durchaus zufrieden sein. Die Tage der kleinen Betstube in seinem Haus und all der Misshelligkeiten, die damit zusammenhingen, waren jetzt endgültig gezählt. Und als er sich am 11. April des darauffolgenden Jahres mit seinen Glaubensbrüdern in das neue Gotteshaus an der Kautenstege, ganz in der Nähe der traditionsreichen Hohen Schule und der evangelischen Kleinen Kirche, begab, um dort von dem gräflichen Regierungsrat Fatken die

Schlüssel des eben fertig gestellten Gebäudes entgegenzunehmen, dürfte er auch sehr stolz und sehr dankbar gewesen sein.[45] Seine Nachfahren wiesen jedenfalls noch 150 Jahre später gern auf dieses Ereignis hin, wenn sie die besondere Rolle ihrer Familie für die Entwicklung jüdischen Lebens in Burgsteinfurt unterstreichen oder wenn sie bestimmte Positionen in der Gemeinde beanspruchen wollten.[46]

Praktisch gleichzeitig mit der Fertigstellung der Synagoge wechselte das Haus an der Wasserstraße, in dem Marcus nunmehr seit 15 Jahren wohnte, seinen Besitzer. Es ging an Marcus' Nachbarn, den Musikus und Geheimen gräflichen Finanzassessor Johann Friedrich Klöffler und dessen Frau Anna Regina, über. Marcus gelang es, mit den Eheleuten einen neuen, langfristigen Mietvertrag auszuhandeln. Danach konnte er mit seiner Familie weitere 20 Jahre in dem Haus wohnen. Die Miete wurde auf 20 Reichstaler pro Jahr festgesetzt. Da Marcus sich aber bereit erklärte, 150 Reichstaler auf einen Schlag und sofort zu bezahlen und außerdem alle in den nächsten 20 Jahren etwa anfallenden Reparaturkosten zu übernehmen, sollte es bei dieser einmaligen Gegenleistung von 150 Reichstalern sein Bewenden haben.[46]

Einige Sorgen bereitete Marcus in den ersten ein, zwei Jahren nach dem Friedensschluss der offenbar doch recht erhebliche Rückgang seiner Geschäfte. Der Wegfall der sogenannten „Kriegsnahrung" ließ sich nicht von heute auf morgen kompensieren. Nervös wandte er sich deshalb schon nach wenigen Wochen mit der Bitte an die Stadtkommission, ihm wegen *„abgehender Nahrung"* einen Teil seiner Abgaben zu erlassen. Der Vorstoß blieb jedoch erfolglos. Die Kommission konnte und wollte sich nicht auf Ausnahmeregelungen einlassen. Überdies war sie der Meinung, dass Marcus in den vergangenen Jahren genug verdient hatte, um seinen Verpflichtungen nachzukommen[47], so dass er sich also wohl oder übel gedulden musste.

Die erneute Renaissance des Hoflebens, der Bau des neuen gräflichen Lustgartens, des Bagno (1765), und der Zulauf, den die neue Synagoge an vielen Feiertagen von außerhalb erhielt, sorgten bald dafür, dass seine ärgsten Befürchtungen sich nicht erfüllten und es mit seinen Geschäften wieder aufwärts ging.[48] Die Übertragung verschiedener kleinerer und mittelgroßer öffentlicher Aufträge, um die er sich bewarb, taten dann offenbar ein Übriges, um seine Einkommenslage auf relativ hohem Niveau langfristig zu stabilisieren.

Dann und wann konnte er jetzt zum Beispiel wieder die jeweils vierteljährlich ausgeschriebene Lieferungen für die städtischen Armenspeisungen übernehmen.[49] Vom Hof erhielt er Aufträge wie die, die gesamte Grena-

dierskompanie mit Strümpfen auszurüsten oder feinstes Barchent für die gräflichen Schlafgemächer zu besorgen.[50] Und als 1767 auf Anordnung des Grafen das gesamte in Burgsteinfurt und den drei Bauerschaften Sellen, Hollich und Veltrup kursierende Kupfergeld aus dem Verkehr gezogen wurde, war Marcus selbstverständlich ebenfalls zur Stelle, um bei der abschließenden Auktion mitzubieten.

Fünf Bewerber gaben ihre Gebote für die insgesamt 1.117 Pfund alten Kupfergeldes ab, darunter unter anderem Samuel Itzig, sein Glaubensgenosse von der Steinstraße, sowie ein offenbar recht betuchter Mann namens Gumperts aus Stadtlohn. Marcus' Gebot lag bei 349 Reichstalern für den ganzen Batzen, und für diese Summe bekam er am Ende auch den Zuschlag. Am 11. Oktober und am 11. November 1767 wurden ihm die ersteigerten Münzen auf der Stadtwaage im Rathaus ordnungsgemäß *„zugewogen"* und anschließend zu seiner freien Verfügung ausgehändigt.[51]

Obwohl der Krieg längst zu Ende war, wurde das Leben nicht unbedingt ruhiger. Neben seiner Arbeit als Kaufmann und Wechselhändler blieb Marcus auch weiterhin für die Gemeinde aktiv, deren Größe und Wohlstand langsam, aber stetig wuchs. Wiederholt wurde er noch zum Vorsteher gewählt, und als dem Grafen die Wahl eines anderen Vorstehers einmal nicht gefiel, musste er das Amt an dessen Stelle ebenfalls übernehmen. Ab Ende der sechziger Jahre gewannen allmählich Familienangelegenheiten stärker an Gewicht. Sie waren zwar meist erfreulich, kosteten aber ihren Preis.

1770 verließ das erste von Marcus' Kindern sein Elternhaus. Seine älteste Tochter Malchen heiratete und zog nach Schöppingen um. Marcus gab ihr eine komplette Aussteuer, *„gehörige Kleider"* und einen Brautschatz von 50 Dukaten oder umgerechnet rund 250 Reichstalern mit in die Ehe. Das Abzugsgeld in Höhe von 25 Reichstalern übernahm er ebenfalls und beglich es bei nächster Gelegenheit im Schloß.[52]

1773 oder 1774 wurde er noch einmal Vater. Nach zwei Töchtern beglückte Rachel ihn diesmal mit einem Sohn, einem kleinen Nachzügler, der nach dem Vater den Namen Elias bekam und einer seiner Erben in Burgsteinfurt werden sollte.

1780 war es Philipp, Marcus' Sohn aus erster Ehe, der als nächster sein Elternhaus verließ, um zu heiraten und sich in Werne eine eigene Existenz aufzubauen. Ihm gab Marcus 100 Reichstaler mit auf den Weg und beglich, wie im Fall seiner Schwester, auch diesmal zusätzlich das fällige Abzugsgeld, das sich auf 10 Reichstaler belief.[53]

1784 gelang es Marcus, anstelle eines weiteren Mietvertrages für das Haus an der Wasserstraße einen Erbpachtvertrag mit seinen Besitzern, dem Ehepaar Klöffler, abzuschließen. Da die Klöfflers *„für eine dringende Ausgabe"* gerade Geld brauchten, und zwar in Form eines langfristigen Kredits, fiel dieser Vertrag überaus günstig aus, so günstig, dass Marcus das Haus von nun an fast kostenlos bewohnen und außerdem darauf hoffen durfte, dass seine Kinder es in zwanzig Jahren als Eigentum übernehmen konnten.

Im Einzelnen sah der Vertrag vor, dass Marcus jedes Jahr sechs Reichstaler Pachtgelder aufbringen musste, dass er diese aber nicht an die Klöfflers abzuführen brauchte, sondern sie mit in eine gründliche Überholung des Hauses stecken konnte, zu der er sich ausdrücklich verpflichtete. Konkret versprach er, den Giebel des Hauses mit neuen Blenden versehen und anstreichen zu lassen, die Stuben nach vorn zur Straße hin mit modernen englischen Fenstern auszustatten und *„alles, was inwendig im Hause erforderlich, nach und nach reparieren zu wollen und zu sollen"*.

Im Gegenzug gewährte er den Klöfflers den erbetenen Kredit von 150 Reichstalern zu fünf Prozent Zinsen jährlich mit einer Laufzeit von 20 Jahren. Als besondere Vergünstigung billigte er ihnen zu, die Zinsen nicht jedes Jahr, sondern erst nach Ablauf der vereinbarten 20 Jahre zusammen mit den geborgten 150 Talern zu „erstatten" – mit dem Zusatz allerdings, dass das von ihm gepachtete Haus bei Überschreitung dieser Frist um mehr als 14 Tage automatisch in den Besitz seiner Familie übergehen sollte.[54]

Der Vertrag war ein deutliches Zeichen. Mit ihm gab Marcus zu verstehen, dass er in Burgsteinfurt inzwischen heimisch geworden war, dass er sich hier wohlfühlte und deshalb damit begonnen hatte, die Weichen für die Fortsetzung der Familiengeschichte in der Stadt zu stellen. Wie diese Fortsetzung im Detail aussehen sollte, blieb zu diesem Zeitpunkt noch offen.

Knapp sechs Jahre später, als fast gleichzeitig die Hochzeiten seiner Töchter Sarah und Hindelche anstanden, war es dann jedoch so weit, sein Erbe in Burgsteinfurt ganz konkret und detailliert zu regeln.[55] Noch war er zwar rüstig und keineswegs bereit, ganz von der Bühne abzutreten. Fast zwanzig Jahre Lebenszeit sollten ihm noch bleiben.[56] Aber einen Teil seiner Verantwortung für das Geschäft und für die Familie trat er jetzt ab. Marcus' Lebensabend hatte begonnen.

Der Kaufmann Lefmann Isaak war knapp 36 Jahre alt[57], als er im Jahre 1788 vom linken Ufer des Rheins mit, wie er selber schrieb, *„geringem"*, ja er könne wohl sagen, *„mit gar keinem Vermögen"* nach Burgsteinfurt kam, um Elias Marcus' zweitälteste Tochter Sarah zu heiraten und mit ihr einen eigenen Hausstand in der Stadt zu gründen.[58]

Als Sarahs Ehemann sollte Lefmann Isaak, so war es vorgesehen, der erste von Marcus' Nachfolgern in Burgsteinfurt werden. Dessen eigener Sohn Elias war dafür noch zu jung. Mit 14 Jahren hatte er gerade erst die Bar Mizwa hinter sich. Und Marcus' andere bislang noch ledige Tochter Hindelche tat es eben ihren beiden Stiefgeschwistern Malchen und Philipp gleich, indem sie sich irgendwo außerhalb der Stadt und Grafschaft Steinfurt niederließ.[59]

Die Lage in Burgsteinfurt war zu dieser Zeit für eine Neuansiedlung recht günstig. Nachdem Graf Karl Paul Ernst im Jahre 1780 gestorben war, hatte der neue Regent, sein Sohn Ludwig, damit begonnen, durch den Umbau des „Bagno" von einem herrschaftlichen Lustgarten in einen „öffentlichen Freizeitpark" für eine merkliche Belebung der städtischen Wirtschaft zu sorgen. Das Gespenst eines drohenden Bankrotts der Kommune, das sich vor knapp zehn Jahren noch einmal drohend abgezeichnet hatte, war gebannt. Tüchtige Kaufleute und Händler waren stärker gefragt denn je. Und in der jüdischen Gemeinde war man froh über jedes einigermaßen zuverlässige und zahlungskräftige Mitglied, das man neu hinzu gewann.[60]

Um den für seine Niederlassung in Burgsteinfurt nötigen Schutzbrief brauchte sich Lefmann Isaak nicht zu kümmern. Er wurde von seinem Schwiegervater bei der gräflichen Regierung für ihn beantragt und bezahlt.[61] Die 60 Dukaten oder umgerechnet knapp 173 Reichstaler, die das Geleit kostete, wurden ihm allerdings nicht geschenkt. Wie es scheint, musste er sich verpflichten, später einmal – wenn Marcus selbst vielleicht nicht mehr lebte – das gleiche für dessen Sohn Elias, Lefmanns neuen Neffen also, zu tun und diesem den Schutzbrief für Burgsteinfurt zu finanzieren.

Marcus' großes Geschenk an seinen Schwiegersohn bestand in der Übergabe wahrscheinlich der Hälfte seiner Geschäfte. Dazu gehörten, wie es scheint, die Wechselstube sowie Teile seines Textil- und seines Getreidehandels. Lefmann selbst fügte als Ergänzung noch einen Fell- und Häutehandel hinzu. Sein eigentliches Metier aber sollte das Fouragegeschäft werden.

Trotz der engen familiären und geschäftlichen Verbindungen, die sich aus den angeführten Regelungen ergaben, zog Lefmann Isaak nach der Hochzeit nicht mit seinem Schwiegervater unter ein Dach, sondern – wie es sich für einen selbständigen Kaufmann von einigem Stolz und Ehrgeiz gehörte – in ein eigenes Haus. Es lag gut einen Steinwurf weit von Marcus' Domizil entfernt ebenfalls an der Wasserstraße und wurde in den amtlichen Verzeichnissen als Nummer 228 geführt. Anfangs wohnte er in diesem Haus mit seiner Familie zur Miete, aber nach einigen Jahren kaufte er es seinem Besitzer ab[62], was dank einer neueren Verfügung des Grafen Ludwig inzwischen möglich geworden war.[63]

Knapp 12 Monate nach Lefmanns Niederlassung in Burgsteinfurt – Sarah war gerade zum ersten Mal schwanger mit einer Tochter, die den Namen Beilchen bekommen sollte – machten erste Nachrichten von einem ungeheuren Ereignis die Runde.[64] Am 14. Juli 1789 hatten in Paris aufgebrachte Volksmassen die Bastille, das als Symbol des Despotismus geltende alte Gefängnis der französischen Metropole, erstürmt und damit eine Revolution in Gang gebracht, die schnell zum Sturz der Monarchie und der bislang überall als gottgewollt angesehenen ständischen Ordnung in Frankreich führte. Das Ganze schien für Burgsteinfurt zunächst nur interessant, aber weiter nicht von Belang zu sein. Doch das änderte sich.

Anfang 1792 brach ein Krieg zwischen Frankreich und den Großmächten Österreich, Preußen, Russland und Großbritannien aus, die für sich ein Interventionsrecht zugunsten des monarchischen Prinzips in Anspruch nahmen. Nach anfänglichen Erfolgen der Koalitionsarmeen wendete sich das Blatt. Die Revolutionstruppen wandelten den Verteidigungs- in einen Eroberungskrieg um. Belgien und der deutsche Teil des linken Rheinufers fielen. Die Besetzung Hollands und die Gründung der Batavischen Republik folgten. Und von da an war ein Vordringen der Revolutionstruppen auch nach Burgsteinfurt mit einem Mal nicht mehr auszuschließen.

Die Rettung schien von Preußen zu kommen. Im Mai 1795 schloss es einen separaten Friedensvertrag mit den Franzosen ab, in dem ganz Norddeutschland zur neutralen Zone erklärt wurde. Eine „Demarkationslinie" grenzte diese Zone ab. Um die Linie abzusichern, wurde ein Heer von rund 40.000 Mann – Preußen, Hannoveraner, Braunschweiger – aufgeboten, an dessen Versorgung und Unterhaltung sich sämtliche nutznießenden Staaten, also auch die Grafschaft Steinfurt, anteilig beteiligen sollten.[65]

Obwohl Lefmann Isaak sich bestimmt von Sympathien für die französischen Revolutionäre nicht ganz frei halten konnte – immerhin ließen sie ihren Grundsatz der „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" auch für Ju-

den gelten –, hatte er sich doch offenbar schon bald, nachdem der Krieg ausgebrochen war, als Fouragelieferant der Koalitionstruppen, namentlich der preußischen und hannoveranischen Truppen, verdingt.[66] Jetzt bot ihm die Vereinbarung über die Unterhaltung der Demarkationstruppen die Gelegenheit zu einem weiteren einschlägigen Geschäft. Es sollte, wie es scheint, sein erstes größeres werden.

Anfang September 1796 wurde der Anteil der Grafschaft Steinfurt an den anstehenden Lieferungen für die Demarkationstruppen festgesetzt. Lefmann reichte sein Gebot für die Übernahme der auf sechs Monate berechneten ersten Rate ein und bekam zusammen mit Itzig Samuel, dem Glaubensgenossen von der Steinstraße, den Zuschlag.

Am 2. September verpflichteten sich die beiden jüdischen Händler in einem Vertrag mit der gräflichen Regierung, bis zum Ende des Monats unter unbeschränkter Haftung ihres gesamten Vermögens (also auch der nicht in ihren Geschäften steckenden Vermögensteile) zu einem Preis von 1.556 Reichstalern und 36 ½ Stübern insgesamt 663 $^{1}/_{5}$ Scheffel Hafer, 124 Scheffel Mehl, 199 Zentner, 92 $^{4}/_{5}$ Pfund Heu und 11 Schock, 18 Bund Stroh an das Königlich Preußische Kommissariat zu Minden beziehungsweise das Kur-Hannoversche Kommissariat zu Nienburg zu liefern. Lefmann fiel außerdem die Aufgabe zu, als erfahrener *„Wechselier"* und *„Banquier"* die Transaktion der Geldabgaben abzuwickeln, die die Naturalienlieferungen ergänzen sollten und sich auf 286 Reichstaler und 24 Stüber beliefen.[67]

Sechs Monate nach dem ersten wurde ein zweiter, ganz ähnlicher Vertrag für die nächste Lieferung zwischen dem Grafenhaus und den beiden jüdischen Händlern abgeschlossen. Und danach ging es fast vier Jahre lang in gleichem Rhythmus so weiter. Jedes halbe Jahr wurde die nächste anstehende Lieferung ausgeschrieben, und bis auf eine oder zwei Ausnahmen erhielten immer Lefmann Isaak und Itzig Samuel den Zuschlag.[68]

Um die Dimension dieses ersten nachweisbaren öffentlichen Großauftrags, den Marcus' Schwiegersohn in Burgsteinfurt übernehmen konnte, dem heutigem Vorstellungsvermögen noch etwas näher zu bringen, seien hier die folgenden vergleichenden Angaben gestattet. Die 1.500 bis 1.700 Taler, die Lefmann und Itzig Samuel mit jeder halbjährlichen Lieferung umsetzten, sind bei aller gebotenen Vorsicht ganz grob geschätzt etwa 90.000 bis 100.000 Euro heutigen Geldes gleichzusetzen, was bei einer Zahl von zehn übernommenen Lieferungen innerhalb von fünfeinhalb Jahren allein für Lefmann Isaak einen Gesamtumsatz von rund 8.000 Talern oder etwas weniger als einer halben Million Euro heutigen Geldes bedeutet.[69]

Der Höhe des Umsatzes entsprach die Höhe der Gewinne, aber auch die Größe des Risikos, das Lefmann bei der Abwicklung seiner Geschäfte durchgängig auf sich nehmen musste. Längst nicht immer ging dabei alles glatt. So hatte er beispielsweise gleich zu Beginn seiner Karriere als Fouragelieferant eine ärgerliche Geschichte mit einem Zwischenhändler namens Josef Windmüller, einem Glaubensgenossen aus Warendorf, zu bestehen.

Auf einer seiner Einkaufsreisen hatte Lefmann Isaak diesen Joseph Windmüller irgendwo zwischen Warendorf und Telgte getroffen. Er war mit ihm zunächst ins Gespräch und dann ins Geschäft gekommen. Dabei hatte ihm der besagte Joseph Windmüller die Überlassung von 100 Maltern weißen Hafers zu einem Preis von einem Reichstaler, 14 Stüber pro Malter zugesichert. Im Vertrauen auf das gegebene Wort hatte Lefmann Isaak ihm daraufhin sofort einen Abschlag von 20 Dukaten oder 58 Reichstalern bar auf die Hand gezahlt und gleichzeitig mit ihm abgemacht, drei Tage später den gekauften Hafer bei ihm zu Hause abzuholen.

Als Lefmann Isaak jedoch am dritten Tag in Warendorf erschien, war Joseph Windmüller nicht daheim. Er sei nach Münster gereist, erklärte seine Frau, so dass Lefmann Isaak unverrichteter Dinge wieder abziehen musste. Da er jedoch inzwischen misstrauisch geworden war, kehrte er noch am gleichen Tag in Begleitung eines Notars und eines Zeugen zurück und forderte die sofortige Erfüllung des abgeschlossenen Vertrages. Wiederum jedoch vergeblich. Am folgenden Tag erklärte der aus Münster zurückgekehrte Joseph Windmüller dann in einer ziemlich unverfrorenen Weise, dass er den Hafer nicht liefern werde und dass die Schuld dafür allein bei Lefmann Isaak liege, weil der die Ware nicht rechtzeitig abgeholt habe.

Daraufhin reichte Lefmann Isaak beim Fürstlichen Hofgericht in Münster eine Klage gegen Joseph Windmüller ein, der denn auch alsbald zur Rückerstattung der als Abschlag erhaltenen 20 Dukaten sowie zur Zahlung eines Ausgleichs für den dem Lefmann entgangenen Gewinn in Höhe von geschätzten 950 Reichstalern verurteilt wurde. Damit war die Geschichte jedoch noch nicht ausgestanden, denn Joseph Windmüller legte umgehend Berufung ein und als das Urteil von der zweiten Instanz, dem weltlichen Hofgericht Münster, bestätigt wurde, trug er das Verfahren sogar noch vor das Reichskammergericht, so dass die ganze Sache sich insgesamt über viele Jahre hinzog.[70]

Andere, jedoch nicht minder ärgerliche Schwierigkeiten erwuchsen Lefmann Isaak aus der bisweilen denkbar schlechten Zahlungsmoral der Stadt. Während das aus den drei Bauerschaften Sellen, Hollich und Veltrup

bestehende Kirchspiel Steinfurt seine Beiträge zur Begleichung der von Lefmann jeweils vorfinanzierten Fouragelieferungen immer pünktlich im gräflichen Rentamt einzahlte, zögerte die Kommune ihre Zahlungen gelegentlich hinaus. Da Lefmann aber bei seinen Vorfinanzierungen selbst auf kurzfristige Kredite angewiesen war, die pünktlich zurückgezahlt werden mussten, wenn er seinen guten Leumund als Kaufmann nicht verlieren wollte, machte ihm die Nachlässigkeit der Stadt sehr zu schaffen. Mehrfach musste er deshalb entweder den Grafen oder das Königlich Preußische Kommissariat in Minden um Unterstützung bitten, um an sein Geld zu kommen, ja einmal sah er sich sogar genötigt, mit einer *„gerichtlichen Klage"* gegen den Magistrat vorzugehen.[71]

Um auf solche und ähnliche Probleme vorbereitet zu sein, hatte Lefmann Isaak natürlich seine Vorkehrungen getroffen. Wie jeder besonnene Kaufmann, so steckte auch Lefmann meistens nur einen Teil seines Erwerbs wieder ins Geschäft. Einen anderen legte er an. Dabei folgte er unter anderem dem in der christlichen Kaufmannschaft der Zeit seit langem geltenden Grundsatz, dass die sicherste Kapitalanlage der Erwerb von Immobilien sei. Nachdem er sein Wohnhaus in der Wasserstraße schon früh erworben hatte, kaufte er gegen Ende der neunziger Jahre ein zweites, größeres Haus in der Steinstraße (Hausnummer 135) dazu. Es kostete ihn 750 Reichstaler und war, wie er selber schrieb, bereits ein richtiges *„Anwesen"*, das zugleich seinem steigenden Selbstbewusstsein und seinem wachsenden Bedürfnis nach durchaus schon „bürgerlich" zu nennender Repräsentation entsprach.[72]

Der rasche wirtschaftliche Aufstieg Lefmann Isaaks blieb in Burgsteinfurt nicht ohne öffentliche Resonanz. Sie war von Anfang an geteilt. Vor allem in der Bürgerschaft gab es viele, denen Marcus' Schwiegersohn nicht besonders sympathisch war. Manche konnten ihn schon wegen seiner bisweilen sehr selbstgerechten, bisweilen sehr aufbrausenden Art nicht leiden. Andere unterstellten ihm ein nicht immer ganz sauberes Geschäftsgebaren, wieder andere beneideten ihm einfach um seinen Erfolg.

Sein erbittertster Feind war vielleicht der Müller Lahaus. Für diesen war Lefmann eine regelrechte Reizfigur. Lange verfolgte er ihn mit stummer Abneigung. Doch eines Tages hatte sich so viel Ärger und so viel Wut auf diesen, wie er meinte, nicht ganz ehrlichen Getreidehändler in Lahaus aufgestaut, dass er, als er seinen Intimfeind zufällig im Haus des Pastors Nolda bei der Ablieferung einiger Malter Hafer für einen dort einquartierten General antraf, plötzlich „Amok" lief. Mit dem lauten Ausruf *„Spitzbube, so streicht man nicht"* stürzte er sich ohne jede Vorwarnung auf ihn, riss ihn an den Haaren zu sich herum und schlug ihn so fürchterlich zusammen,

dass Lefmann vier Wochen brauchte, um sich von den Verletzungen zu erholen.[73]

Ganz anders als in der Bürgerschaft beurteilte und behandelte man Lefmann Isaak dagegen unter seinen eigenen Glaubensbrüdern in der Burgsteinfurter Judenschaft. Seit 1795 wählten sie ihn mehrfach zum Vorsteher ihrer mittlerweile gar nicht mehr so kleinen Gemeinschaft und sprachen ihm auf diese Weise immer wieder ihre Hochachtung und ihr Vertrauen aus.[74]

Großen Kummer bereiteten Lefmann Isaak schon relativ früh einige private Schicksalsschläge. Vor allem der frühe Tod seiner Frau Sarah traf ihn hart. Sie starb 1798 nicht einmal 40jährig, nachdem sie ihm drei Kinder, nach der Tochter Beilchen noch zwei Söhne, Isaak und Marcus, geschenkt hatte.[75] Wochenlang litt er schwer unter ihrem Verlust, verfiel zeitweilig in Depressionen, war, wie ein Beobachter es ausdrückte, *„sehr gebeugt und niedergeschlagen"*, dann aber auch wieder äußerst reizbar, so dass er sich zu Unbesonnenheiten hinreißen ließ.[76]

Schließlich entschloss er sich dennoch, ein zweites Mal zu heiraten. Mit seinen fast 50 Jahren wählte er sich ein 18jähriges Mädchen namens Julie Kugelmann zur Frau. Doch auch dieses neue Glück blieb nicht ungetrübt. Weder im ersten, noch im zweiten, noch im dritten Ehejahr stellten sich Kinder ein. Es schien so, als ob die neue Verbindung zur Unfruchtbarkeit verurteilt sei. Für einen frommen Juden wie Lefmann war das alles andere als eine Kleinigkeit. Denn der Vers der Genesis *„Seid fruchtbar und mehret euch"* gehört für die jüdische Religion zum geschriebenen Gesetz. Noch brauchte er die Hoffnung zwar nicht aufzugeben, aber sie schwand mit jedem weiteren Jahr dahin, in dem Julie nicht schwanger wurde.[77]

Anfang 1801 war die Zeit der großen Fouragelieferungen an die preußisch-hannoverschen Demarkationstruppen zu Ende. Am 9. Februar hatten Frankreich und Österreich im Namen des deutschen Reiches in der kleinen französischen Stadt Lunéville ihre Feindseligkeiten beigelegt und Frieden geschlossen. Die besetzten linksrheinischen Gebiete wurden von Österreich – wie zuvor von Preußen – als verloren anerkannt, dafür leisteten die Franzosen auf mögliche weitere Eroberungen deutscher Territorien rechts des Rheins Verzicht. Die neutrale Zone war damit hinfällig, die Demarkationstruppe überflüssig geworden. Also wurde sie abgezogen.

In Burgsteinfurt breitete sich nach dem Friedensschluss großer Optimismus aus. In den nächsten Jahren ging es noch einmal deutlich aufwärts.[78] Asylanten und Skeptiker, die vor dem Machthunger Napoleons warnten, des kleinen korsischen Generals, der seit 1799 Frankreich regier-

te, blieben ungehört. 1804 setzte er sich selbst die Kaiserkrone auf; alle sprachen von der prächtigen Zeremonie. Frauen nähten sogar die Kleider nach, die die feine Pariser Gesellschaft bei dem Spektakel getragen hatte. Doch im Herbst 1805 herrschte schon wieder Krieg, und im August 1806 zogen plötzlich französische Truppen in Burgsteinfurt und das umliegende Münsterland ein, weil Napoleon in seiner inzwischen erreichten Machtfülle dekretiert hatte, dass die Region künftig zum Großherzogtum Berg unter seinem Schwager Joachim Murat gehören sollte.[79]

Die Invasion, so besorgniserregend und beängstigend sie zunächst war, trug Lefmann Isaak doch zuallererst ein weiteres großes Fouragegeschäft ein. Es sollte sich zu einem kleinen Drama für ihn entwickeln. Wohl auf Empfehlung des Bürgermeisters hatte ihn der Kommandant der Besatzungstruppen General Beaumont bald nach dem Einmarsch zu sich bestellt und ihm angeboten, die Versorgung seines gesamten in und um Burgsteinfurt einquartierten Regiments zu übernehmen. Geschmeichelt und bei seinem Stolz gepackt, wahrscheinlich der einzige Kaufmann in der Region zu sein, der für einen solchen Großauftrag in Frage kam, nahm Lefmann das Angebot sofort an und schloss mit dem General einen entsprechenden Vertrag.[80]

In den nächsten vier Wochen – für die Zeit vom 1. bis 31. August 1806 – belieferte er das französische Regiment mit nicht weniger als 14.823 Rationen Brot, Fleisch, Reis, Salz und Branntwein als Verpflegung für die Soldaten sowie 1.437 Fuder Hafer, Stroh und Heu als Fourage für die Pferde. Die Lieferungen endeten, als das Regiment am 1. September abgezogen wurde. Doch statt nun gleich – *„à la fin du charge"* – für seine Dienste bezahlt zu werden, wie es in dem abgeschlossenen Vertrag mit dem General vereinbart worden war, blieb Lefmanns Rechnung in Höhe von fast 10.000 Talern oder rund 600.000 Euro heutigen Geldes fast zwei Jahre lang offen.[81]

Die Schwierigkeiten, in die er dadurch geriet, waren bedrückend. Seine Kreditgeber wollten nach wenigen Wochen ihr Geld zurück und ließen sich nicht lange vertrösten. Er musste damit beginnen, einen Teil seines Besitzes zu veräußern, um wenigstens den dringendsten Forderungen nachzukommen und seine Glaubwürdigkeit nicht ganz zu verlieren. Neue Geschäfte, zumindest solche, die sich lohnten, konnte er kaum noch eingehen, einfach weil kein Kapital vorhanden war.[82] Anfangs schrieb er einen Bitt- und Brandbrief nach dem anderen an den für das neu eingerichtete bergische Arrondissement Steinfurt zuständigen Provinzialrat Schmitz in Coesfeld, um zu seinem Recht zu kommen.[83] Auch Bürgermeister Iken setzte sich dort für ihn ein.[84]

Doch alle diese Bemühungen bewirkten wenig. Nach gut fünf Monaten hatte man sich in der bergischen Hauptstadt Düsseldorf noch nicht einmal Gedanken darüber gemacht, wie man die von Lefmann geforderten Gelder überhaupt aufbringen sollte, ob man sie auf das gesamte Arrondissement Steinfurt umlegen oder nur von den Städten und Kirchspielen einfordern konnte, in denen tatsächlich Soldaten der französischen Truppen einquartiert gewesen waren.[85] Erst als Lefmann seine Sache für *„teures Geld"* von *„besonderen Agenten"* dem in Warschau weilenden Großherzog von Berg persönlich vortragen ließ, kam er endlich an sein Ziel.[86]

Allerdings wurden längst nicht alle seine Forderungen von der Gegenseite anerkannt. Von den knapp 11.500 Reichstalern (oder rund 700.000 Euro heutigen Geldes), die er einschließlich der für die lange Wartezeit veranschlagten Zinsen geltend gemacht hatte, bekam er lediglich 9.480 Reichstaler (oder 550.000 Euro heutigen Geldes) ausgezahlt.[87] Das waren gut 2.000 Taler weniger, als ihm seiner Meinung nach zustanden, und das wurmte ihn.

In der jüdischen Gemeinde hatte man Lefmann Isaak wahrscheinlich schon vor dem Einmarsch der französischen Truppen wieder zum Vorsteher gewählt. Zusammen mit Heimann Itzig, dem zweitältesten Sohn Itzig Samuels, einem seiner Nachbarn, traute man ihm offenbar am ehesten zu, die Interessen der Judenschaft gegenüber den neuen Herren angemessen zu vertreten.[88] Die Aufgabe war nicht einfach. Denn da die Behörden auch in Burgsteinfurt die rechtliche Gleichstellung der Juden einzuführen begannen, bekam er eine Menge Arbeit.

Er musste im Auftrag des Bürgermeisters Beschreibungen der bisherigen Rechtslage der Burgsteinfurter Juden verfassen sowie Listen über die persönlichen und beruflichen Verhältnisse aller Mitglieder der Gemeinde erstellen. Dabei galt es jederzeit vorsichtig zu sein, damit die neuen Herren nicht durch unbedachte Angaben über Einkommens- und Vermögensverhältnisse zusätzliche Anhaltspunkte für die Festsetzung ihrer Steuern bekamen.[89]

Über die Einführung einiger der vorgesehenen neuen Gesetze musste er mit den Behörden Verhandlungen führen, weil sie in der Gemeinde auf heftigen Widerstand stießen. Viele Mitglieder konnten zum Beispiel nicht einsehen, weshalb sie ihre Toten künftig nicht mehr nach einem, sondern erst nach drei Tagen beerdigen sollten oder weshalb jüdische Beschneider von einem staatlich angestellten Arzt auf ihre medizinischen Fähigkeiten hin geprüft werden mussten. *„Was versteht denn der Goi davon?"*, fragten sie entrüstet. *„Warum mischt er sich in unsere Zeremonien ein?"*[90]

Die größte Mühe aber bereitete Lefmann Isaak die Aufrechterhaltung der Ordnung innerhalb der Gemeinde selbst. Nachdem die bisherigen Rahmenbedingungen für die Regelung ihrer Angelegenheiten nicht mehr galten und neue noch nicht in Sicht waren, konnte er sich bei seiner Arbeit nur auf seine persönliche Autorität und den guten Willen der anderen Mitglieder stützen, der aber keineswegs immer vorhanden war.[91]

Die Zeit der bergischen Herrschaft über Burgsteinfurt dauerte unterdessen nicht lange. Ende 1810 entschloss sich Napoleon, dem Großherzog aus Gründen, die mit der Kontrolle der seit vier Jahren gegen England verhängten Kontinentalsperre zusammenhingen, einen Teil der ihm zugesprochenen Gebiete wieder zu entziehen und sie direkt dem Kaiserreich Frankreich einzugliedern. Darunter auch Burgsteinfurt und seine drei Bauerschaften.

Lefmann kam die Entwicklung offenbar nicht ungelegen. In den nächsten zwei Jahren stieg er zum Höhepunkt seiner Karriere auf und geriet dabei stärker ins Zwielicht als jemals zuvor. Durch die Truppenverschiebungen, die die neuerlichen Besitzveränderungen begleiteten, bekam er schnell die Möglichkeit zu einem weiteren Fouragegeschäft geboten. Im Dezember 1810 konnte er die Versorgung des für vier Monate nach Burgsteinfurt verlegten 1. französischen Regiments reitender Jäger übernehmen.[92] Und er hoffte, da sich hartnäckig Gerüchte von einem bevorstehenden großen Feldzug der Franzosen gegen Russland hielten, in absehbarer Zeit auf „mehr".

Offenbar besessen von dem Gedanken, die Verluste aus seinem Handel mit der bergischen Regierung doch noch ausgleichen zu können, begann er damit, gezielt Fouragespekulation zu betreiben.[93] In den nächsten Monaten kaufte er Hafer, Stroh und Heu und vermutlich auch Roggen und Wein in größeren Mengen auf Vorrat ein. Und da ihm das noch nicht genügte, bot er, um für alle Fälle mehr flüssiges Kapital zur Verfügung zu bekommen, seine beiden Häuser in der Steinstraße und in der Wasserstraße öffentlich zum Verkauf an.[94]

Das Vorgehen war alles andere als klug. Angesichts der allgemeinen wirtschaftlichen Entwicklung in der Stadt stellte es, gelinde gesprochen, eine Instinktlosigkeit dar. Viele Bürger, die nebenbei oder hauptberuflich Leinenweberei betrieben, hatten in den vergangenen Jahren durch die Kontinentalsperre einen Großteil ihrer Einkünfte verloren und litten stark darunter.[95] Die meisten waren froh, dass sie noch einen Garten hatten, etwas Vieh hielten und sich weitgehend selbst versorgen konnten. Denn gleichzeitig waren auch die Preise vornehmlich für Kolonialwaren enorm gestie-

gen. Ein Pfund Zucker, das 1807 einen Reichstaler gekostet hatte, kostete mittlerweile zehn. Kaffee konnte man sich beinahe nur noch leisten, wenn er aus Eicheln, und Tabak nur noch, wenn er aus Huflattich hergestellt war.[96]

Sich in einer solchen Situation zu einem Geschäftsgebaren hinreißen zu lassen, das unter Kaufleuten allgemein als unseriös galt, konnte nur Unverständnis wecken und war zweifellos Wasser auf die Mühlen von Lefmanns Gegnern. Dass die erhofften ganz großen Fouragegeschäfte am Ende ausblieben und Lefmann froh sein durfte, dass sich für seine Häuser keine Käufer fanden, machte den Imageverlust, wie wir heute sagen würden, nicht wett, beruhigte allenfalls die Gemüter.

1811 erwies Bürgermeister Houth Lefmann Isaak die Ehre, seinen Sohn Isaak für eine fünfköpfige Ehrengarde zu nominieren, die die Stadt bei einem Besuch Napoleons in Coesfeld repräsentieren sollte. Isaak, vor kurzem 20 Jahre alt geworden, hatte sich selbst für diese Aufgabe gemeldet, und sein Vater war bestimmt sehr stolz auf ihn. Zu ihrer beider Pech nahm das Unternehmen jedoch eher einen possenhaften als einen ruhmreichen Verlauf.

Als Isaak sich nach zwei Tagen in der vorgeschriebenen französischen Gardeuniform dem Bürgermeister zu einer ersten Inspektion präsentierte, fand dieser, dass der junge Mann nicht schneidig genug aussah und für einen *„starken Ritt"* zu schwach gebaut sei. Deshalb beschloss er, dass Isaak seinen Platz an einen anderen abtreten sollte, an den Bürger Gerhard Bartling. Der war anfangs auch gern bereit einzuspringen, nahm seine Zusage aber kurzfristig wieder zurück, weil er, wie er entrüstet angab, hatte feststellen müssen, dass Isaak ihm zur Komplettierung seiner Uniform nur einen gebrauchten Hut und keinen nagelneuen zur Verfügung stellen wollte.

Als Bürgermeister Houth sich daraufhin doch wieder auf Isaak besann, hatte der die rechte Lust verloren. Ohne seinen Vater, der sich gerade auf Geschäftsreisen befand, wusste er nicht mehr, was er tun sollte. Er zögerte also und schaffte es daher nicht mehr, sich pünktlich bis zur Musterung in Coesfeld mit einem geeigneten Pferd zu versorgen, so dass sich die kleine Ehrengarde ohne ihn auf den Weg machen musste.[97]

Lefmanns Ärger über diese Geschichte dürfte nicht gering gewesen sein. Auch wenn sich am Ende herausstellte, dass die Ehrengarde gar nicht gebraucht wurde, weil Napoleon auf seinen Coesfeldbesuch kurzerhand verzichtete, waren ihm doch jede Niederlage und jede unnötige Blöße ein Graus. Umso größer muss einige Wochen später seine Genugtuung gewesen sein, als er auf Vorschlag von Bürgermeister Houth von den französi-

schen Behörden zum Mitglied des Munizipalrats, des neuen Repräsentativorgans der Burgsteinfurter Bürgerschaft, ernannt wurde.[98]

Nun durfte er sich damit rühmen, als erster Jude den Sprung in die Honoratiorenriege der Stadt geschafft zu haben. Und diese Ehre wurde ihm durchaus zu Recht zuteil. Denn als mittlerweile reichster Kaufmann der Stadt und mit all den Erfahrungen, die er aus der Arbeit für die jüdische Gemeinde besaß, konnte man ihn in dem neuen Gremium gut gebrauchen.

Im Winter 1812 wurde Napoleon gezwungen, den Rückzug aus Russland anzutreten, in das er einige Monate vorher mit mehr als einer halben Million Mann einmarschiert war. Die Katastrophe bedeutete den Anfang vom Ende seiner Macht. Nach der Völkerschlacht von Leipzig im Oktober 1813 musste er auch die deutschen Gebiete räumen. Sein ganzes System brach zusammen. In Burgsteinfurt wie in ganz Westfalen bekamen nach der Flucht der französischen Beamten preußische Behörden das Sagen, zunächst provisorisch, dann, nach dem Wiener Kongress, endgültig.

Obwohl sich nach dem Machtwechsel in Burgsteinfurt erstaunlich wenig änderte – selbst die von den Franzosen eingeleitete Gleichberechtigung wurde auf dem Stand eingefroren, auf dem sie sich gerade befand – bedeutete die preußische Besitzergreifung für Lefmann Isaak eine tiefe Zäsur in seiner Karriere.[99] Als er im März 1817 seinen 65. Geburtstag beging, war er zwar immer noch Gemeindevorsteher und Munizipalrat, aber mit dem lukrativen Fouragegeschäft war es nun ein für alle Mal vorbei.

Seine letzten in der Franzosenzeit offen gebliebenen Forderungen an die Stadt waren vor anderthalb Jahren in einer, wie er meinte, völlig indiskutablen Weise beglichen worden. Nicht einmal ein Zehntel seiner Ansprüche hatte man anerkannt, von 4.473 Reichstalern gerade einmal 373. In einer Sondersitzung des Munizipalrats war es darüber zu heftigen Auseinandersetzungen gekommen. In lauten Beschimpfungen und Drohgebärden hatte er seinem Ärger Luft gemacht und die Sitzung am Ende aus Protest, *„Türen schlagend"*, verlassen.[100]

Seither hatte er das Fouragegeschäft vollkommen aufgegeben und den Kornhandel offenbar gleich mit. Nicht einmal um die Lieferungen für die Versorgung des seit einiger Zeit in Burgsteinfurt stationierten Gendameriepferdes bemühte er sich mehr. In Erwartung einer lang anhaltenden Friedenszeit verlagerte er seine Aufmerksamkeit stattdessen ganz auf einen möglichst raschen und konsequenten Ausbau einiger anderer Zweige seiner Geschäfte, die in den vergangenen Jahren teilweise etwas in den Hintergrund gerückt waren. Ins Zentrum stellte er dabei vor allem den Fellhandel und das Bankgeschäft.

Gleichzeitig begann er damit, seinen Nachlass zu regeln und selbst etwas kürzer zu treten. 1820 übergab er die Hälfte seines neu geordneten Unternehmens an seinen Sohn Isaak, der gerade geheiratet hatte und mit seiner jungen Familie in das Haus mit der Nummer 201 an der Ecke Steinstraße – Wasserstraße direkt gegenüber dem Rathaus eingezogen war,wo er seinen Cousin Elias Marcus (II.) zum Nachbarn hatte.[101] Die andere Hälfte seines Unternehmens behielt Lefmann Isaak weiterhin in seinem Besitz. Sie sollte später einmal seinem zweiten Sohn Marcus zufallen, der noch unverheiratet zu Hause wohnte, aber wohl schon einen Teil der Geschäfte für seinen Vater erledigte.

Da Lefmann ein hohes Alter beschieden sein sollte, hatte er nach diesem Teilrückzug noch über zwanzig Jahre zu leben. Ein besonders glücklicher Lebensabend wurde es allerdings nicht. Sein Bemühen, als Gemeindevorsteher die Gleichberechtigung weiter voranzutreiben und die Beseitigung einiger nur noch in Burgsteinfurt und nirgendwo sonst bestehender rechtlicher Zurücksetzungen durchzusetzen, scheiterten allesamt und brachten ihm viel Verdruss.[102]

Im Bankwesen traten besorgniserregende Strukturveränderungen auf, die ihn nach dem Fouragegeschäft auch um diesen Zweig seines Unternehmens bangen ließen. Das traditionelle Wechselgeschäft spielte aus verschiedenen Gründen immer weniger eine Rolle, während zugleich die Deckung des Kreditbedarfs zusehends an größere, nicht mehr nur lokal gebundene Banken überging, mit denen er und seine Söhne auf die Dauer nicht konkurrieren konnten.[103]

Viel Freude bereiteten ihm sicher die sieben Enkel, die ihm Isaaks Frau Malchen schenkte. Sie waren so etwas wie ein später Trost für die Kinderlosigkeit seiner zweiten Ehe. Doch dann erkrankte Isaak selbst sehr schwer und starb in einem viel zu jungen Alter.[104] In seinem Schmerz gab Lefmann Isaak jetzt auch noch sein letztes Ehrenamt ab und zog sich aus der Öffentlichkeit zurück.[105]

Zu den Lichtblicken seiner letzten Jahre aber zählte wahrscheinlich die späte Karriere seines Schwagers Elias Marcus (II.), für den er einst in jungen Jahren von seinem Schwiegervater die Verantwortung übernommen hatte und dessen Schicksal er und sein Sohn Isaak wesentlich beeinflusst hatten.

Elias Marcus (II.) musste lange warten, ehe er so etwas wie ein eigenes Leben beginnen konnte. Als er um 1795 in das Alter kam, das damals allgemein als das heiratsfähige Alter angesehen wurde, hatte man in seiner Familie augenscheinlich längst den Beschluss gefasst, dass er seinen Status als lediger, unselbständiger Haussohn vorläufig noch behalten sollte.

Der Vorteil einer solchen Regelung bestand darin, dass der Schutzbrief seines Vaters auch weiterhin für ihn gültig blieb und die Kapitalreserven der Familie nicht für den Kauf eines weiteren Geleitpatents angetastet werden mussten, was die positive Entwicklung der gemeinsamen Geschäfte seines Vaters und seines Schwagers Lefmann Isaak möglicherweise beeinträchtigt hätte.

Von jung an zu Verständigkeit und Solidarität erzogen, schickte Elias Marcus (II.) sich offenbar ganz selbstverständlich in den Beschluss und stellte seinen Anspruch auf Unabhängigkeit und privates Lebensglück in den nächsten Jahren geduldig zurück. Die ersten großen Erfolge seines Schwagers als Fouragelieferant der preußisch-hannoverschen Demarkationstruppen und der vorsichtige Ausbau seines Kreditgeschäfts in den ersten Jahren nach dem Abschluss des Friedens von Lunéville gingen darüber hin.

Erst als der Tod seiner Eltern den Erwerb eines eigenen Geleits für Elias unerlässlich machte, damit er in Burgsteinfurt ansässig bleiben konnte, bat er seinen Schwager, dies, wie es sein Vater vor Jahren festgelegt hatte, für ihn zu tun. Und Lefmann zögerte auch nicht lange, den erforderlichen Antrag bei der gräflichen Regierung einzureichen, feilschte anschließend aber monatelang mit ihr um den Preis und gab sich erst zufrieden, als er ihn von 100 auf 60 Dukaten heruntergehandelt hatte.[106] Mitte April 1805 war es dann jedoch so weit. Elias Marcus (II.) bekam den von ihm begehrten Schutzbrief ausgehändigt und konnte somit endlich seine eigene Familie gründen.[107]

Nach einer Braut brauchte er sich nicht mehr umzutun, denn die hatte er bereits gefunden. Esther Levy stammte ebenfalls aus Burgsteinfurt und war ihm schon seit längerem bekannt. Sie wohnte mit ihren Eltern Levy Samuel und Sophie Benjamin sowie sechs Geschwistern seit vielen Jahren in einem Haus außerhalb der Stadtmauern auf dem *„Friedhof"*. Der Vater betrieb Handel mit Waren verschiedenster Art, alten wie neuen, hauptsächlich als Hausierer. Er verdiente nicht viel und sein Vermögen war wohl eher bescheiden.[108]

Esther war das älteste der sieben Kinder und mit 22 Jahren bereits in einem Alter, in dem es nach Ansicht vieler Klatschbasen und Lästermäuler allmählich Zeit wurde, dass sie unter die Haube kam, wenn sie nicht doch noch als *„alte Jungfer"* enden wollte.

Für Elias war Esther jedoch etwas ganz anderes als ein beinahe schon nicht mehr junges Mädchen. Für ihn war sie offenbar die große Liebe. Als er kurz vor seiner Hochzeit noch einmal geschäftlich verreisen musste, schrieb er ihr von unterwegs einen Brief, der erhalten geblieben ist und an dem sich die innige Beziehung zu ihr sehr schön ablesen lässt. Obwohl seine Reise ihn nicht sehr weit von zu Hause wegführte – sie ging über Werne, Haltern und Dülmen nach Coesfeld – und er wahrscheinlich keine vierzehn Tage von zu Hause fort war, vermisste er ‚sein liebes Mädchen' doch lebhaft und hoffte offenbar an jeder Station aufs Neue inständig auf eine kurze Nachricht von ihr, um die anscheinend all seine Gedanken kreisten.

„Liebes Estherchen ...verwichenen Dienstag bin ich gesund und wohl hier angelangt", schrieb er am 15. Juli 1805 aus Werne. *„Ich dachte heute ein Briefchen von Dir zu entsiegeln, aber diese Freude war vereitelt. Ich bin heute wohl zehnmal am Posthause gewesen, [um] auf die Ankunft des Boten zu warten. Ich hoffe, es wird wohl nichts zu bedeuten haben, und denke, dass der Brief wohl wird sein liegen geblieben. Liebes Kind, lass Dir meine Abwesenheit nicht zu sehr zu Herzen gehen. Ich befinde mich ... recht wohl. Es fehlt mir weiter nichts als Deine liebe angenehme Gegenwart, und diese hoffe ich in kurzem zu profitieren. Meine Geschäfte fallen zwar nicht zum Vorteilhaften aus, aber dieses macht nichts. Die Hoffnung, Dich mein liebes Kind in kurzem als mein wirkliches Eigentum nennen zu können, begnügt [= vergnügt] mich wirklich jetzt schon, so dass ich alle unangenehmen Dinge vergesse, welche verschiedene Malen auf Reisen vorfallen. Denke nicht, dass dieses nur ein schmeichelhafter Ton herstimmt, nein, ich versichere Dir, es kommt vom Innersten meiner Seele. Den Auftrag, den Du mir gabst, nicht allein zu gehen, [be]folge ich aufs Pünktlichste: denn wo ich auch gehe, bist Du immer bei mir. Ich spreche verschiedene Male auf dem Wege so lebhaft mit Dir, dass [ich] wirklich glaube, du wärest bei mir. An Dich als ‚mein liebes Mädchen' schreiben, wird für dieses Mal wohl das letzte sein, hoffe aber, an Dich als ‚mein liebes Weibchen' eine Menge von Jahren schreiben zu können und immer mit so inniger Liebe wie jetzt. [...]"*[109]

Die so sehnsuchtsvoll herbeigewünschte Hochzeit wurde wenige Wochen später, wahrscheinlich noch im Sommer 1805, gefeiert, und, wenn nicht alles täuscht, wurde die Ehe in der Tat überaus glücklich. Vor allem

wurde sie mit Kindern reich gesegnet. Neun oder zehn schenkte Esther in den nächsten 16 Jahren das Leben, dem ersten, Elias Marcus (III.) im Juni 1806 und dem letzten, Moses, im August 1821.[110] Was sein Schwager Lefmann während all der Jahre seiner zweiten Ehe vergeblich erhoffte, Nachkommen, wurde Elias also in reichem Maße beschert.

Und dafür wusste er sich zu bedanken. Er wurde nämlich ein ebenso stolzer wie fürsorglicher Vater, ein richtiger kleiner Patriarch, der es sich zum Beispiel nicht nehmen ließ, von Anfang an ganz entschieden auf die Erziehung seiner Sprösslinge, insbesondere seiner Söhne, einzuwirken.[111]

Beruflich war er in seinen ersten Ehejahren dagegen eher mäßig erfolgreich. Nach den spärlichen Auskünften, die wir darüber besitzen, müssen wir wohl davon ausgehen, dass er das Geschäft seines Vaters weiterführte, also auch die enge Zusammenarbeit mit seinem Schwager, in welcher Form auch immer, beibehielt. Zusätzlich erwarb er bald nach seiner Hochzeit eine Lizenz als *„Kollekteur"* der osnabrückischen und hannoverschen Klassenlotterie. Sie sicherte ihm das Exklusivrecht zu, in der Stadt Burgsteinfurt und ihren drei Bauerschaften Sellen, Hollich und Veltrup die Lose dieser Lotterie zu vertreiben und die Einsatzgelder zu kassieren.[112]

Die Einkünfte, die er aus diesen verschiedenen Tätigkeiten bezog, waren offenbar weder ungewöhnlich hoch noch besonders niedrig. Sie reichten aus, damit seine Familie die Widrigkeiten der Franzosenzeit – vor allem die durch die leidige Kontinentalsperre bedingten Handelsbeschränkungen und Preiserhöhungen für Lebensmittel, Stoffe und Kleidung – nicht übermäßig zu spüren bekam. Sie waren aber andererseits zu gering, um größere Rücklagen und somit eine wesentliche Verbesserung der eigenen Vermögensverhältnisse zuzulassen.[113]

Die Probleme kamen bald nach dem Beginn der preußischen Ära. Nachdem sein Schwager Lefmann das lukrative Fouragegeschäft hatte aufgeben müssen, konnte Elias seine Zusammenarbeit mit ihm offenbar nicht mehr in der gleichen Weise fortsetzen wie bisher. Das aber bedeutete wohl, dass seine Geschäfte ihre vielleicht wichtigste Grundlage verloren hatten und ihm infolge dessen gar nichts anderes übrig blieb, als ernsthaft über eine einschneidende berufliche Veränderung nachzudenken.

Das war für einen Mann mit nur durchschnittlichem Vermögen, der 1819 bereits 45 Jahre alt wurde, an sich schon schwierig genug. Was die Sache aber noch zusätzlich erschwerte, war, dass Elias fast gleichzeitig mit den beruflichen Sorgen mehrere private Schicksalsschläge hinnehmen musste, die sein langjähriges häusliches Glück von Grund auf erschütterten. Innerhalb weniger Jahre wurden ihm zwei Kinder, Berman und Agatha, und seine geliebte Frau Esther durch den Tod entrissen. Alle drei muss-

ten, bevor sie starben, furchtbar leiden, Berman und Esther an den Erstickungsqualen der Schwindsucht, Agatha an einer *„langwierigen inneren"* Krankheit, die die Ärzte nicht einmal benennen konnten.[114] Es war eine schlimme Zeit für ihn.

Umso erstaunlicher war es, wie mutig und doch zugleich wohlüberlegt die Lösung aussah, die Elias am Ende für seine beruflichen Probleme fand. Sie bestand, genauer besehen, aus zwei Teilen. Zum einen gab er seine bisherigen Geschäfte nicht vollständig auf, sondern behielt den Getreidehandel in geringem Umfang – sozusagen als *„zweites Standbein"* – bei. Das ermöglichte es ihm beispielsweise, ab 1820 die von seinem Schwager aufgegebenen regelmäßigen Fouragelieferungen zur Versorgung des in Burgsteinfurt stationierten Gendameriepferdes zu übernehmen und über dreißig Jahre lang ununterbrochen durchzuführen.[115]

Auf der anderen Seite fing er hauptberuflich tatsächlich noch einmal etwas völlig Neues an. Zusammen mit seinem zweitältesten Sohn Levy erlernte er die Lederfabrikation und machte eine eigene Gerberei in Burgsteinfurt auf.

Die Idee, sich ausgerechnet einem handwerklichen Beruf zuzuwenden, war nicht ungewöhnlich, sondern überaus zeitgemäß. Seit der preußischen Besitzergreifung stand die Forderung im Raum, die Juden müssten sich in ihrer Berufswahl den Gepflogenheiten des christlichen Teils der Bevölkerung stärker anpassen und in größerer Zahl Handwerker werden. Durch die Gründung der Marks-Haindorf-Stiftung in Münster waren die praktischen Voraussetzungen für einen solchen Berufsweg auch verbessert worden.[116] Seither war es zum Beispiel kein allzu großes Problem mehr, bei einem christlichen Meister einen Ausbildungsplatz zu finden.

Dass Elias sich für das Gerberhandwerk und kein anderes entschied, hatte wahrscheinlich einen einfachen Grund. Vieles spricht dafür, dass ihm sein Schwager und vor allem sein Neffe Isaak, der, wie gesagt, seit einiger Zeit in dem Haus Ecke Steinstraße – Wasserstraße direkt neben ihm wohnte, die Sache schmackhaft machten und ihm anschließend auch bei der Finanzierung seines Unternehmens halfen.

Die Einrichtung und Etablierung einer neuen Lohgerberei war nämlich alles andere billig. Wegen der umfangreichen Bauten, die dazu nötig waren – einer möglichst unmittelbar am Wasser, in diesem Fall an der Aa, gelegenen Werkstatt sowie von Lagerräumen mit Galerien und Trockengeschossen –, erforderte sie ein relativ hohes Anlagekapital. Wegen der teilweise sehr langen Dauer des Gerbeprozesses – bei einigen Häuten betrug sie zwischen sechs Monaten und drei Jahren – durfte darüber hinaus ein ansehnliches Betriebskapital ebenfalls nicht fehlen.[117] Beides zusammen

hätte Elias alleine vermutlich kaum aufbringen können. Gemeinsam mit den Lefmanns war es hingegen kein Problem.

Die Vorteile, die sich beide Seiten von dem neuen Unternehmen versprachen, sind leicht zu erraten. Ein Betrieb, der Felle verarbeitet, ist einfach eine ideale Ergänzung zu einem Fellhandelsgeschäft. Wichtig ist jedoch, hier festzustellen, dass Elias' Gerberei kein bloßes Anhängsel der Lefmannschen Geschäfte war, sondern ein völlig eigenständiges und unabhängiges Unternehmen bildete, so dass die enge und umfangreiche Zusammenarbeit, die sich zwischen beiden in den nächsten Jahren entwickelte und von der beide gleichermaßen profitierten, am ehesten als eine frühe Form des Jointventure auf familiärer Grundlage zu bezeichnen ist.

Als Spezialität der Marcusschen Gerberei kristallisierte sich die Herstellung von sehr feinem und weichem, auf der Narbenseite gefärbtem Leder heraus. Es wurde mit Hilfe des relativ preiswerten Sumachgerbstoffs aus Ziegen-, Schaf- und Kalbfellen gefertigt und anschließend hauptsächlich für feines Schuhwerk, Portefeuillearbeiten und die Buchbinderei verwendet. Die äußerst zeitaufwendige und kostenintensive Veredlung von Rind- und Pferdehäuten zu robustem Sohlleder rangierte demgegenüber eindeutig an zweiter Stelle. Sie wurde nur gelegentlich und in geringem Umfang übernommen.[118]

Personell bestand das Unternehmen zunächst wohl nur aus Elias selbst und seinem Sohn Levy. Die Aufgaben waren wahrscheinlich weitgehend aufgeteilt. Während Elias sich hauptsächlich um die kaufmännische Seite kümmerte, fiel Levy der Großteil der handwerklichen Arbeiten zu. Diese waren nämlich nicht leicht und für seinen Vater wohl kaum noch Tag für Tag zu bewältigen. Schließlich machten die außerordentlichen Belastungen, die das Gewerbe der Gerberei mit sich brachte, die Arbeit in der Wasserwerkstatt im Winter, der unausstehliche Gestank der Häute und Abfälle im Sommer, die Gasentwicklung, wenn die Häute schwitzten und die Ansteckungsgefahr, wenn sie von einer Krankheit befallen waren, auch weitaus jüngeren Kollegen als Elias (II.) zu schaffen. Infektionen und Allergien, Erkältungen und rheumatische Erkrankungen waren allgemein an der Tagesordnung in der „Gerberzunft".[119]

Später, als das Unternehmen einigermaßen lief, dürfte Elias zu seiner und Levys Entlastung möglicherweise ein oder zwei Mitarbeiter eingestellt haben. Das lässt jedenfalls der Umstand vermuten, dass er sich von einem bestimmten Zeitpunkt an nicht mehr einfach *„Gerber"* nannte, sondern als *„Lederfabrikant"* tituliert werden wollte.[120] Spätestens Mitte der dreißiger Jahre öffnete er den Betrieb dann auch für die Ausbildung junger jüdischer Lehrlinge, die ihm von der Marks-Haindorf-Stiftung vermittelt wurden.

Diese stammten zumeist aus ärmlichen Verhältnissen.[121] Gegen ein Lehrgeld von rund 20 Reichstalern, das gewöhnlich von der Stiftung beglichen wurde, nahm Elias die jungen Glaubensgenossen für drei Jahre in sein Haus auf, um ihnen während dieser Zeit *„nach bestem Wissen und Gewissen"* alle Fertigkeiten *„seiner Profession"* beizubringen, so dass sie anschließend gute Chancen hatten, *„bei jedem Meister als Gesellen"* unterzukommen.[122]

Insgesamt gehörte die Marcussche Gerberei nach nur wenigen Jahren bereits zu den soliden mittelständischen Unternehmen in der Stadt, die Jahr für Jahr gute schwarze Zahlen schrieben. Es brachte Elias zwar keinen Platz unter den Spitzenverdienern ein – mit den Lefmanns konnte er sich nach wie vor nicht messen – verbesserte seine Einkommenslage gegenüber früher aber deutlich. Überdies bescherte es ihm viel Respekt und Anerkennung in der gesamten Burgsteinfurter Bürgerschaft.

Sein hohes Ansehen ging aber nicht allein auf seinen späten geschäftlichen Erfolg zurück. Seine Burgsteinfurter Glaubensgenossen schätzten sein starkes Engagement für ihre Gemeinde wahrscheinlich genauso hoch. Wie sein Vater und sein Schwager Lefmann Isaak wurde auch Elias wenigstens einmal zum Gemeindevorsteher gewählt und übte dieses Amt einige Jahre lang aus. Außerdem erwarb er sich bei vielen – Juden wie Christen – die allergrößte Bewunderung wegen seiner Erfolge als alleinerziehender Vater.

Nach dem Tod seiner Frau hatte sich zwar zunächst höchstwahrscheinlich Isaaks Frau Malchen mit um seine beiden Jüngsten, Joseph und Moses, gekümmert. Die beiden waren ungefähr so alt wie Isaaks und Malchens Ältesten, Elias Itzig und Bertha. Diese Hilfe konnte seine Leistungen jedoch nicht schmälern. Mitte der dreißiger Jahre waren alle seine Kinder zwar noch unverheiratet, aber, soweit es sich um seine Söhne handelte, bereits in sehr respektablen Berufen tätig: Elias (III.) als viel bewunderter Kantor und Lehrer, Levy, wie mehrfach erwähnt, als tüchtiger Mitarbeiter und Partner in der Gerberei, Samuel als Lederhändler, der bald darauf an der „Rothenburg" in Münster ein eigenes Geschäft eröffnete, und die beiden jüngsten, Moses und Joseph, als Auszubildende bei einem Bäcker.

So hatte Elias also eigentlich allen Grund, mit der Entwicklung der Dinge seit 1825 zufrieden zu sein; und nach allem, was wir wissen, war er es wohl auch.

Dennoch blieb auch dieses zweite Glück, das Glück seiner späten Jahre, von Schicksalsschlägen, Misshelligkeiten und Problemen unterschiedlichster Art nicht ungetrübt. 1834 starb im Alter von nur 41 Jahren sein Neffe, Freund und Nachbar Isaak Lefmann nach dreizehnmonatigem Leiden an

einer *„beispiellos schmerzhaften [inneren] Krankheit"*.[123] Elias trauerte sehr um ihn, und obwohl es sich nicht beweisen lässt, spricht doch einiges dafür, dass entweder er oder sein ältester Sohn Elias es war, der 14 Tage später in memoriam ein selbst verfasstes Gedicht mit dem Titel *„Immortellenkranz auf die Gruft Itzig Lefmanns aus Steinfurt, gewunden von einem Freunde"* in das *„Steinfurter Wochenblatt"* einrücken ließ.[124]

1840 machten ihm die Unredlichkeiten eines Lehrjungen, des Benjamin Behr aus Rees, schwer zu schaffen, der ihn offenbar eine Zeitlang schamlos bestahl. Eines Tages hatte Elias feststellen müssen, dass aus dem im Wohnzimmer aufgestellten Pult ein höherer Geldbetrag (*„mehres Geld"*) verschwunden war. Darauf angesprochen und zur Rede gestellt, musste der Lehrling zugeben, dass er das Geld genommen hatte. Zuerst wollte Elias die Sache nachsichtig behandeln und über die fristlose Kündigung hinaus auf eine Strafanzeige verzichten. Als er wenig später jedoch darauf kam, dass das Geld aus dem Wohnzimmerpult nicht das einzige war, das der unglückselige Benjamin Behr ihm gestohlen hatte, und Erkundigungen darüber hinaus ergaben, dass er offenbar schon eine ganze Weile ein ziemlich verschwenderisches Leben führte, änderte Elias seine Meinung und holte die Anzeige nach.[125]

1843 hatte er nach seinem Neffen einen weiteren Toten zu beklagen. Diesmal handelte es sich um seinen Schwager Lefmann Isaak, in dessen Schatten er so lange gestanden hatte. Im Alter von 91 Jahren war Lefmann zu schwach geworden, um noch weiter zu leben, und schlief am 20. April nachmittags um 5 Uhr in seinem Haus in der Steinstraße einfach ein.[126] Die Gemeinde und die Stadt verloren einen großen Mann an ihm und die Familien Lefmann/Marcus ihr eigentliches Oberhaupt. Wie schon im Fall seines Neffen Isaak, so führte auch in diesem Fall die Witwe des Verstorbenen dessen Geschäfte weiter, unterstützt von ihrem jüngsten Sohn Marcus, der als unverbesserlicher Junggeselle mit seinen beinahe 50 Jahren immer noch zu Hause wohnte.[127]

Der härteste Schlag traf Elias schließlich Mitte der fünfziger Jahre, als sein eigenes Leben sich bereits dem Ende zuzuneigen begann. Nur wenige Jahre vorher hatte sein Sohn und designierter Nachfolger Levy seine Cousine zweiten Grades, die Enkelin Lefmann Isaaks, Eva Hompes aus Uelsen in der Grafschaft Bentheim geheiratet. Die Hochzeit hatte zu einigem Gerede und Getuschel in der Stadt geführt, allerdings weniger, weil die beiden nicht mehr ganz jungen Hochzeiter so eng miteinander verwandt waren – dergleichen war normal – als vielmehr deshalb, weil Eva, als sie ihrem Bräutigam Levy am 1. November 1847 in der Burgsteinfurter Synagoge feierlich das Jawort gab, für jedermann deutlich sichtbar bereits hoch-

schwanger war, so dass sie nur sieben Wochen später mit einem gesunden Mädchen niederkam.[128]

Elias war sehr stolz auf seine erste Enkelin – eine kleine „Esther", wie sein Sohn im Andenken an seine tote Mutter entschieden hatte – und er war es bestimmt nicht minder, als seine Schwiegertochter in den nächsten Jahren ziemlich schnell hintereinander drei weiteren Töchtern das Leben schenkte.[129] Was ihm zu seinem späten Glück jetzt noch fehlte, war eigentlich nur ein Stammhalter, als alles plötzlich ganz anders kam und Levy von einer der heimtückischen Berufskrankheiten seines Gewerbes befallen wurde.

Wohl aufgrund der ständigen Durchnässungen, denen er sich im Laufe seines inzwischen fast dreißigjährigen Berufslebens hatte aussetzen müssen, bildeten sich auf einmal immer stärkere Taubheitsgefühle und Bewegungsstörungen bei ihm aus; bald gesellten sich schlimme gastrische Krisen, Krämpfe und Durchfälle hinzu. Er konnte nicht mehr schlafen und am Ende offenbar auch nicht mehr richtig sehen.[130] Die Ärzte, die nun in dem Haus Nr. 202 an der Wasserstraße zeitweise wieder ein- und ausgingen, waren machtlos gegen seine Leiden, und so musste Levy am 17. März 1857, noch keine 50 Jahre alt, ebenfalls für immer die Augen schließen.[131]

Das Unglück war für Elias in doppelter Hinsicht schlimm. Es raubte ihm nämlich nicht nur einen weiteren Sohn, sondern mit ihm zusammen auch jegliche Aussicht, dass sein Unternehmen, das er als sein eigentliches Lebenswerk ansah, ihn überdauern würde. Es hatte schlicht und einfach keine Zukunft mehr.

Aber auch für die Lefmanns war Levys Tod sehr tragisch. Nach der Aufgabe des Fouragegeschäfts vor mehreren Jahrzehnten und dem mehr oder weniger schleichenden Niedergang ihrer – immerhin bis vor kurzem noch nebenbei betriebenen kleinen Bank – mussten sie sich nun damit abfinden, in absehbarer Zeit ihren vielleicht wichtigsten Geschäftspartner im Bereich des Fellgroßhandels einzubüßen.

Manchem Beobachter mochte sich in diesen Monaten die Frage stellen, ob die beste Zeit der Familien Marcus/Lefmann jetzt nicht ein für alle Mal vorüber sei. Einiges schien darauf hinzuweisen. Und zumindest was die Lefmanns anging, erwies sich die Frage als vollkommen berechtigt. Vom letzten Drittel des Jahrhunderts an spielten sie keine nennenswerte Rolle mehr in der Stadt. Ganz anders verhielt es sich dagegen mit der Familie Marcus. Ihr Vorteil war es, dass Elias außer seinem Sohn Levy (immer) noch vier weitere Söhne hatte, von denen vor allem zwei durch ihre Leistungen dafür sorgten, dass der Name der Familie in Burgsteinfurt vorläufig nicht verblasste.

Elias Marcus (III.) nahm unter seinen Geschwistern von Anfang an eine Sonderstellung ein. Anders als sie verdiente er sein Geld nicht als Kaufmann, als Handwerker oder als Fabrikant. Er war vielmehr der „Gelehrte" der Familie, ein tugendsamer, sensibler Mann, der sich dem Geist, der Bildung und der Erziehung verschrieben hatte und der in diesem Bereich einiges leistete, das aller Ehren wert war.

Die Weichen für seine Karriere hatte sein Vater früh gestellt. Obwohl Elias (II.) von seiner religiösen Erziehung und Überzeugung her noch ganz der orthodoxen Richtung des Judentums angehörte, bemühte er sich doch, seinen Söhnen von Kindesbeinen an neben der üblichen religiösen Erziehung auch eine gute „weltliche" Bildung zuteil werden zu lassen. Für seinen Erstgeborenen, Elias Marcus (III.), galt das in besonderem Maße.

Bereits mit vier oder fünf Jahren vertraute er ihn dem Burgsteinfurter Cheder an, wo ihm die Grundelemente des Judentums in althergebrachter Weise eingetrichtert wurden. Manch merkwürdige Episode aus dieser ersten Periode seiner Schulzeit prägte sich Elias (III.) fest ins Gedächtnis ein, so dass er sie später gern und häufig als Beispiele einer untergegangenen Epoche der Pädagogik zum Besten geben konnte.[132] Sehr bald nahm sein Vater den Hebräischunterricht jedoch selbst in die Hand und sorgte so dafür, dass Elias (III.) die nötigen Voraussetzungen für eine gute Kenntnis des jüdischen Schrifttums vermittelt bekam.

Gleichzeitig brachte er ihn als Privatschüler in der evangelischen Elementarschule der Stadt unter, die er bis zu seinem 13. Lebensjahr erfolgreich besuchte.[133] Im Anschluss daran nahm sich Professor Schnaar, der letzte Rektor der 1806 aufgelösten Hohen Schule, des begabten jungen Mannes an. In den nächsten sieben Jahren brachte er ihm in seinem Privatunterricht weitere Fremdsprachen – Englisch, Französisch und wohl auch Latein – bei, vertiefte seine Kenntnisse des Deutschen und machte ihn mit der Mathematik, der Geographie sowie den Anfangsgründen der Geometrie und der Physik vertraut, stattete ihn also alles in allem mit einem Wissen aus, das jedem damaligen Abiturienten alle Ehre gemacht hätte.[134]

Dass Elias (III.) sich dazu entschloss, dieses hervorragende geistige Rüstzeug nach Ablauf seiner „Schulzeit" für eine Ausbildung zum Kantor und Elementarschullehrer zu nutzen, hing sicher in erster Linie damit zusammen, dass die Burgsteinfurter Gemeinde zu der Zeit einen solchen gerade dringend brauchte. Nachdem die preußische Regierung Ende 1823 die allgemeine Schulpflicht auch für jüdische Kinder eingeführt hatte[135], reichten die Qualifikationen des von der Gemeinde angestellten Melammed, wie

der herkömmliche Kantor- und Religionslehrer der Juden auf Hebräisch genannt wurde, nämlich nicht mehr aus.

Die jüdischen Jungen und Mädchen mussten deshalb, um in den mit einem Mal für alle verbindlich vorgeschriebenen „weltlichen" Fächern unterwiesen zu werden, die christlichen Schulen der Stadt besuchen, die beide ziemlich überlaufen waren.[136] Vor allem die evangelische Elementarschule unter dem Lehrer Helfer platzte mit über 180 Schülern beinahe aus allen Nähten[137], so dass ein effektiver Unterricht, wie ihn sich viele der jüdischen Eltern für ihre Sprösslinge vorgestellt hatten, kaum möglich war. Hinzu kam, dass sich einige Familien schwer taten, dauerhaft doppeltes Schulgeld – für den Melammed einerseits und den christlichen Lehrer andererseits – zu bezahlen.

Der beste Ausweg aus dem Dilemma schien die Gründung einer eigenen jüdischen Elementarschule zu sein; Elias' Onkel Lefmann und sein eigener Vater gehörten zu den größten Befürwortern dieses Projekts, und von Elias (III.) erhofften sie sich offenbar, dass er die neue Schule führen und nach Möglichkeit zu einer dauerhaften Einrichtung machen würde.

So war die weitere Karriere des gerade 20jährigen also schon ziemlich weitgehend vorbestimmt, als er seine letzten Unterrichtsstunden bei Professor Schnaar hinter sich brachte. Er brauchte, wie seine nächsten Verwandten meinten, eigentlich nur zuzugreifen, um auf Anhieb einen für ihn angemessenen, sehr ehrenwerten und verantwortungsvollen Beruf zu bekommen, und genau das tat er.

Zu Ostern 1827 nahm er zunächst, wie geplant, die Kantor- und Lehrerausbildung am kurz zuvor eingerichteten Seminar der Marks-Haindorf-Stiftung in Münster auf. Dort wurde er unter anderem vom Münsterschen Landrabbiner Abraham Sutro und von Alexander Haindorf, dem Gründer und Namengeber der Stiftung, selbst unterrichtet und von beiden stark beeinflusst. Sein Examen legte er nach knapp anderthalb Jahren am 26. September 1828 vor der Königlichen Prüfungskommission in Soest ab und erzielte dabei die Note „gut".[138]

Gleich darauf reichte er bei seinem Onkel Lefmann als dem zuständigen Vorsteher der Burgsteinfurter Gemeinde eine offizielle Bewerbung für das Amt eines Kantors und Elementarschullehrers ein, die umgehend der Gemeindeversammlung vorgelegt und dort, wie zu erwarten, einstimmig angenommen wurde. Der Rest, die Genehmigung der Einstellung durch die Königliche Regierung Münster, erwies sich als reine Formsache, so dass Elias die geplante neue Elementarschule Mitte Januar 1829 an der Stelle des alten Cheder in der Synagoge eröffnen konnte.[139]

Wie positiv die Schule sich in den nächsten 23 Jahren unter seiner Regie entwickelte, ist weitgehend bekannt. Wir wissen, dass sie unter den zahlreichen ab 1823 im Münsterland gegründeten Institutionen dieses Typs zu den allerbesten zählte und schon 1841 den Status einer öffentlichen Lehranstalt zuerkannt bekam, eine Ehre, die in ganz Westfalen vor dem Erlass des Emanzipationsgesetzes vom 23. Juni 1847 überhaupt nur noch einer anderen jüdischen Elementarschule zuteil wurde.[140] Noch unzureichend erklärt ist jedoch bislang, worin genau das „Geheimnis" bestand, das diese Erfolge möglich machte.

Natürlich profitierte Elias zunächst davon, dass er aus der Mitte der Gemeinde selber kam und die gewiss nicht einfache Aufgabe, die er übernommen hatte, nicht als ein unbekannter, auswärts angeworbener Lehrer erfüllen musste. Denn dadurch fiel ihm ein natürlicher Vertrauensvorschuss zu, den er schon deshalb gut gebrauchen konnte, weil der letzte Melammed, sozusagen sein Vorgänger im Amt, viel Ärger, Argwohn und Ungemach in der Gemeinde gestiftet hatte, wovon insbesondere sein Onkel Lefmann lange Geschichten erzählen konnte.

Er selbst brachte eine tadellose Einstellung zu seiner Aufgabe mit und ging, wie einer der für ihn zuständigen Schulinspektoren schrieb, bereits nach wenigen Wochen *„ganz in seiner Sache und seiner Schule"* auf. Die pädagogische Grundkonzeption, von der er sich dabei leiten ließ, war stark von seinem Lehrer Alexander Haindorf und dessen Idee einer Verschmelzung der deutschen und der jüdischen Kultur[141] inspiriert und dem entsprechend zweigleisig ausgerichtet.

So nahmen in seinem Lehrplan die traditionell jüdischen Fächer mit fünf Stunden *„Hebräisch"* und je zwei Stunden *„Religion"* und *„Biblische Geschichte"* pro Woche bei einer Gesamtstundenzahl von 32 noch einen breiten Raum ein. Er selbst hatte sich gleich zu Beginn seiner Amtszeit bei der Regierung Münster persönlich für diese extensive Berücksichtigung der Fächer eingesetzt, weil sie seiner Meinung nach wesentlich zu einer jüdischen Elementarschule dazugehörten.[142]

In der alltäglichen Unterrichtspraxis widmete er ihnen immer große Aufmerksamkeit, behandelte sie im Verhältnis zu den profanen Fächern als völlig gleichberechtigt und versuchte einiges, um die bisher geläufigen Unterrichtsverfahren zu verbessern. 1839 brachte er sogar ein eigenes *„Elementarbuch der hebräischen Sprache"* heraus, ein Mittelding zwischen Fibel und eigentlicher Sprachlehre, das unter Fachleuten einige Beachtung fand und von der *„Allgemeinen Zeitung des Judentums"* als *„Supplement und Pendant"* zu dem damals als Standardwerk geltenden Lehrbuch von Ehrenberg allen jüdischen Lehrern empfohlen wurde.[143]

Der Kanon der weltlichen Fächer, den Elias zu unterrichten hatte, war mit dem der christlichen Schulen identisch. Er umfasste Deutsch – Schreiben und Lesen, Grammatik und Orthographie – Tafel- und Kopfrechnen sowie Sachkunde („Realien") und „Gesang". Auch die Lehrbücher waren weitgehend die gleichen: Das Soester Lesebuch, Baumgartens Vorlagenblätter für den (deutschen) Sprachunterricht, Diesterwegs Rechenbuch, Vormbaums „Vaterländische Geschichte", Broders „Merkwürdige Begebenheiten" und Wolgers „Leitfaden für Geographie".[144] Dennoch unterschied sich Elias' Unterricht von dem der meisten seiner christlichen Kollegen beträchtlich.

Den Aufsicht führenden Schulinspektoren gefiel vor allem seine methodische Beweglichkeit, sein Ungenügen an jeglicher Routine und die daraus resultierende bewundernswerte Bereitschaft, sich niemals *„fest an eine Methode"* zu binden, sondern stets nach neuen, besseren zu suchen und sie *„sich anzueignen"*.[145] Beispiele dafür lieferte er genug.

So führte er, um den mündlichen Ausdruck seiner Schüler zu verbessern, die seiner Beobachtung nach *„fast durchgängig durch häuslichen und rüden Umgang an eine unrichtige Ausdrucksweise gewohnt"* waren, Übungen im Deklamieren ein, für die er eine ganze Wochenstunde „opferte". In der Sparte *„Bildung des schriftlichen Vortrags"* schränkte er die bis dahin üblichen ausgiebigen Vorgaben des Lehrers drastisch ein, verlangte also von seinen Schülern keine bloßen Nacherzählungen mehr, sondern beinahe schon richtige Aufsätze.[146]

Besonders großes Aufsehen erregte er jedoch, als er die einführende Phase des Leseunterrichts an seiner Schule von der landesüblichen auf die von dem Franzosen Jacotot entwickelte und nach ihm benannte Methode umstellte.[147] Diese galt bei vielen Pädagogen als verschroben und sektiererisch und war in Deutschland bis dahin nur vereinzelt, in Westfalen überhaupt noch nicht erprobt, so dass die Regierung Münster sich veranlasst sah, den Burgsteinfurter Versuch, sowie sie davon Wind bekam, äußerst aufmerksam beobachten und ihre Schulinspektoren ausführlich darüber berichten zu lassen.

Jacotots Methode war ganzheitlich oder, wie andere zu sagen pflegten, analytisch-synthetisch ausgerichtet. Das klingt kompliziert, das Verfahren selbst war es aber keineswegs, ja, in Elias' Anwendung sah es sogar ausgesprochen einfach und dennoch vielversprechend aus.

Anders als seine Kollegen ging Elias, wenn er mit dem Leseunterricht begann, nicht von einzelnen Buchstaben, *„toten Silben und nichtssagenden Wörtern"* aus, sondern von einer einfachen kurzen Erzählung, die in deutscher und lateinischer Druckschrift sowie in deutscher Schreibschrift für

seine Schüler deutlich sichtbar auf einer Reihe von Wandtafeln vorne im Klassenzimmer geschrieben stand. Von dieser Erzählung las er zunächst, mit dem Zeigestock immer auf das Wort deutend, das er gerade artikulierte, den ersten Satz sehr prononciert laut vor, ließ ihn dann von den Kindern mehrmals wiederholen und machte sich anschließend daran, ihn in Worte, Silben und Buchstaben zu zerlegen, die er jedes Mal ebenfalls laut und prononciert vorsprach und mehrmals wiederholen ließ. Mit den folgenden Sätzen verfuhr er genauso. Was immer die Kinder lesen konnten, mussten sie auf ihre Schiefertafel schreiben. Diese Aufgabe schien banal zu sein, aber das täuschte. Denn was äußerlich wie ein bloßes Abschreiben wirkte, war unter den gemachten Vorgaben in Wirklichkeit bereits ein *„Niederschreiben aus dem Kopfe"*, also eine produktive und nicht mehr nur eine reproduzierende Leistung der Schüler.[148]

Die Idee, die hinter all diesen pädagogischen und didaktischen Neuerungen wie überhaupt hinter Elias' gesamtem Unterrichtsverfahren steckte, war die einer kindgerechten und humanen Erziehung. Ausgehend von einem Menschenbild, wie es sich während der Aufklärung und der Goethezeit entwickelt hatte, wollte er alles geistlose, mechanische Einpauken und Andressieren aus seiner Schule verbannt wissen, um stattdessen praktisch von der ersten Stunde an die Fähigkeit und den Mut seiner Schüler zu wecken, sich ihres eigenen Verstandes und ihrer eigenen Phantasiekräfte zu bedienen. Statt ihnen den Willen des Lehrers aufzuzwingen, wollte er sie dazu bewegen, ihre natürlichen kreativen Anlagen zu entdecken und selbsttätig zur Entfaltung zu bringen. Sie sollten nicht gewaltsam von ihm ausgebildet, sondern bedachtsam dazu angeregt und angehalten werden, sich selbst zu bilden.

Die nötige Souveränität und Autorität für die Umsetzung der Idee sicherte Elias sich durch ständige Weiterbildung. Sie ging deutlich über das hinaus, was er unmittelbar für seine Arbeit brauchte und reichte in einigen Bereichen beinahe an den Erwerb wissenschaftlicher Kenntnisse heran. Er las und studierte in seiner Freizeit unermüdlich: Jüdische Werke, Abhandlungen zur Religionsphilosophie und Theologie beider christlicher Konfessionen, pädagogische Schriften und mit besonderer Leidenschaft „schöngeistige Literatur", Schiller, Goethe und Heinrich Heine. Die meisten Bücher, die er „brauchte", kaufte er und legte sich auf diese Weise mit der Zeit eine eigene kleine Privatbibliothek zu.[149]

Nebenbei blieb er kreativ und verfasste selbst weitere pädagogische Schriften, brachte nach dem *„Elementarbuch der hebräischen Sprache"* ein *„Elementar- und Übungsbuch der englischen Sprache"* heraus und arbeitete auch seine Erfahrungen mit den Lehren Jacotots zu einer prakti-

schen kleinen Broschüre um, zu einer *„Anleitung zum Lesenlernen nach der Methode des Jacotot"*, wie er sie nannte.[150]

Zusätzliche Bestätigung erfuhr er durch den „weiterführenden" Privatunterricht, den er ebenfalls noch gab, hauptsächlich um sein karges Kantor- und Lehrergehalt von gerade einmal 200 Reichstalern pro Jahr etwas aufzubessern. Dieser Unterricht in Englisch, Französisch und *„andere[n] wissenschaftliche[n] Gegenstände[n]"* fand nachmittags in den Räumlichkeiten der Synagoge statt[151] und wurde sowohl von jüdischen als auch von christlichen Kindern beider Konfessionen besucht. David und Philipp Freudenberg, die Söhne des letzten Melammed, die wie er das Lehrerseminar der Haindorf-Stiftung besuchen wollten[152], gehörten ebenso zu seiner Klientel wie die Söhne von Bürgermeister Terberger und Pastor Schimmel[153]. Später unterrichtete er dann auch in der Privatschule des Kandidaten der evangelischen Theologie Friedrich Christian Samuel Müller, die ab Mitte der vierziger Jahre das ganze Pensum eines Gymnasiums mit entsprechenden halbjährlichen Prüfungen bot.[154]

Unglückliche Umstände, Engstirnigkeit und schreiender Undank waren letztendlich die Ursachen dafür, dass diese so ungemein erfolgreiche Arbeit, die Elias (III.) 23 Jahre lang in Burgsteinfurt leistete, 1851 plötzlich und für viele vollkommen unerwartet zu Ende ging. Die denkbar unerfreulichen Ereignisse begannen am Anfang des Jahres, als seiner Familie ein *„großes Unglück"* widerfuhr, von dem wir nur so viel wissen, dass es ihn persönlich aufs Heftigste traf. Er wurde niedergeschlagen, traurig, konnte sich nicht mehr wie früher auf seine Aufgaben konzentrieren und baute auch körperlich ab. Einige Familien in der Gemeinde nutzten diese Schwäche aus Boshaftigkeit und Eigennutz schamlos aus. Statt mit verdienter Anteilnahme reagierten sie mit Kränkungen und Schadenfreude und hetzten sogar ihre Kinder gegen ihn auf, so dass sie sich nur noch trotzig und aufsässig gegen ihn verhielten und seinen Unterricht regelrecht sabotierten.[155]

Nichts wollte gegen diese unerwartete Revolte helfen, weder eine mehrwöchige Kur, die Elias in Anspruch nahm, um sich körperlich und seelisch zu erholen, noch härteres Durchgreifen, noch eine geharnischte Strafpredigt, die der Schulinspektor Holzwart den Schülern bei seiner nächsten turnusmäßigen Visite in Burgsteinfurt im Juli 1851 hielt.[156] Die Situation blieb angespannt, die Atmosphäre bedrückend und dann kam noch erschwerend hinzu, dass Holzwart und der ihm vorgesetzte Konsistorialrat Hammerschmidt ausgerechnet in dieser Zeit bei ihren Beurteilungen der Schule antijüdische Vorurteile nicht zurückhalten konnten, die Elias' Empfindlichkeit nur noch weiter reizen mussten.

So riet ihm der eine, dass er den Gesangsunterricht in seiner „Anstalt" dringend verstärken müsse, weil er, der Beurteilende, der Meinung sei, dass *„in den Judenschulen alles, was das Gemüt bilden"* könne, und dazu gehöre doch unstreitig der Gesang, *„um so mehr befördert werden müsse, je wesentlicher hier der Mangel des christlichen Religionsunterrichts eine Lücke lasse"*, während der andere meinte feststellen zu müssen, die Tatsache, dass Elias' Schüler das Kopfrechnen besser beherrschten als das Tafelrechnen, sei typisch und hänge damit zusammen, dass *„die Juden"* in allem *„gewieft"* seien, was mit *„Geld"* zu tun habe, *„für Regelwerk"*, das *„beim Tafelrechnen nötig"* sei, dagegen augenscheinlich *„keinen Sinn"* aufbrächten.[157]

Im Herbst 1851 hielt Elias diese Unersprießlichkeiten und Enge nicht mehr aus. Er entschloss sich, kurzerhand selbst die Konsequenzen zu ziehen und seinen Dienst in Burgsteinfurt zu quittieren, um sich anderswo eine Stelle zu suchen. Da er fürchtete, dass sein Vater ihn in letzter Minute noch umstimmen könnte, behielt er sein Vorhaben zunächst für sich. Zu Beginn der Kartoffelferien trat er dann einfach eine „Urlaubsreise" an und reichte von unterwegs, von Münster aus, wo er bei seinem Bruder Samuel an der „Rothenburg" für einige Tage Station machte, seine Kündigungsschreiben beim Vorstand der jüdischen Elementarschule Burgsteinfurt und bei Bürgermeister Terberger ein. Mit bewegenden Worten schilderte er darin, was ihn im Einzelnen zu seinem Schritt bewogen hatte, erklärte sich bereit, die Kosten, die der Gemeinde aus seinem plötzlichen Weggang bis zur Verpflichtung eines Nachfolgers entstünden, auf seine Rechnung zu übernehmen, und bat außerdem ergebenst darum, ihm sein Arbeits- und Führungszeugnis über seinen Bruder Samuel in Münster nachschicken zu lassen.[158]

Anschließend reiste er über Hattingen, wo er einige Zeit bei seiner Schwester Rosalie verbrachte, weiter nach Amsterdam. Dort, in der holländischen Metropole, die mehrere große jüdische Gemeinden beherbergte und wegen ihrer Liberalität, ihrer Weltläufigkeit und Toleranz weithin berühmt war, hoffte er, ein neues Leben beginnen zu können, das seinen eigenen Idealen näher kam und ihn sein Burgsteinfurter Ungemach schnell und gründlich vergessen ließ. Und tatsächlich sollten die nächsten 18 Jahre, die Elias in der Grachtenstadt verbrachte, zu den glücklichsten und erfolgreichsten Jahren seines Lebens werden.

Schon bald nach seiner Ankunft hatte er eine langfristige Anstellung als Lehrer für Deutsch, deutsche Literatur, Französisch und Englisch an einer der öffentlichen Schulen der Stadt gefunden.[159] Anfang Februar 1852 ließ er sich offiziell von der Polizeiverwaltung als neu Zugereister registrieren.

Seine erste Wohnung hatte er im Haus des Alexander Benjamin de Metz in der Weesperstraat 15, mitten im jüdischen Viertel der Stadt, in der es ihn jedoch nicht lange hielt. Schon nach zehn Monaten gab er sie auf, um mehr ins Zentrum, in die Nähe des „königlichen Platzes", des „Dam", der „Oude Kerke" und des Hafens zu ziehen.[160]

Das ungewohnte Getriebe der Großstadt erschreckte ihn nicht. Dazu bestand auch kein Grund. Denn obwohl Amsterdam längst über 200.000 Einwohner zählte, ging es in seinen alten, engen Straßen mit den Apotheken und Druckereien, den Geschäften und den Magazinen der Schiffsausrüster darin schon seit mehreren Jahrzehnten, seit es mit der Dynamik der ehemaligen Handelsmetropole vorbei war, eher gemütlich und gemächlich als hektisch zu. Nach dem Ende der französischen Besatzungszeit hatte es kaum noch nennenswerte Veränderungen gegeben, große Investitionen fanden nicht mehr statt, und die industrielle Revolution schien noch weit entfernt zu sein. *„Es ist hier ein stillstehendes, ein schlafendes Land"*, schrieben die beiden Pariser Schriftsteller, die Brüder de Goncourt, 1861 während eines Amsterdam-Aufenthalts in ihr Tagebuch.[161]

Nach wie vor bestimmten das Rattern von Karren und Wagen, das Kreischen der Möwen, das Rufen der Händler, Glocken und Stimmen und vor allem Schritte die Akustik der Stadt. Es gab viel Armut und noch mehr Verfall. Das riesige Magazin der ehemaligen Ostindischen Kompanie war schon vor Jahr und Tag eines Nachts aus purer Baufälligkeit eingestürzt. An den Grachten verfaulten sogar einige der schönsten Bürgerhäuser in Schlamm und Dunst; und manchmal war der Gestank nach Fäulnis und Fisch, nach Müll und Schwefelgas so heftig, dass er jede Aktivität in dieser still gewordenen und pittoresken Stadt zu ersticken drohte.[162]

Wenn es Abend wurde, versank sie regelmäßig in eine tiefe Dunkelheit. Denn Straßenlaternen gab es nur wenige und bei Mondlicht wurden nicht einmal diese angezündet. Späte Spaziergänger mussten vorsichtig sein, damit sie nicht vom Weg abkamen und womöglich ins Grachtenwasser stürzten, was häufig genug vorkam. *„Still und starr, schwarz und drohend wie eine eingekerbte Mauer, die aus der Gracht emporragte, so hoben sich die hohen Häuser der Warmoesgracht gegen den helleren Himmel ab"*, schrieb ein alteingesessener Amsterdamer über einen solchen Mondscheinspaziergang in dem Viertel, in dem Elias Marcus (III.) sich niedergelassen hatte. *„Aus den Fenstern drang helles gelbes oder rötliches Licht, und auf den dunklen Schiffen mit ihren durch das Mondlicht scharf konturierten Masten und Takelagen blinkten einzelne kleine Lämpchen, die die dünnen Rauchsäulen aus der Kajüte rosa färbten. Und in der Ferne schimmerte rötlich der Lichtschein des etwas geschäftigeren Dam."* Später in der

Nacht ging nur mehr der Wachtposten mit einer Rassel herum – *„Zwölf schlägt die Uhr, die Uhr schlägt zwölf"* –, während gleichzeitig auf jedem Turm ein Turmwächter über die schlafende Stadt wachte.[163]

Elias brauchte nicht lange, um sich hier einzuleben. Ihm gefiel die malerisch-morbide Atmosphäre der Stadt, ihr Mangel an allem Monumentalen und Grandiosen, und vor allem mochte er die Mentalität der Menschen, denen die großen Gesten und Allüren genauso fremd zu sein schienen wie ihm. Mit seinem Fleiß, seinem Wissen und seiner großen Bescheidenheit fiel es ihm nicht schwer, sich unter ihnen zurecht zu finden und sich auch hier, über 200 Kilometer von seiner Heimat entfernt, einen guten Namen zu machen, und zwar nicht nur als Pädagoge und Lehrer, sondern auch und vor allem als Literaturkenner, als Wissenschaftler und als Mensch.

Nach wie vor las und studierte er ungemein viel, ja mehr vielleicht noch als früher. In den Buchhandlungen und auf den zahlreichen einschlägigen Auktionen, für die Amsterdam bekannt war, gab er manchen mühsam ersparten Gulden für gute und seltene Bücher aus, so dass seine kleine Privatbibliothek stetig wuchs.[164] Häufig saß er jetzt auch noch nachts beim spärlichen Licht der Petroliumlampe in seiner Wohnung über ein Buch gebeugt, das ihn nicht losließ oder das er unbedingt zu Ende bringen wollte.[165]

Um sich mit anderen auszutauschen, hatte er sich verschiedenen Lesegesellschaften und wissenschaftlichen Zirkeln angeschlossen. Die 1807 gegründete exklusive, ausschließlich Juden vorbehaltene *„Genootschap Tot Nut en Beschaving"* („Gesellschaft für Nutzen und Bildung") war wahrscheinlich die bedeutendste von ihnen.[166] Er lernte viele interessante Menschen kennen, die von den gleichen aufklärerisch-(neu)humanistischen Idealen beseelt waren wie er, und er gewann Zugang zu einigen der „ersten Familien" der Stadt, die den klugen, zurückhaltenden Mann aus Burgsteinfurt gern jederzeit als Gast in ihren Häusern willkommen hießen.[167]

Engere freundschaftliche Beziehungen entwickelten sich unter anderem zu dem Juristen Samuel Sutro, dem ältesten Sohn seines ehemaligen Hebräischlehrers Abraham Sutro aus Münster, der in Leiden eine gut gehende Anwaltskanzlei führte;[168] ferner zu dem Buchhändler Baruch Eisendraht, der aus Dorsten stammte und am „Ouderzijds Achterburgwal", nur wenige hundert Meter von Elias' Wohnung entfernt, seine eigene Buchhandlung betrieb,[169] und nicht zuletzt zu David Henriques de Castro, einem sehr wohlhabenden jungen Privatgelehrten mit einem geschätzten Vermögen von 800.000 Gulden (heute etwa 10 Millionen Euro), der mit seiner Familie an der Nieuwe Herengracht 93 in einem großen Patrizierhaus wohnte

und sich ganz der Erforschung der portugiesisch-jüdischen Geschichte Amsterdams verschrieben hatte.[170]

Eine Frucht der reichen Anregungen, die Elias durch die umfangreichen Studien und seinen *„ausgewählten privaten Umgang"* empfing, waren einige „literaturwissenschaftliche" Leistungen, die er in dieser Zeit neben seiner beruflichen Tätigkeit als Pädagoge zustande brachte. So arbeitete er zwischen 1853 und 1861 als Berater, Lektor oder Redakteur – in welcher Funktion genau ist nicht auszumachen – an der Herausgabe deutscher Klassiker, insbesondere der Werke Heinrich Heines, in der sogenannten Bongschen Reihe mit, einer Sammlung, die sich bei Kennern auch heute noch großer Beliebtheit erfreut.[171]

Persönlicher und deshalb aufschlussreicher für Elias' Denken war eine zweite Arbeit, eine Rede über Friedrich Schiller, die es verdient, hier etwas ausführlicher vorgestellt zu werden. Am 10. November 1859 sollte sich der Geburtstag Schillers, des damals populärsten, am meisten verehrten deutschen Klassikers zum hundertsten Mal jähren. Schillerstiftungen in verschiedenen deutschen Städten hatten deshalb dazu aufgerufen, in Deutschland und, wo immer sonst es Schillerverehrer gab, öffentliche Festveranstaltungen durchzuführen, deren Erlös an in finanzielle Not geratene zeitgenössische Schriftsteller weitergeleitet werden sollte.[172] Zahllose Kommunen, Vereine, Gesellschaften, Stiftungen und Gruppen fühlten sich angesprochen und waren mit Begeisterung bereit, dem Aufruf zu folgen.

Auch in der Gesellschaft „Tot Nut en Beschaving" dachte man über eine Festveranstaltung nach. Die Verantwortlichen kamen schließlich zu der Entscheidung, einen besonderen Vortragsabend zu organisieren und niemand anderen als Elias Marcus (III.) darum zu bitten, ihn mit einer Würdigung des auch in den Niederlanden hoch geschätzten Weimarer Klassikers zu bestreiten. Der Abend sollte nicht genau gleichzeitig mit den offiziellen Feierlichkeiten abgehalten werden, sondern leicht zeitversetzt, acht Tage später, damit der zu erwartende Trubel der allgemeinen Festveranstaltungen ihn nicht beeinträchtigen konnte und Redner und Publikum die nötige Ruhe hatten, sich ganz auf das anspruchsvolle Thema zu konzentrieren.

Tatsächlich entwickelten sich die offiziellen Feierlichkeiten – das große Schillerfest des Jahres 1859 – zu einem riesigen Spektakel. Volle drei Tage lang, vom 9. bis zum 11. November, fanden in mehr als 440 deutschen und über 50 ausländischen Städten einschließlich Amsterdams Festumzüge und Denkmalenthüllungen, Festaufführungen und Festbankette statt. Zigtausende von Menschen waren auf den Beinen, allein 40-50.000 in Berlin, in Hamburg 17.000 und in Leipzig 10.000. Es gab Schillertassen, Schillerseifen, Schillerzigarren, Bierkrüge mit Schillerköpfen darauf zu kaufen. Es

wurde getrunken, rezitiert, gesungen. Und überall wurden natürlich auch Reden und Vorträge über das „hohe Geburtstagskind" gehalten.[173]

Viele der offiziellen Festredner waren Persönlichkeiten von Rang und Namen wie Wilhelm von Humboldt, Jacob Burkhardt, Jacob Grimm oder Gisbert Freiherr von Vincke, der Sohn des ehemaligen Oberpräsidenten der Provinz Westfalen, mit denen sich Elias Marcus (III.), der „kleine" jüdische Lehrer und Literaturliebhaber aus Burgsteinfurt, nicht messen konnte.

Gleichwohl war das, was er den Mitgliedern der Gesellschaft „Tot Nut en Beschaving" samt ihren *„Damen"* und geladenen Gästen am 17. November 1859 im Festsaal des Gesellschaftshauses unter dem Titel *„Schiller – Ein Weltdichter"* vortrug, höchst bemerkenswert. Die methodischen Mittel, die er einsetzte, einsetzen konnte, waren noch sehr bescheiden, seine Sprache bisweilen etwas altmodisch betulich, aber seine Beurteilung, seine grundsätzliche Charakterisierung Schillers und seines Denkens stimmte. Sie war ihrem Gegenstand jedenfalls wesentlich angemessener als die Elogen vieler der anderen Redner namentlich in Deutschland.

Während diese fast durchweg versucht hatten, den fraglos großen Mann, diesen luziden Dichter und Denker, zum Teil mit leeren Floskeln und hohlem Pathos als Vorkämpfer der nationalen deutschen Einheit zu interpretieren und zu vereinnahmen, wies Elias diese Deutung ausdrücklich und selbstbewusst zurück. Stattdessen stellte er ihn als einen bewundernswerten Idealisten und Kosmopoliten vor, dessen erklärtes Ziel es gewesen sei, durch seine Dichtungen zu allgemeiner Freiheit, Humanität und Menschenwürde zu erziehen und dadurch auf eine Gesellschaft hinzuarbeiten, in der die Unterschiede des Standes, der Volkszugehörigkeit oder der Geburt keine Rolle mehr spielten. *„Darum"*, so führte er an einer zentralen Stelle seines Vortrags wörtlich aus, *„dürfen wir Schiller nicht als einen lediglich national deutschen Dichter betrachten"*, um an einer späteren Stelle mit Blick vor allem auf Schillers Dramen hinzuzufügen: *„Der Geist, der alle diese erhabenen Schöpfungen durchwehet, ist das Streben nach Freiheit und nach Anerkennung der Menschenwürde, diesen unveräußerlichen Gütern, die der Schöpfer allen seinen Kindern als ewiges Erbeigentum verliehen hat."*[174]

Obwohl Elias' Vortrag nicht völlig ohne Resonanz blieb und er ihn auf vielfachen Wunsch mehrerer seiner *„Zuhörerinnen und Zuhörer"* sogar als eigene kleine Broschüre veröffentlichen ließ – sein Freund Hyman Binger übernahm den Druck[175] –, erzielte er keine große Wirkung. Vor allem in Deutschland nahm man ihn kaum zur Kenntnis. Hier sollte, wie vor wenigen Jahren ein bekannter Literaturwissenschaftler schrieb, Schiller *„für eine breite Öffentlichkeit erst [...] durch die Festrede von Thomas Mann zu*

dessen 150. Geburtstag aus dem nationalen Gitterkäfig befreit und in seiner echten Menschlichkeit nahegebracht" werden.[176]

Nach 1861 trat Elias, zumindest was seine literaturwissenschaftliche „Nebentätigkeit" betraf, augenscheinlich etwas kürzer. Weitere Publikationen oder Projekte, an denen er mitarbeitete, sind aus den folgenden Jahren jedenfalls nicht bekannt. Dafür veränderte sich die Stadt, in der er mittlerweile fast zehn Jahre gelebt und gearbeitet hatte. Die Dynamik des Industriezeitalters, die ihr bislang so wesensfremd zu sein schien, begann jetzt auch sie zu erreichen und mitzureißen.

1864 wurde nach knapp sechsjähriger Bauzeit am Frederiksplein unter großer Anteilnahme der ganzen Amsterdamer Bevölkerung gleichsam als Fanal der modernen Zeit das *„Palais voor Volksvlijt"* („Palast für Gewerbefleiß") eingeweiht, ein riesiger Monumentalbau aus Eisen und Glas, der dem Londoner Crystal Palace und dem Pariser Palais de l'Industrie „nachgebildet" war. Bald darauf begann man im Hafengebiet mit dem Bau des Nordseekanals und wenig später mit der Anlage eines neuen Hauptbahnhofs, der auf drei künstlichen Inseln mitten im Wasser errichtet werden sollte und von vielen als eine städtebauliche Katastrophe angesehen wurde.

In Elias' Viertel wurde es dadurch ungemütlicher, nüchterner, moderner. Vertraute Plätze und liebgewonnene Spazierwege verschwanden mit einem Mal. Und immer häufiger traf man auf der kleinen Terrasse der Nieuwe Stadtsherberg am alten Jachthafen, wo künftig der ominöse Bahnhof stehen sollte, Leute an, alteingesessene Amsterdamer und Zugewanderte, die nur *„noch einmal"* vorbei gekommen waren, um einen letzten Blick *„über das IJ zu werfen und voller Unmut darüber waren, dass die Stadt sich selbst so verschandelte."*[177]

Elias wurde nun bald 65 Jahre alt. Ab 1869 hatte er keine feste Anstellung mehr, und so entschloss er sich, im darauffolgenden Jahr in seine westfälische Heimat zurückzukehren. Er ging nach Münster, wo er zweimal für kurze Zeit den Hebräischunterricht am Lehrerseminar der Marks-Haindorf-Stiftung übernahm, an dem er selbst einst ausgebildet worden war. Die Schüler, die ihn hier erleben durften, rühmten vor allem das ihm eigene Talent, den Unterricht durch eingestreute Midraschim, vorgegebene Auslegungen der heiligen Schrift, die durch Erzählungen ausgeschmückt sind, unterhaltsam und anregend zu gestalten.[178]

Münster war jedoch noch nicht seine letzte Station. Im hohen Greisenalter von über 70 zog es ihn wieder nach Burgsteinfurt zurück, um sich mit seiner jüdischen Heimatgemeinde auszusöhnen und dort in Frieden seine letzten Jahre zu verbringen. Noch war er körperlich und geistig rüstig und wurde alsbald in den Vorstand der Schule gewählt, die er einst gegründet

und später so verbittert verlassen hatte.[179] Auch sonst blieb er aktiv, und das Schicksal meinte es gut mit ihm.

Denn trotz seines Alters wurde es ihm vergönnt, noch einmal eine bedeutende Aufgabe zu übernehmen. Er durfte an einem Buch mitarbeiten, das nach Meinung vieler Experten zu den prachtvollsten Produkten der Wissenschaft des Judentums im 19. Jahrhundert gehört und vor einigen Jahren erst in Amsterdam neu aufgelegt worden ist: *„Keur van Grafsteenen op de Nederlands-Portugees-Israelitisch Begraafplatz te Ouderkerk an den Amstel"*.

Urheber und Autor des Buches war Elias' alter Freund David Henriques de Castro in Amsterdam. Angeregt durch Äußerungen von Leopold Zunz, dem eigentlichen Begründer der Wissenschaft des Judentums, über den unschätzbaren Quellenwert alter Friedhöfe und Grabsteininschriften für die Erforschung jüdischer Geschichte und jüdischer Tradition, hatte de Castro Mitte der 60er Jahre, also schon zu einer Zeit, als Elias noch in Amsterdam wohnte und arbeitete, damit angefangen, den ältesten Teil des Friedhofs der portugiesich-jüdischen Gemeinde von Amsterdam in Ouderkerk an der Amstel zu untersuchen und zu dokumentieren. In mehr als 16jähriger Arbeit hatte er rund 6.000 Grabsteine dieses altehrwürdigen Begräbnisplatzes, die im Laufe der Jahrhunderte in dem sumpfigen Gelände weggesackt und zum Teil überwachsen waren, bloßgelegt und kartiert. Er hatte die Inschriften abgeschrieben, einige Steine auf eigene Kosten restaurieren lassen und etwa 70 von ihnen photographiert.

Für sein Buch hatte er Beschreibungen von rund 30 Grabsteinen, die entweder von außerordentlicher historischer oder von großer ästhetischer Bedeutung waren, zusammengestellt und durch eine Einleitung über die Geschichte des Friedhofs sowie biographische Ausführungen über die auf den Inschriften genannten Personen ergänzt.[180] Die Aufgabe, die Elias übernahm und mit Bravour erledigte, bestand darin, das gesamte Werk ins Hochdeutsche zu übersetzen, damit es, mehrsprachig abgefasst, einem breiteren Publikum zugänglich war.[181]

Seinen Wunsch, völlig im Hintergrund zu bleiben und für seinen Anteil an der Arbeit nicht namentlich genannt zu werden, der für ihn typisch war, respektierte sein Freund de Castro jedoch nur halb. In einem Teil seines Vorwortes, den Elias bezeichnenderweise nicht mit übersetzte, merkte er dankbar und voller Hochachtung an: *„Aan den tekst is eene Duitsche vertaling toegevoegt van de hand des heeren E. M. te Burgsteinfurt, die echter uit te groote bescheidenheit zijn naam niet voluit genoemd wilde hebben"* [182](„Dem Text ist eine deutsche Übersetzung von der Hand des Herrn

E. M. aus Burgsteinfurt hinzugefügt, der jedoch aus übergroßer Bescheidenheit nicht wünschte, beim Namen genannt zu werden").

Schon bald nach dem Erscheinen dieses Buches ließ Elias' Spannkraft merklich nach. Er fing an zu kränkeln, und es kam immer häufiger vor, dass er sich in der ständig schneller und unübersichtlicher werdenden Welt, die ihn umgab, nicht mehr zu Hause fühlte. Er sehnte sich nach Ruhe, nach Abgeschiedenheit. Er wollte von nichts und niemandem mehr behelligt werden, und so gab er schließlich auch sein letztes öffentliches Amt zurück: *„Ew. Wohlgeboren bitte ich hiermit ganz ergebenst, mich gütigst entschuldigen zu wollen, wenn ich morgen ... der Sitzung des jüdischen Schulvorstandes wegen Unwohlseins leider nicht beiwohnen kann"*, schrieb er am 18. März 1889 an Bürgermeister Terberger jun. und fügte müde und erschöpft hinzu: *„Zugleich möchte ich Sie auch ganz ergebenst bitten, mich gütigst meiner Verpflichtung als Mitglied des Schulvorstandes gänzlich entbinden zu wollen. In meinem hohen Alter – 83 Jahre – kann ich nicht mehr den Anteil an den öffentlichen Verhandlungen nehmen, wie die Wichtigkeit des Gegenstandes es erheischen würde. Zudem ist das ganze Streben der Jetztzeit mir fremd geworden. Es ist mir gewiss auch nicht zu verübeln, wenn ich die wenigen Jahre, die mir vielleicht noch vergönnt sind, ... unberührt von öffentlichen Angelegenheiten, in die ich mich kaum noch hineinleben kann, verleben möchte. Ew. Wohlgeboren werden diesen meinen bescheidenen Wunsch gewiss billigen und mir meine ergebenste Bitte geneigtest gewähren."*[183]

Elias Marcus (III.) starb am 1. Dezember 1893 und wurde auf dem alten jüdischen Friedhof im Bagno beigesetzt. Seine wertvollste Habe, die ansehnliche kleine Privatbibliothek, vermachte er dem einige Jahre zuvor gegründeten Deutsch-Israelitischen Gemeindebund in Berlin, der daraufhin in der nächsten Ausgabe seiner *„Mitteilungen"* in einer langen, ehrenvollen Würdigung seiner gedachte.[184]

5. Die Mazzenfabrikanten

Als Elias Marcus (III.) Anfang der siebziger Jahre aus Amsterdam in seine westfälische Heimat zurückkam, lebten von seinen Brüdern noch drei: Samuel, Joseph und Moses. Während der erste, zu dem der Kontakt nie abgerissen war, in Münster inzwischen von der Rothenburg in ein eigenes Haus in der Königsstraße umgezogen war und sich gerade anschickte, seinen Lederhandel aufzugeben, um stattdessen am Roggenmarkt eine Schuhwarenhandlung einzurichten[185], hatte die erstaunliche Karriere des zweiten,

Josephs, und – wie sogleich hinzugefügt werden muss – seiner beiden ältesten Söhne Elias (IV.) und Philipp als Mazzenfabrikanten und angesehene Honoratioren in ihrer Heimatstadt Burgsteinfurt, eigentlich noch gar nicht angefangen. Dabei hatte auch Joseph Marcus zu dieser Zeit schon einen langen arbeitsamen Lebensweg hinter sich, den er über viele Jahre hinweg mit seinem Bruder Moses gemeinsam zurückgelegt hatte, bevor sich ihre Wege schließlich trennten.

Bald nach Abschluss ihrer Schulzeit hatten Joseph und Moses, die einander wegen des geringen Altersunterschiedes, der sie voneinander trennte, unter den Geschwistern offenbar besonders nahe standen, eine Bäckerlehre aufgenommen. Wie ihre älteren Brüder so hatten auch sie sich ihr Gewerbe nicht völlig selbständig ausgesucht, sondern waren gehorsam den Planungen ihres Vaters Elias Marcus (II.) gefolgt. Nachdem Levy und Samuel seinen Vorstellungen entsprechend die Möglichkeiten abgedeckt hatten, die sich aus dem Fellgroßhandel der Lefmanns ergaben, und Elias (III.) ebenso folgsam in den Dienst der Gemeinde eingetreten war, wurde ihre Berufswahl entscheidend durch den Kornhandel angeregt, den der Vater nach wie vor als zweiten Erwerbszweig neben der Gerberei betrieb und den sie dermaleinst erben sollten.

Ihre erste Backstube – wohl ebenfalls von ihrem Vater (vor-)finanziert – richteten die Brüder 1839 an der Hahnenstraße (Hausnummer 251) ein.[186] Ein zusätzliches Gebäude, ein Hinterhaus, das wahrscheinlich als Vorrats- und Lagerhaus diente, befand sich an der Drumstege. Das Sortiment der neuen Marcusschen Bäckerei umfasste sowohl das damals allgemein am meisten verlangte einfache Roggenbrot als auch Schwarzbrot, *„Herdbrötchen"*, *„feine Herdweggen"* und andere Spezereien.[187] Von einer Spezialisierung z. B. auf Mazzen konnte zu dieser Zeit noch keine Rede sein.

In der Anfangszeit war es für die beiden Brüder wahrscheinlich nicht leicht, sich durchzusetzen. Mit insgesamt zwölf Bäckereien war ihr Gewerbe in Burgsteinfurt überaus stark besetzt. Da viele Bürger ihr Brot noch selber buken, andere nur dann und wann auf Bestellung backen ließen, war nur etwa die Hälfte aller Betriebe so weit ausgelastet, dass sie sechs Mal pro Woche produzieren konnten, während die anderen sich mit zwei bis drei Produktionen wöchentlich zufrieden geben mussten.[188]

Joseph und Moses durften sich schon bald zur ersten Gruppe rechnen. Beide waren eigentlich für die harte Arbeit in der Bäckerei, namentlich für das überaus anstrengende Kneten des Brotteigs, körperlich wenig prädestiniert. Joseph war gerade einmal 1,63 m groß, und Moses *„allgemeine Körperschwäche"* war so augenscheinlich, dass er bei der Musterung für das

preußische Heer, damals Konskription genannt, sang- und klanglos durchfiel.[189]

Die Brüder verstanden es jedoch, ihren Nachteil auszugleichen. Dank ihres Unternehmungsgeistes und ihrer Risikobereitschaft wagten sie es, sich bereits Anfang der vierziger Jahre zur Erleichterung ihrer Arbeit eine Knet- und Walzmaschine anzuschaffen. Sie waren damit die ersten Bäcker in Westfalen überhaupt, die einen solchen Schritt unternahmen. Die Maschine kam aus Kassel und musste noch per Hand betrieben werden.[190]

1849 zog sich Moses aus uns unbekannten Gründen aus dem gemeinsamen Geschäft mit seinem Bruder zurück. Offenbar ziemlich plötzlich trat er alle seine Anteile und Rechte an der Bäckerei und den beiden Gebäuden an der Hahnenstraße beziehungsweise der Drumstege gegen eine einmalige Abfindung von 450 Reichstalern an seinen bisherigen Geschäftspartner Joseph ab.[191] Über sein weiteres Schicksal ist so gut wie nichts bekannt.[192]

Joseph jedenfalls führte das Geschäft von da an alleine weiter und übernahm in den nächsten Jahren auch, wie seit längerem vereinbart, den kleinen väterlichen Kornhandel auf seinen Namen. Ab Mitte der fünfziger Jahre zeichnete er offiziell für die wahrscheinlich schon seit geraumer Zeit von ihm und nicht mehr von seinem Vater durchgeführten Fourageliefe-rungen zur Versorgung des in Burgsteinfurt stationierten Gendameriepferdes, verantwortlich, die die Familie seit gut drei Jahrzehnten alljährlich immer wieder ersteigerte.[193]

1859 heiratete Joseph die 25jährige Sarah Philipp aus Westercappeln.[194] Wie aus einem zwischen ihm und dem Vater seiner Braut abgeschlossenen in Hebräisch geschriebenen Vertrag hervorgeht, brachte Sarah eine Mitgift von insgesamt 1.000 Talern plus einer genau festgelegten, nur aus Kleidungstücken bestehenden Aussteuer mit in die Ehe. In den nächsten zwölf Jahren schenkte sie ihm mindestens sieben Kinder, von denen er die beiden ältesten, Elias (IV.) und Philipp, nach dem Erwerb der mittleren Reife früh in sein Geschäft einführte, damit sie es später weiterführen konnten. Max, der Dritte, besuchte das Gymnasium Arnoldinum, studierte Medizin und ließ sich als praktischer Arzt in Duisburg-Ruhrort nieder.[195] Er starb früh. Jacob und Sally emigrierten einige Jahre nach Beendigung der Schulzeit in die Niederlande beziehungsweise nach Belgien.[196] Dort wurde Sally Journalist und ein begeisterter Hobbymusiker, der jeden Tag, an dem es möglich war, vier Stunden lang Violine spielte. Auch die beiden Töchter Estella und Ida zogen nach ihrer Heirat aus Burgsteinfurt fort.[197]

1881 wurde Joseph zum Vorsteher der jüdischen Gemeinde gewählt, nachdem er zuvor schon 25 Jahre lang im Repräsentantenkollegium mitgearbeitet hatte.[198] Es folgten mehrere Berufungen in den jüdischen Schul-

vorstand und die besonders ehrenvolle Wahl zum Mitglied der Stadtverordnetenversammlung.[199] Er arbeitete im Finanzausschuss und in der Schlachthauskommission mit, und er nahm jahrelang die Rechte der jüdischen Hilfsbedürftigen in der Armenkommission wahr. Alles in allem ging es also stetig aufwärts mit ihm, ohne dass sich die Dinge überschlagen hätten.

Das änderte sich jedoch mit der Idee, die immer noch kleine Bäckerei in der Hahnenstraße in ein richtiges Fabrikunternehmen umzuwandeln, das nur noch Mazzen produzieren sollte, um sie in alle Welt zu exportieren. Die Idee wurde wohl Mitte der achtziger Jahre geboren, zu einer Zeit also, als Joseph schon auf die 65 zuging und einen Großteil der Verantwortung für das Geschäft an seine beiden Söhne Elias (IV.) und Philipp abgetreten hatte.

Die Idee beruhte auf zwei einfachen Grundüberlegungen. Zum einen sind Mazzen oder Mazza, jenes rituelle Brot, das die Juden zu Pessach zu essen verpflichtet sind, für den Export sehr gut geeignet. Da Mazzen nur aus Wasser und (Weizen-)Mehl bestehen dürfen, bleiben sie lange haltbar. Zweitens war der Markt für Mazzen nicht nur groß, sondern auch relativ stabil und deshalb ausgezeichnet kalkulierbar. Das Pessachfest – das Fest zur Erinnerung an den Auszug der Kinder Israels aus Ägypten – war eigentlich seit jeher das beliebteste aller jüdischen Feste und wurde von mehr Glaubensgenossen in aller Welt eingehalten als jedes andere Fest. Selbst die meisten jener Juden, die kaum noch etwas von Gesetzesfrömmigkeit hielten – in den letzten Jahrzehnten wurden es zugegebenermaßen zusehends mehr –, pflegten das Pessachfest noch *„in irgendeiner Weise"* zu begehen, indem sie die zu Pessach verbotenen Speisen (chamez) mieden, ihr Haus vollständig säuberten, an einem „Seder" oder einem Synagogengottesdienst teilnahmen und eben Mazzen aßen, dieses ungesäuerte, *„harte Brot"* des Exils.[200]

Die unabdingbar nötigen infrastrukturellen Voraussetzungen für die Realisierung des Marcusschen Projekts waren seit einiger Zeit gegeben. Die Einbindung der Stadt Burgsteinfurt in das sich unaufhaltsam ausweitende Schienennetz war vor einigen Jahren erfolgt. 1875 war zunächst die Bahnlinie Münster – Enschede über Burgsteinfurt eingeweiht worden, vier Jahre später dann die noch wichtigere Linie von Recklinghausen nach Quakenbrück, die die Stadt direkt mit dem Ruhrgebiet und indirekt – über günstige Anschlüsse von Quakenbrück weiter nach Norden – unter anderem mit Bremen und Wilhelmshaven verband.[201]

Maschinen für eine fabrikmäßige Herstellung speziell von Mazzen gab es schon länger. Die ersten waren 1857 in Österreich konstruiert worden

und hatten damals zunächst eine heftige Kontroverse ausgelöst.[202] Ultrakonservative Rabbiner unter Führung eines gewissen Salomon Kluger aus Krakau hatten die maschinelle Mazzenherstellung nämlich sofort als einen schweren Bruch der Gesetze der Väter verurteilt und sie als *„böse und sündhaft"* beschimpft. Ihr Haupteinwand bestand darin, dass eine vollständige Vermeidung von Gärungsvorgängen, wie sie für die Herstellung koscherer Mazzen vorgeschrieben ist, beim Einsatz von Maschinen nicht gewährleistet sei.

Die Behauptung wurde empirisch nicht bewiesen, und die Polemik konnte die Verbreitung der Maschine nicht stoppen. Vor allem in Deutschland, namentlich in einigen größeren Städten, setzte sie sich sehr schnell durch.[203] Und auch Joseph, Elias und Philipp Marcus ließen sich durch die konservativen „Maschinenstürmer" nicht an der Verwirklichung ihres einmal gefassten Planes hindern.

Zwischen 1890 und 1906 errichteten sie in der Bahnhofsstraße in unmittelbarer Nähe des Bahnhofs und der Bahnlinie Recklinghausen – Quakenbrück eine für Burgsteinfurter Verhältnisse mittelgroße Fabrikanlage für die Herstellung, die Lagerung und den Versand von Mazzen sowie ein neues zweigeschossiges Wohnhaus mit ausgebautem Dachgeschoss, flachem Holz-Zement-Dach und moderner Innenausstattung für die Familie.

Die Fabrikanlage bestand aus fünf Gebäuden. Das Zentrum bildete ein viergeschossiger, vollständig unterkellerter Rohbau aus gelbem Ziegelstein mit flachem Satteldach aus Holz, der sogenannte Mittelbau. In ihm befand sich die Bäckerei. Wer sie betrat, stieß in dem 3,90 m hohen Erdgeschoss auf zwei riesige Backöfen, deren Fundamente bis zur Kellersohle reichten, sowie auf eine mit den Öfen direkt verbundene Transportanlage. Die oberen drei Stockwerke waren niedriger, wiesen aber ebenso wie das Erdgeschoss keine Raumaufteilung auf und wurden für verschiedene Arbeiten genutzt.

Der Bäckerei an der Westseite vorgelagert waren das Kessel- und das Maschinenhaus, zwei eingeschossige nicht unterkellerte Massivbauten mit leichten Skeddächern und solidem Betonfußboden, in denen unter anderem die sogenannten Lokomobile mit Generator sowie zwei Antriebsmotoren für die Mazzotmaschine und die Reservierwalze untergebracht waren.

Den östlichen Teil der Anlage bildete das sogenannte Gebäude mit Spitzdach, ein ebenfalls nicht unterkellertes, zweigeschossiges Bauwerk mit Drempel und Satteldach, das wahrscheinlich als Lager diente. Überragt wurde der ganze Komplex von einem 16 m hohen Schornstein von 2 m Durchmesser, der aus Ziegelsteinen gemauert war.[204]

Die Leitung des neuen Unternehmens teilten sich Elias und Philipp untereinander und bezogen anfangs wohl auch noch ihren Vater mit ein. Jeder von ihnen hatte seinen eigenen, fest umrissenen Aufgabenbereich. Elias (IV.) war für die gesamten inneren Angelegenheiten des Betriebs vor Ort verantwortlich, während Philipp für den Vertrieb, die Werbung, die Kundenbetreuung, kurz, für das ganze Marketing und den Außendienst zuständig war und dem entsprechend viel reiste. Joseph, der Seniorchef, dürfte so etwas wie die „graue Eminenz im Hintergrund" gewesen sein und zumindest in den ersten Jahren bei allen wichtigen Entscheidungen noch ein gehöriges Wörtchen mitgeredet haben.

Eine Besonderheit des Marcusschen Unternehmens bestand darin, dass es fast ausschließlich Saisonarbeit leistete. Da beinahe die gesamte Produktion zeitlich auf das jüdische Osterfest, auf Pessach, ausgerichtet war, wurde immer nur von November bis April voll produziert. In den restlichen sechs Monaten blieben die Öfen kalt. Die Zahl der Beschäftigten schwankte deshalb zwischen vier im flauen Sommer- und 25 bis 35 im hektischen Winterhalbjahr.[205]

Der Produktionsprozess selbst wurde von dem strengen Reinheitsgebot, den Koschervorschriften, bestimmt, die für die Herstellung von Mazzen gelten. Die Aufsicht über das Unternehmen lag beim Landrabbiner Dr. Loeb in Emden und dem Rabbiner Dr. Marx in Recklinghausen.[206] Joseph de Vries, der Synagogendiener, Schächter und Totengräber der Gemeinde, ein eingebürgerter Holländer, der „An der Hohen Schule" wohnte und dort nebenbei einen kleinen Lebensmittelladen betrieb, war von Dr. Loeb beauftragt worden, die Produktion vor Ort zu überwachen.[207] De Vries besaß offenbar sowohl die strenge orthodoxe Gesetzesfrömmigkeit als auch die genaue Kenntnis der jüdischen Speisegesetze, die für die Ausübung dieses Amtes des Wächters oder „Schaumers" als unabdingbare Voraussetzung galten.[208]

Alle Details, auf die bei der Produktion zu achten war, waren in einer mehrseitigen *„Instruktion"* des Emdener Rabbinats genau beschrieben, die wahrscheinlich für jedermann sichtbar im Eingangsbereich der Firma angeschlagen war. In den ersten beiden Paragraphen beschäftigte sich die Instruktion zunächst mit den Zutaten für die Mazzen, definierte genau, welche Bedingungen sie erfüllen mussten, damit sie in der Firma Marcus verwendet werden durften.

„Das Wasser zu dem Mazzoth muss abends, und zwar eine Viertelstunde vor dem Bemerkbarwerden der Sterne, geschöpft ... resp. gepumpt werden u[nd] ist während der Nacht zugedeckt aufzubewahren", so hieß es im ersten der beiden Paragraphen. *„Das am Sabbatausgang oder Sonntag zu*

verbrauchende Wasser muss bereits Donnerstagabend in der angegebnen Weise geschöpft werden."[209] Dieser Bestimmung lag der im Talmud geäußerte Glaube zugrunde, dass die Sonne die Brunnen und Wasserläufe unter der Erde nachts erwärme. Nach einer uralten Auslegung dieser Stelle darf solches Wasser für die Mazzenzubereitung grundsätzlich nicht verwendet werden, weil lauwarmes Wasser angeblich den Prozess des Gärens beschleunigt, der, wie gesagt, in jedem Fall zu vermeiden ist.

Nicht weniger streng waren die Vorschriften für das zu verwendende Mehl. Es durfte grundsätzlich nur *„aus den von den Rabbinern bezeichneten Quellen"* stammen. In den ersten Jahren war das Bösings Mühle in Coesfeld. Es musste absolut *„trocken"* sein, durfte nur *„trocken abgeladen"* werden und musste umgehend in den dafür vorgesehenen *„Aufbewahrungsraum"* gebracht werden. Jeder einzelne Sack, in dem das Mehl geliefert wurde, trug eine Plombe sowie eine Karte mit der Aufschrift *„Bösings Mühle Coesfeld wit. Mazzotmehl bereitet für J. Marcus, Burgsteinfurt unter Aufsicht der Rabbiner Dr. Löb u. Dr. Marx u. d. Lehrers Steinberger Coesfeld"*. Sobald später dann ein Sack zum Teigmachen geöffnet wurde, hatte Joseph de Vries die laufende Nummer der Karte in ein eigens *„zu diesem Zweck geführtes Buch"* einzutragen und anschließend die Etiketten, gebündelt zu jeweils 200 Stück, zur Gegenkontrolle an das Rabbinat in Emden zu schicken.

Doch bevor die Produktion überhaupt anlaufen konnte, musste die Firma gründlich gesäubert werden. Erst wenn das Knetbecken *„vollkommen blank und trocken"* war und Joseph de Vries sich persönlich *„von der vollendeten Reinigung"* überzeugt hatte, durften das Mehl und das Wasser in das Becken eingefüllt werden. War der Knetvorgang dann einmal in Gang gebracht, musste die Maschine in steter Bewegung bleiben. Es durfte keine Unterbrechung eintreten, weil dadurch wiederum Gärungsprozesse in Gang gesetzt werden konnten. Teigreste mussten grundsätzlich sofort entfernt und durften der Knetmasse in keinem Fall wieder zugefügt werden.

Wenn die Mazzen schließlich den Ofen verließen, galt es, darauf zu achten, dass sie *„durchgebacken"* waren und weder *„erhöhte Stellen"* noch *„Falten"* aufwiesen. Wurden solche *„erhöhten Stellen"* oder *„Falten"* entdeckt, mussten sie *„sofort aus- und abgebrochen"* und verbrannt werden.

Die Räume, in der die Mazzen gelagert wurden, mussten besonders sorgfältig trocken gehalten werden. Sie waren stets abgeschlossen, und den Schlüssel verwahrte Joseph de Vries. Der beaufsichtigte auch die Verpackung, für die ausschließlich neue Kisten verwendet werden mussten.

Die gesamte Belegschaft war natürlich zur Einhaltung strenger Reinlichkeitsvorschriften verpflichtet, und zwar nicht nur während der Arbeitszeit, sondern auch während der Pausen. Niemand durfte etwa mit Gegorenem (chamez), zum Beispiel mit Brot oder Kuchen, durch einen der *„für die Mazzoth bestimmten Räume"* gehen. Denn das konnte die ganze Produktion verderben. Das Frühstück durften die Arbeiter nur in dem außerhalb der Fabrik angelegten Gemeinschaftsraum einnehmen. Bevor sie sich dorthin begaben, mussten sie ihre Schürzen ablegen, und bevor sie an ihren Arbeitsplatz zurückkehrten, mussten sie sich außerhalb der Fabrikräume die Hände waschen und gründlich von allen Krumen und Essensresten säubern. Während der Mittagspause mussten alle Räume der Firma verschlossen gehalten werden, und niemand durfte sie betreten.[210]

1899 hatte die Firma Marcus ihren ersten großen Erfolg zu verzeichnen. Auf der Lebensmittelfachausstellung *„Für Küche, Keller und Haus"* in München wurden ihre Mazzen, die sich äußerlich leicht an der zu dieser Zeit noch recht ungewöhnlichen runden Form erkennen ließen, mit einem besonderen Gütesigel, der sogenannten goldenen Medaille, prämiert.[211]

Und die Qualität zahlte sich aus. In nur wenigen Jahren stiegen Joseph und seine Söhne zu den bedeutendsten Mazzenfabrikanten des nordwestdeutschen Raums, wenn nicht gar des gesamten Deutschen Reiches auf. Ihre Lieferungen gingen überall hin, nicht nur in alle Teile Deutschlands und in verschiedene Nachbarländer, sondern auch nach Russland, nach Finnland, nach Norwegen und sogar nach Transvaal. Neben Maschinen wurden die Marcusschen Mazzen für Burgsteinfurt zum wichtigsten Ausfuhrgut.[212]

Joseph, aber auch Elias (IV.) und Philipp änderten die Erfolge indessen kaum. Sie blieben vorsichtig, bescheiden und sozial engagiert. Um das mit der Mazzenfabrik verbundene geschäftliche Risiko abzufedern, behielten sie den Kornhandel als zweiten Erwerbszweig bei und eröffneten außerdem noch eine kleine Zementziegelei, die allerdings nicht sehr lange existierte, weil die Zementziegel nicht so gut liefen, wie man es sich erhofft hatte.

1909 lebte die Familie Marcus bereits 160 Jahre in der Stadt. Joseph wurde in diesem Jahr 90. Anfang Februar legte er wegen seines fortgeschrittenen Alters seine Ämter in der Gemeinde nieder, um sie nunmehr jüngeren Kräften zu überlassen. In Anerkennung seiner Verdienste wählte ihn die Gemeinde daraufhin zu ihrem *„Ehrenpräses"*. Mitte März überbrachte ihm eine kleine Abordnung unter Führung seines Nachfolgers im Amt des Vorstehers Albert Heimann die *„in schönster Federzeichnung ausgeführt[e]"* Urkunde.[213] Einen Monat später erfuhr er dann noch eine

weitere Ehrung, als er den Königlichen Kronenorden IV. Klasse verliehen bekam. Diesmal war es Bürgermeister Herberholz, der zu ihm in die Wohnung kam und ihm die Auszeichnung mit einer kurzen Laudatio überreichte.[214]

Zu dieser Zeit kränkelte Joseph Marcus bereits. Und nur zwei Monate später, am Samstag, dem 4. Juli, abends gegen 9 Uhr, starb er. Seine Beisetzung fand am darauffolgenden Mittwoch unter großer Anteilnahme der Burgsteinfurter Bevölkerung auf dem Friedhof an der heutigen Gerichtsstraße statt. *„Durch sein edles Wirken, sein friedfertiges Wesen und seinen lauteren Charakter war er uns immer ein leuchtendes Vorbild, und wird sein Andenken in unauslöschlicher Dankbarkeit und Treue in unserer Mitte allezeit fortleben"*, schrieben Vorstand und Repräsentanten der Gemeinde in ihrem Nachruf auf ihn.[215]

Elias (IV.) und Philipp führten die Mazzenenfabrik und den Kornhandel auch nach Josephs Tod gemeinsam und einträchtig weiter. Nennenswerte Veränderungen nahmen sie nicht vor. Dazu hatten sie auch keinen Grund. Denn die Geschäfte liefen, und sie liefen weiterhin gut.

Dafür fanden beide, inzwischen selbst schon an die 50, jetzt endlich etwas mehr Zeit, sich auf andere Dinge einzulassen. Beide waren seit langem verheiratet, Elias mit Emilie Friedenreich aus Hehlen in der Nähe von Hameln[216], Philipp mit Dora Weingarten aus Herford[217]. Die beiden Frauen waren sehr unterschiedlich und das Familienleben, das sie ihren Männern boten, bieten konnten, war es nicht minder. Emilie, eine große, schlanke Frau mit strengen, vornehmen Gesichtszügen, hatte Elias in den vergangenen Jahren fünf Kinder geboren, drei Töchter, Martha, Hedwig und Ida sowie zwei Söhne, Ernst und Max. Max starb allerdings früh. Bereits nach neun Jahren und vier Monaten mussten seine Eltern ihn zu Grabe tragen.[218] Elias und Emilie bewohnten mit ihren Kindern die Villa in der Bahnhofsstraße, die Anfang der 90er Jahre zusammen mit der Firma und ganz in ihrer Nähe errichtet worden war.

Dora und Philipp hatten dagegen keine Kinder. Man munkelte, dass „es an ihm, an Philipp, liege" und dass Dora, eine kleine, immer freundlich dreinblickende, äußerst lebhafte und hilfsbereite Frau, die bei Freunden, Nachbarn und Verwandten in Burgsteinfurt ungemein beliebt war, schon einige Affären hinter sich habe.[219] Falls das stimmte, wussten beide mit ihrem Problem umzugehen und zumindest nach außen hin den Schein zu wahren. Bis zu Philipps relativ frühem Tod lebten sie jedenfalls in ihrem Haus an der Bismarckstraße sehr einträchtig zusammen.

Philipp war im Übrigen ein Hundenarr und ein großer Garten- und Blumenfreund. Namentlich die Rosen hatten es ihm angetan. Jedermann in

Burgsteinfurt wusste, wie sehr er sie hegte und pflegte und welche Pracht sie jedes Jahr aufs Neue in seinem Garten entfalteten.[220] Auch nahm er gern und erfolgreich an den Wettbewerben des jungen Burgsteinfurter Schießclubs teil[221] sowie an den geselligen Veranstaltungen des Kriegervereins, dem er genauso selbstverständlich angehörte wie alle, die einmal „ordentlich gedient" hatten.[222]

Elias engagierte sich sehr stark für die jüdische Gemeinde. Er gehörte ihrem Repräsentantenkollegium an, und als das 150jährige Bestehen der Synagoge an der Kautenstege sich näherte, versuchte er mit einigen Gleichgesinnten – allerdings vergeblich – eine große öffentliche Feier zu organisieren. Vor allem aber hegten beide Brüder, Philipp wie Elias, eine große Vorliebe für den Verkehrsverein, dem sie seit Jahr und Tag angehörten und der sich gerade in diesen Jahren anschickte, eine Korrektur seines bisher fast ausschließlich auf die Förderung von Handel und Verkehr ausgerichteten Kurses vorzunehmen.

1911 trat der Verein der westfälischen Kommission des Deutschen Bundes für Heimatschutz unter dem Freiherrn Engelbert von Kerckering zur Borg bei[223] und zeigte damit an, dass er sich in Zukunft verstärkt auch der Denkmal- und Brauchtumspflege in der Stadt annehmen wollte, um das Traditionsbewusstsein in der Bevölkerung, *„die Achtung vor der Vergangenheit"*, wie Kerckering zur Borg schrieb, zu *„wecken und [zu] beleben"*.[224]

Elias und Philipp begrüßten diese Neuorientierung und setzten sich intensiv für eine gebührende Berücksichtigung der Pflege und Bewahrung der plattdeutschen Mundart ein, des *„guten, alten, traulichen stemmerter Platt"*, das immer weniger Leute verstanden und noch weniger sprachen.

Anfang 1912 arrangierten sie deshalb für den Verkehrsverein einen Vortrags- und Rezitationsabend mit ihrem Cousin Eli Marcus, dem Sohn ihres verstorbenen Onkels Samuel in Münster, der als plattdeutscher Heimatdichter in ganz Westfalen bekannt und beliebt war. Unter dem Künstlernamen „Natzeohm" hatte Eli in den letzten Jahrzehnten Theaterstücke und Gedichtbände veröffentlicht, aus denen er an diesem Abend auch in Burgsteinfurt einiges zum Besten gab.[225] Die Veranstaltung wurde zu einem großen Erfolg und trug, wie von Elias und Philipp erhofft, wesentlich dazu bei, dass plattdeutsche Unterhaltung zu einem festen Bestandteil der geselligen Veranstaltungen des Verkehrsvereins wurde.

Kein übermäßig großes Interesse brachten die beiden Brüder für die allgemeine politische Entwicklung auf. Die anhaltenden Balkankrisen beunruhigten sie kaum. Wie sehr sie auch die Ermordung des österreichischen Thronfolgers Franz Ferdinand durch serbische Nationalisten am 28. Juli

1914 bedauern mochten, so sahen sie darin doch kein welterschütterndes Ereignis, sondern lediglich ein weiteres Kapitel in einer alten Geschichte. Gleichwohl legte sich an diesem Tag, an dem Franz Ferdinand und seine Gemahlin starben, ein tiefer Schatten über das Land, der nicht mehr weichen wollte.

Und als gut vier Wochen später, an einem strahlend blauen Sabbatnachmittag, dem Kalender nach der 1. August 1914, in Burgsteifurt Alarm geblasen wurde und alles zum Marktplatz eilte, war es mit dem relativ sorgenfreien und behaglichen Leben der Gebrüder Marcus und ihrer Familien für immer vorbei. Am Rathaus und an anderen öffentlichen Gebäuden wurden große rote Plakate angeschlagen, die die allgemeine Mobilmachung verkündeten.[226] Der Erste Weltkrieg war ausgebrochen, und mit ihm hatte das Ende einer ganzen Epoche, der „guten alten Zeit", wie viele später sagen sollten, begonnen.

6. Krisen, Verfolgung, Flucht und Neubeginn

Zu den Erscheinungen des Ersten Weltkrieges, die heute nur noch schwer zu begreifen sind, gehört die ungeheure Begeisterung, die nach dem Ausbruch der Feindseligkeiten ganz Deutschland erfasste. Praktisch in allen Städten, großen wie kleinen, jubelten die Menschen, stürmten Freiwillige die Rekrutierungsbüros, spielte Musik und wurden Tücher geschwenkt, wenn Soldaten ins Feld abmarschierten. Kaum jemand schien sich ernsthaft Gedanken darüber zu machen, welches Ausmaß an Not und Leid ein Krieg im Zeitalter des technischen Fortschritts mit sich bringen musste. Alle waren überzeugt, einer großen und hehren Sache zu dienen und gaben sich vollkommen siegesgewiss. *„Eine Angelegenheit von Wochen"*, hörte man immer wieder sagen. *„Spätestens zu Weihnachten ist alles vorbei."*

Für Elias und Philipp war die Situation von Anfang an schwierig. Immerhin waren sie plötzlich von ihren Kunden in Holland, in Russland und anderen europäischen wie außereuropäischen Staaten abgeschnitten. Kisten, die zum Abtransport bereit standen, blieben stehen; offene Rechnungen wurden nicht mehr beglichen, laufende Lieferverträge aufgekündigt. Gemildert wurde der Einschnitt dadurch, dass Sommer war und keine Saison für Mazzen, so dass sie sich bis zum Beginn der nächsten Backperiode wenigstens einigermaßen auf die neuen Gegebenheiten einstellen konnten.

Besonders wichtig waren die freiwilligen Leistungen, die eindeutigen Gesten patriotischer Opferbereitschaft, die von jedem erwartet wurden. An ihnen konnten und wollten es die Brüder Marcus, schon weil sie Juden wa-

ren, nicht fehlen lassen. Wie alle Burgsteinfurter Unternehmer erklärten sie sich bereit, ihren eingezogenen Arbeitern den Lohn ganz oder teilweise weiter zu bezahlen, damit ihre Familien über die Runden kamen. Ihre Ehefrauen, Emilie und Dora Marcus, meldeten sich spontan zu „Samariterdiensten". Als Hilfsschwestern des Roten Kreuzes halfen sie am Bahnhof, wenn Truppentransporte durchkamen, und im Burgsteinfurter Lazarett, das im evangelischen Krankenhaus untergebracht war.[227]

Unterdessen hielt die allgemeine Hochstimmung nicht lange an. Als der erwartete schnelle Erfolg ausblieb und sich die Todesanzeigen mit den Eisernen Kreuzen in den Tageszeitungen mehrten, als die ersten Lebensmittel knapp wurden und immer mehr Konsumgüter rationiert werden mussten, setzte Ernüchterung ein. Die Realität eines anhaltenden Weltkrieges erreichte das Bewusstsein der Menschen, und mit jedem Tag, an dem sich das Blutvergießen fortsetzte, nahmen ihre Sorgen weiter zu.

Elias und Philipp bekamen die kontinuierliche Verschärfung der Lage besonders vom dritten Kriegsjahr an zu spüren. Anfang 1917 wurde Philipp zunächst als Arbeiter für die Rüstungsindustrie rekrutiert. Gemäß dem kurz zuvor vom Reichstag auf Drängen der Obersten Heeresleitung verabschiedeten „Gesetz über den Vaterländischen Hilfsdienst", das es den Behörden grundsätzlich ermöglichte, die nicht eingezogenen Männer im Alter von 17 bis 60 Jahren unter Berücksichtigung bestimmter Regeln des Unternehmensschutzes aus nicht kriegswichtigen Betrieben abzuziehen und Rüstungsfirmen oder ähnlichen Einrichtungen zuzuweisen, musste er seinen Sessel als zweiter Chef der Firma Marcus räumen, um in der Maschinenfabrik Howe Granaten zu drehen.[228]

Ein weiterer Eingriff in das Marcussche Unternehmen erfolgte nur wenige Wochen später. Im Zusammenhang mit einer erneuten Ausweitung der Zwangsbewirtschaftung von Lebensmitteln wurde den beiden Brüdern *„der Handel mit Nahrungs- und Futtermitteln"* verboten, was im Klartext nichts anderes hieß, als dass sie ihren Kornhandel vorläufig einstellen mussten.[229]

Die Herstellung und der Absatz ihrer Mazzen blieben ihnen erlaubt. Doch mussten sie auch in diesem Bereich zusätzliche Einschränkungen hinnehmen. Kohlen waren jetzt zum Beispiel nicht mehr unbegrenzt zu haben, und Mehl konnten sie nur noch über die bei der jüdischen Gemeinde in Frankfurt am Main eingerichtete „Zentrale für Mazzotversorgung" beziehen. Über die ordnungsgemäße Verwendung jeder Lieferung mussten sie genau Buch führen, jedes verbrauchte Gramm Mehl verzeichnen, jede fertige Mazze registrieren, denn Revisionen waren jederzeit möglich und sie kamen meistens unverhofft.[230]

Tatsächlich wurden Elias und Philipp schon bald Getreideschiebungen vorgeworfen und ein Strafverfahren gegen sie eingeleitet. Die Vorwürfe erwiesen sich jedoch als haltlos. Sobald die Voruntersuchung abgeschlossen war, musste der erste Staatsanwalt in Münster die beiden Brüder *„außer Verfolgung"* setzen und das Verfahren gegen sie *„zu Lasten der Staatskasse"* einstellen.[231]

Die allgemeine Stimmung war zu dieser Zeit längst auf einen Tiefpunkt abgesunken. Die innenpolitische Atmosphäre war gespannt. Viele wünschten sich, dass der Krieg möglichst bald ein Ende hätte, wer es aber wie die Sozialdemokraten wagte, öffentlich gegen ihn zu demonstrieren oder am deutschen Sieg zu zweifeln, wurde als „vaterlandsloser Geselle" verschrien.

Im Herbst 1918, als die militärische Lage völlig aussichtslos geworden war, kam es schließlich zu einer Revolution. Sie führte innerhalb weniger Tage zur Abdankung des Kaisers, zur Proklamation einer Republik und zur Unterzeichnung eines Waffenstillstandsabkommens im Wald von Compiègne in der Nähe von Paris, dem acht Monate später, im Juni 1919, der Abschluss eines Friedensvertrages in Versailles folgte.

Sobald sich die Lage einigermaßen beruhigt hatte, versuchten Elias und Philipp sofort, ihrem Unternehmen neue Impulse zu geben, um es aus dem kriegsbedingten Tal herauszuführen. Sie mussten aber bald erkennen, wie groß die Hypotheken waren, die das vierjährige Blutvergießen zurückgelassen hatte. Die harten Friedensbedingungen, die die neue Regierung hatte akzeptieren müssen, der Imageverlust im Ausland und eine Inflation, die 1922 völlig außer Kontrolle geriet, lasteten schwer auf dem Land und ließen einen schnellen Wiederaufstieg der Firma nicht zu.

Eigentlich mussten sie schon dankbar sein, dass es ihnen gelang, wenigstens gelegentlich einen ehemaligen Großkunden zurückzugewinnen oder einen neuen anzuwerben wie etwa die orthodoxe jüdische Gemeinde Köln, die regelmäßig circa 3.000 bis 4.000 Mitglieder und Sympathisanten mit Mazzen versorgte und soeben ihren bisherigen Lieferanten, die Bäckerei Isaak Meyer aus der Kyffhäuserstraße in Köln verloren hatte.[232]

Zusätzlich erschwert wurden die Konsolidierungsbestrebungen der beiden Brüder in diesen ersten Nachkriegsjahren durch antisemitische Attacken. Solche Angriffe nahmen seit Kriegsende, seitdem die deutsche Niederlage besiegelt war, in beängstigender Weise zu. Sie gingen von einer Vielzahl von Gruppierungen und Organisationen aus und reichten von Verbalinjurien über Diffamierungen bis hin zu Mord.[233] Unmittelbar betroffen wurden Elias und Philipp 1920 von einer Kampagne, die der „Deutsche Landbund", einer der größten Interessenverbände jener Zeit und poli-

tisch der Deutschnationalen Vokspartei (DNVP) nahestehend, gegen die Reichsregierung und die gesamte Zunft der deutschen Mazzenbäcker führte.[234]

Anlass für die Aktion war die Entscheidung der Regierung, der jüdischen Bevölkerung angesichts der weiterhin aufrecht erhaltenen Zwangsbewirtschaftung von Lebensmitteln insgesamt 40.000 Zentner Mehl als Sonderkontingent für die Herstellung ihrer Mazzen zum anstehenden Pessachfest zur Verfügung zu stellen. Sie setzte damit eine Praxis fort, die die kaiserlichen Regierungen in den letzten Kriegsjahren in ganz ähnlicher Weise gehandhabt hatten. Das übergingen die Agitatoren des „Deutschen Landbundes" jedoch geflissentlich, als sie gleich nach dem Bekanntwerden der Regierungsentscheidung *„Protest"* erhoben und heftig gegen sie Stimmung machten. Dabei waren sie nicht zimperlich.

In einer Eingabe an das „Ministerium für Ernährung und Landwirtschaft", die gleichzeitig in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht wurde, warfen sie der Regierung eine *„einseitige Bevorzugung"* der *„jüdischen Untertanen"* vor, die unter anderem zu Lasten von Bedürftigen und Kranken gehe, denen nicht einmal *„das zu ihrer Gesundung notwendige Existenzminimum [sic!]"* zugestanden werde. Sie behaupteten, durch diese *„Einseitigkeit"* werde *„in allen Teilen des deutschen Volkes berechtigter Unwille ausgelöst"*. Und in einem ihrer eigenen Verbandsorgane fügten sie besonders drastisch und diskreditierend hinzu: *„Das deutsche Volk ist um 40.000 Zentner Mehl betrogen, betrogen von der eigenen Reichsregierung, die dieser land- und wesensfremden Rasse besonders seelenverwandt ist."*[235]

1924 geschah dann das beinahe nicht mehr Erwartete. Die vermeintliche Dauermisere schwächte sich ab, und die Verhältnisse begannen sich zu stabilisieren. Zu verdanken war der Umschwung vor allem der Einführung der Rentenmark, dank derer die galoppierende Inflation beendet werden konnte, und den ersten Erfolgen einer klugen Verständigungspolitik des neuen Außenministers Gustav Stresemann, denen in den nächsten Jahren Schritt für Schritt weitere folgen sollten.

Obwohl viel Katzenjammer und Verbitterung blieben, war die Erleichterung in der Bevölkerung groß. Auch Elias und Philipp durften zufrieden registrieren, dass es jetzt endlich aufwärts ging und sich die Dinge nach vier Jahren Kriegs- und sechs Jahren Nachkriegswirren tatsächlich zu normalisieren schienen. Wie sie es gelernt hatten, sahen die beiden über 60jährigen der Entwicklung nicht untätig zu, sondern versuchten, sie mit anscheinend ungebrochener Energie zu nutzen.

1926 begannen sie damit, ihre Firma den wachsenden Anforderungen und Aussichten der Zeit entsprechend zu vergrößern. An der Nordwestseite des Mittelbaus wurde ein neues Lagergebäude mit modernem Mehlsilo und Verladerampe errichtet, an der Südostecke des Gebäudes mit Spitzdach ein Verwaltungstrakt von 5 mal 6 Metern Größe angebaut. Außerdem ließen sie, um den Abtransport der produzierten Mazzen zu erleichtern, einen eigenen Bahnanschluss legen, für den sie allein 12.000 Reichsmark investierten.[236]

An Mitarbeitern beschäftigten sie wieder genauso viele wie vor dem Krieg[237]; darunter einige altgediente Kräfte wie den Werkmeister Gerhard Ferlemann, der den Aufstieg der Firma von Anfang an nicht nur mitgemacht, sondern nachhaltig mit gestaltet hatte und der in diesen Tagen sein 40jähriges Dienstjubiläum feierte. Er wurde von der Industrie- und Handelskammer Münster für seine *„Treue"* mit einer Ehrenurkunde und von Elias und Philipp mit einem kleinen Präsent, einem Sparkassenbuch, geehrt.[238]

Privat konnten die beiden Brüder einige ihrer alten Steckenpferde neu beleben, Philipp die Rosenzucht und beide zusammen ihr Engagement im Verkehrsverein, der gerade seine vor dem Krieg eingeleitete Hinwendung zu einer stärkeren Förderung der Heimat- und Brauchtumspflege vollendete. Um sein verändertes Aufgabenspektrum auch nach außen hin erkennbar werden zu lassen, wandelte er anlässlich einer Generalversammlung in der Gaststätte Detering im Juli 1927 seinen Namen in „Verkehrs- und Heimatverein Burgsteinfurt" um.[239]

Elias und Philipp ließen sich in die „Propaganda-" bzw. die „Ausschmückungskommission" wählen und traten jetzt auch gelegentlich als Verfasser heimatgeschichtlicher Miniaturen, kurzer Vorträge und Zeitungsartikel, hervor, in denen sie nachhaltig zum Ausdruck brachten, wie sehr ihr Herz an dem Fleckchen Erde hing, auf dem sie geboren worden waren, wie sehr sie sich als „Stemmerter Poalbürger" ersten Ranges fühlten.[240]

Völlig sorgenfrei verlief das Leben freilich auch in diesen Jahren der später so genannten „Stresemann-Epoche" nicht. Zu viele Probleme blieben ungelöst und schwelten unter der Oberfläche weiter. Selbst Wirtschaftsexperten warnten vor allzu großem Optimismus. Die hohe Auslandsverschuldung, meinten einige, sei bedenklich, der Aufschwung eine *„Dollarscheinblüte"*, eine *„Konjunktur auf Pump"*, die schwerlich dauern könne.[241] Und die Experten sollten Recht behalten.

Im Herbst 1929 brach der kurze Boom infolge eines großen Börsenkrachs in New York zusammen. Der Rückschlag war gewaltig. Er leitete das Ende der Republik und den Aufstieg der „Nationalsozialistischen

Deutschen Arbeiterpartei" ein, die mit ihrem radikalen antidemokratischen, antiliberalen und antisemitischen Kurs zwar seit langem bekannt und gefürchtet, aber bislang über den Status einer gefährlichen Randgruppe nicht hinausgekommen war. Nun schickte sie sich an, die Macht in Deutschland zu erobern. Die Tage der Familie Marcus in Burgsteinfurt waren von diesem Zeitpunkt an gezählt.

Elias und Philipp erlebten den erschreckenden Siegeszug der Nazis und den dramatischen Verlust all dessen, was sie aufgebaut und geliebt hatten, nicht mehr mit. Beide starben wenige Monate nach dem Beginn der erneuten Wirtschaftskrise; Elias am 12. Februar 1930 ziemlich plötzlich und unerwartet und Philipp nur 14 Tage später am 1. März 1930 an den Folgen eines tragischen Verkehrsunfalls, in den er im Mai des vorhergehenden Jahres auf einer seiner Geschäftsreisen im Ausland verwickelt worden war.[242]

Das bittere Ende der Geschichte ist nun schnell erzählt. Da Philipps Ehe kinderlos geblieben war, ging die Firma „Joseph Marcus" mitsamt dem Kornhandel an zwei Kinder von Elias und Emilie Marcus über, an ihren Sohn Ernst und dessen Schwester Ida. Deren Geschwister wurden abgefunden ebenso wie Philipps Witwe Dora, die sich, nunmehr gut versorgt, darauf einrichtete, ihren Lebensabend, betreut von ihrem langjährigen Dienstmädchen, in ihrem Haus an der Bismarckstraße zu verbringen.[243]

Die beiden Firmenerben waren auf ihre neue Aufgabe unterschiedlich gut vorbereitet. Ernst Joseph, 36 Jahre alt (*22.08.1895) und unverheiratet, hatte eine solide kaufmännische Ausbildung hinter sich und war schon seit Jahren in die „Geheimnisse" der Firma eingeweiht. Ida, sechs Jahre jünger als ihr Bruder (*09.02.1901), hatte von den Geschäften dagegen keine Ahnung. Sie hatte in Heidelberg Pädagogik studiert und war von Hause aus Lehrerin. Wie ihr Bruder war auch sie noch ledig, was sich unter den gegebenen Umständen als denkbar ungünstig erwies. Denn da Ida selbst als Partnerin ihres Bruders in der Geschäftsleitung nicht in Frage kam, brauchte sie dringend einen Mann, der den Part für sie übernehmen konnte.

Ernst regelte das Problem. Er stand seit Jahren mit einem jungen Kaufmann aus Breyell bei Köln in engerer geschäftlicher Verbindung, einem 23jährigen Getreidehändler namens Ernst Levy, der nicht abgeneigt war, seine Schwester zu nehmen. In aller Eile wurde eine Verlobung arrangiert, der nur wenige Wochen später die Trauung folgte.[244] Aus der Ehe ging bald eine Tochter hervor, Annette, die jedoch das einzige Kind der Eheleute Levy-Marcus bleiben sollte.

Die neue Aufgabenverteilung in der Firma „Joseph Marcus" sah nun so aus, dass Ernst den Außendienst versah, während sein Schwager die Ge-

schäfte in Burgsteinfurt führte. Zwischen beiden entstanden schon bald große Spannungen. Angeblich setzte Ernst Levy sogar einen Privatdetektiv auf seinen Schwager und Geschäftspartner an. Es kursierten nämlich Gerüchte, dass dieser auf einer seiner Reisen heimlich eine Christin geheiratet hatte, was nach den testamentarischen Verfügungen seines Vaters offenbar verboten war und, wenn es sich hätte nachweisen lassen, ein Grund gewesen wäre, ihm sein Erbteil zu entziehen.[245]

Gleichwohl war es zunächst das erklärte Ziel aller Familienmitglieder, die Firma ungeachtet der großen wirtschaftlichen und politischen Probleme ganz im Sinne Philipps und Elias' in Burgsteinfurt zu erhalten. An diesem Ziel hielten sie – zumindest nach außen hin – auch nach der sogenannten „Machtergreifung" der Nazis weiterhin fest. Allerdings machten sie sich – im Gegensatz zu vielen ihrer Glaubensgenossen – wohl keine allzu großen Illusionen. Denn noch im ersten Jahr der Naziherrschaft begannen sie damit, für alle Fälle ihre Flucht aus Deutschland vorzubereiten.

Behilflich war ihnen dabei ein alter Kunde aus Enschede, Herman Woudstra mit seinen beiden Söhnen David und Willy Henny. Herman Woudstra war um die Jahrhundertwende in die holländische Grenzstadt Enschede gekommen und hatte dort, wo es eine große jüdische Gemeinde gab, zwei Bäckereien mit einem – wie wir heute sagen würden – Catering für koschere Waren eröffnet. Für dieses Catering-Unternehmen brauchte er regelmäßig umfangreiche Mengen an Mazzen, die er in seinen Bäckereien unmöglich selber herstellen konnte. Zwar hätte er seinen Bedarf leicht durch eine holländische Firma, namentlich durch die „Paaschbroodfabriek" de Haan in Amsterdam, decken lassen können. Hermann Woudstra hatte es aber vorgezogen, sich an die Firma Josef Marcus in Burgsteinfurt zu halten und ihr seine Großaufträge zu geben. Das Ganze war zunächst wahrscheinlich eine rein geschäftliche Beziehung gewesen. Im Laufe der Zeit hatte sich daraus jedoch etwas mehr, vielleicht sogar eine Freundschaft zwischen den beiden Familien Marcus und Woudstra entwickelt.

Irgendwann im Laufe des Jahres 1933 nahm Ernst Marcus nun Kontakt mit Herman Woudstra auf und bat ihn, falls möglich, in Enschede ein Konto für ihn zu eröffnen, auf das er und seine Familie einen Teil ihres flüssigen Kapitals aus Deutschland transferieren wollten. Die Sache musste allerdings streng geheim bleiben. Denn da ein Geldtransfer nach Holland auf legalem Wege nicht möglich war, ohne dass die Marcus hohe steuerliche Abgaben an den deutschen Staat und außerdem eine umgehende Bespitzelung durch die Geheime Staatspolizei in Kauf nehmen mussten, hatten sie sich für einen anderen Weg entschieden. Sobald das Konto in Enschede

eröffnet war, präparierten sie ein Auto, mit dem sie das Geld „schwarz" über die Grenze schafften.[246]

Sodann begannen sie, während der Betrieb in Burgsteinfurt scheinbar unverändert weiterlief, noch im gleichen Jahr, zusammen mit den Woudstras, in Enschede eine neue Mazzenfabrik aufzubauen. Die Firma wurde an der Nieuwestraat errichtet und am 1. Dezember als *„Naamlooze Vennootschap: N. V. Paaschbroodfabriek Hollandia"* eröffnet. Offiziell besaßen die Marcus an dem neuen Unternehmen keinerlei Anteile. Ob sie in irgendeiner anderen Form – sozusagen inoffiziell – daran beteiligt waren, ist nicht eindeutig zu klären.

Die Leitung der Firma wurde jedenfalls Herman Woudstras zweitältestem Sohn Willy Henny übertragen. Dieser war zwar eigentlich Textilkaufmann und kein Mazzenbäcker. Aber das stellte keinen Hinderungsgrund dar. In den letzten Monaten vor der Eröffnung des Enschedeschen Unternehmens brachte Willy Henny acht Wochen bei den Marcus in Burgsteinfurt zu, wo er einen Schnellkurs in der Kunst der Mazzenbäckerei und des Mazzenhandels absolvierte.[247]

Gut anderthalb Jahre später wagten die Marcus noch einen weiteren Schritt, um ihre Zukunft außerhalb Deutschlands zu sichern. Vermutlich Anfang 1935 reiste Ernst Levy zusammen mit Gerd Ferlemann, dem altgedienten Maschinenmeister der Firma Josef Marcus, nach Palästina, um dort in Haifa – *„mitten in der Wüste"* – speziell für sich und seine Familie noch eine weitere Mazzenfabrik aufzubauen.[248]

Trotz dieser umfangreichen Auslandsaktivitäten gelang es Ernst Marcus und Ernst Levy ihr Burgsteinfurter Unternehmen bis ins Frühjahr 1937 hinein zu halten. Wie viele Demütigungen, Kränkungen, Beschimpfungen und Beleidigungen sie und ihre Familien in dieser Zeit hinnehmen mussten, lässt sich nur erahnen. Der Schreck einer willkürlichen Verhaftung raubte ihnen schließlich die letzten Illusionen und machte ihnen schlagartig klar, dass es nun höchste Zeit sei, Deutschland zu verlassen. Es war am 19. April 1937, als die Gestapo Ernst Joseph abholte, mit nach Münster nahm und ihn dort mehrere Stunden lang verhörte. Keine 48 Stunden, nachdem er wieder freigelassen worden war, setzte sich die ganze Familie über die Grenze nach Holland ab.[249]

Die deutschen Behörden reagierten prompt. Sie schrieben die Familie wegen Verstoßes gegen das „Reichsfluchtsteuergesetz" zur Fahndung aus und erklärten den gesamten beweglichen und unbeweglichen Besitz, den sie in Burgsteinfurt hatte zurücklassen müssen, für beschlagnahmt. Er wurde, nachdem das Strafmaß für das Devisenvergehen im September 1937 auf insgesamt 250.000 Reichsmark festgesetzt worden war, in den

darauffolgenden Monaten teilweise versteigert, teilweise verkauft. Im Juli 1938 wurde die Firma Joseph Marcus dann offiziell – *„von Amts wegen"* – aus dem Handelsregister gelöscht.[250]

In Holland hatte sich Ernst Marcus zunächst in Wasenaar niedergelassen, während Ernst Levy mit seiner Familie nach Scheveningen zog.[251] Der Aufenthalt in Holland dauerte jedoch nicht lange. Ernst Marcus ging mit Willy Henny Woudstra, der die Leitung von „Hollandia" seinem Bruder David überließ, weiter nach Glasgow, wo die beiden Männer an der „Watt Road" (Hillington) gemeinsam eine weitere Mazzenfabrik – „Marcus Matzo Co. LTD" mit Willy Henny Woudstra als „Managing Director" einrichteten. Das technische Personal nahmen sie aus Holland mit.

Dieses schottische Unternehmen existierte freilich nur knapp zwei Jahre. Als der Zweite Weltkrieg ausbrach, wurde Willy Woudstra eingezogen und musste nach Holland zurück. Gleichzeitig wurde Ernst Marcus' Vermögen vom britischen Staat konfisziert und er selbst – als Deutscher – in einem Internierungslager untergebracht. Die Firma „Marcus Matzo Co. LTD" musste aufgelöst werden.[252]

Auch Ernst Levy verließ Holland schon bald nach seiner Ankunft aus Deutschland wieder. 1938 setzte er sich mit seiner Frau und seiner Tochter nach Marseille und von dort aus mit dem Dampfer „Patria" weiter nach Palästina ab, wo er die Leitung des drei Jahre zuvor (1935) errichteten Unternehmens „MAZZAH SUH" übernahm. Doch auch diesem Unternehmen war keine lange Lebensdauer beschieden. 1948 oder 1949 musste es, aus welchen Gründen auch immer, seine Pforten schließen.[253]

Dora Marcus, Philipps Witwe, blieb nach der Abreise der Levys als einziges Mitglied der Familie in Holland zurück. Schon bald nach der deutschen Besetzung des Landes fiel sie der Gestapo in die Hände, wurde nach Deutschland gebracht und am 1. Juli 1941 von der 1. Strafkammer des Landgerichts Münster wegen Devisenvergehens zu einer Gefängnisstrafe von einem Jahr und einer Geldstrafe von 10.000 Reichsmark oder wahlweise einem Monat Gefängnis verurteilt.[254] Wie durch ein Wunder kam sie nach dem Verbüßen ihrer Haftstrafe wieder frei und durfte nach Holland zurück.[255]

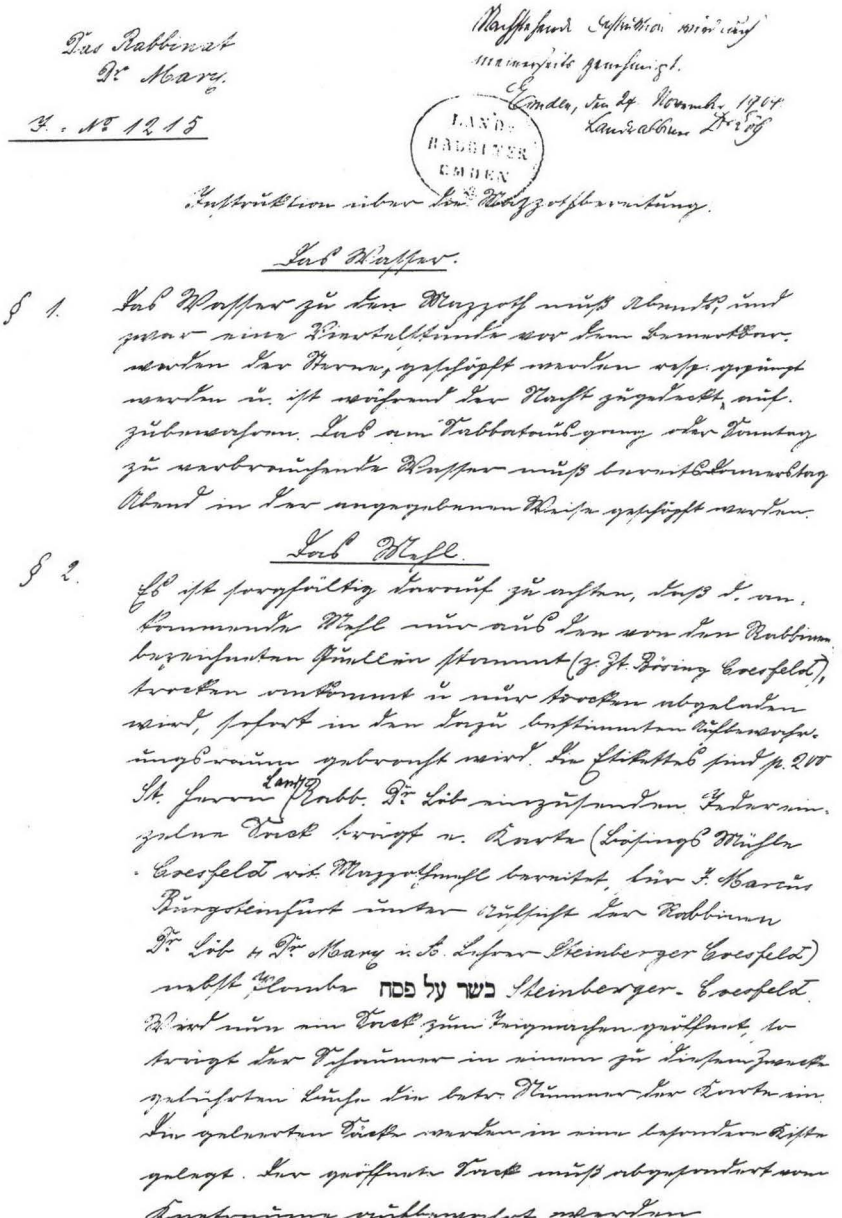
Die Firma „Hollandia" produzierte noch bis 1942, zeitweise unter einem von der deutschen Besatzungsmacht eingesetzten Verwalter, weiter. Dann musste auch sie ihren Betrieb einstellen und schließen. David Woudstra wurde nach Mauthausen verschleppt und dort ermordet. Willy Henny gelang es, mit seiner Frau in Amsterdam unterzutauchen und zu überleben.

Nach dem Zweiten Weltkrieg eröffnete Willy Henny Woudstra die Firma „Hollandia" aufs Neue. Eine Zeitlang waren die Marcus an dem wie-

derbelebten Unternehmen beteiligt, zeitweise mit bis zu 24%. Auch arbeiteten Ernst Levy und Ida Marcus, nachdem sie 1949 aus Palästina zurückgekehrt waren, mit den Woudstras zusammen, allerdings in einem anderen Bereich als der Mazzenfabrik.[256] Ernst Marcus blieb in England und verdiente seinen Lebensunterhalt als Futtermittelhändler.[257] Er starb, fast erblindet, im Jahre 1975. Seine Schwester Ida überlebte ihn um zwölf und sein Schwager Ernst Levy um dreizehn Jahre.[258]



Abb. 1: Josef Marcus (20. Okt. 1819 – 4. Juli 1909), der Gründer der Mazzenbäckerei Joseph Marcus



Das Rabbinat
Dr. Marx.

E. № 1215

Emden, den 24. November 1904
Landesbaurat Dr. ing.

LANDES-BAUAMT EMDEN

Instruktionen über die Mazzesbereitung.

Das Wasser.

§ 1. Das Wasser zur Mazzesh muß abgekocht, und zwar eine Viertelstunde vor dem Gebrauche, werden der Brunnen geschlossen werden, resp. gepumpt werden u. ist während der Nacht zugedeckt, aufzubewahren. Das am Rabbatonabend, oder Sonntag zu verbrauchende Wasser muß bereits Samstag Abend in der angegebenen Weise geschöpft werden.

Das Mehl.

§ 2. Es ist sorgfältig darauf zu achten, daß d. zum Gebrauche Mehl nur aus den von dem Rabbinat bezeichneten Mühlen stammt (z. Zt. Döring Coesfeld), wovon sich nur aus Proben abgeleitet wird, sofort in den dazu bestimmten Säcken aufbewahrt gebracht wird. Es sind pp. 200 St. feines Land Rabb. Dr. Lit angefertigtem Zeichen, gelbes Band bringt v. Emden (Lösings Mühle Coesfeld mit Mazzehmehl bezeichnet, hier J. Marcus Bürgersteinfurt unter Aufsicht des Rabbinats Dr. Lit & Dr. Marx in d. Firma Steinberger Coesfeld) mahlt Firma כשר על פסח Steinberger Coesfeld. Es wird nun ein Brett zum Zeichnen präpariert, es bringt der Beamte in einem zu diesem Zwecke gebrauchten Hause die beiden Nummer der Sorte in die gelochten Bretter werden in eine bereitete Kiste gelegt. Der gefüllte Brett muß abgestempelt und Amtsnummer versehen werden

Abb. 2: Erste Seite der „Instruktionen“ des Rabbinats in Emden für die Mazzenfabrik Joseph Marcus



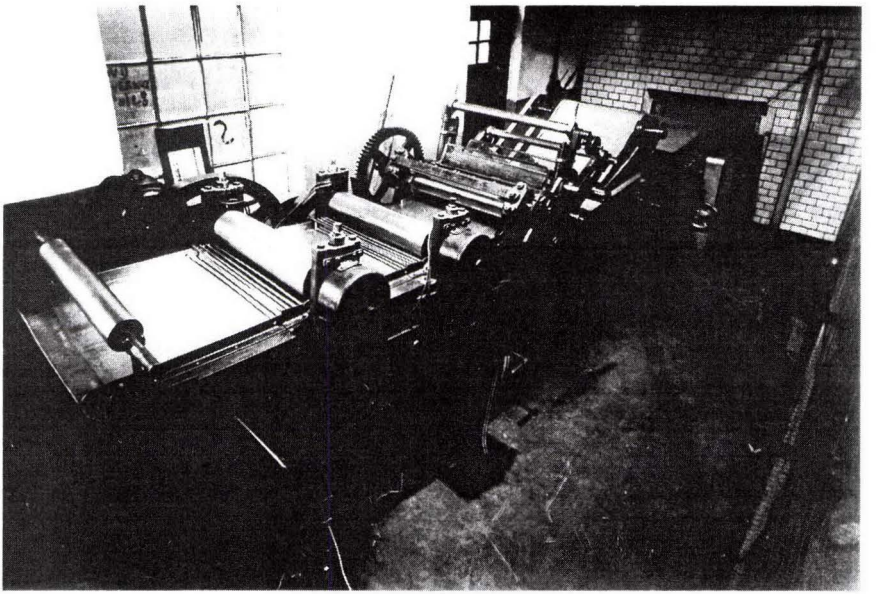
Abb. 3: Zertifikat des Rabbiners Abraham Wolf, dass die Mazzen der Firma Joseph Marcus koscher sind



Abb. 4: Die Familie Elias Marcus (IV.) (v. l).: Ernst, Hedwig, Emilie (geb. Friedenreich), Martha, Elias, und Ida



Abb 5: Die Marcus' (v. l): Emilie Marcus, geb. Friedenreich; Dora Marcus, geb. Weingarten, Estella Frowein, geb. Marcus, Ida und ihr Vater Elias Marcus, Sally Marcus, Ida Eichenberg, geb. Marcus, Philipp Marcus



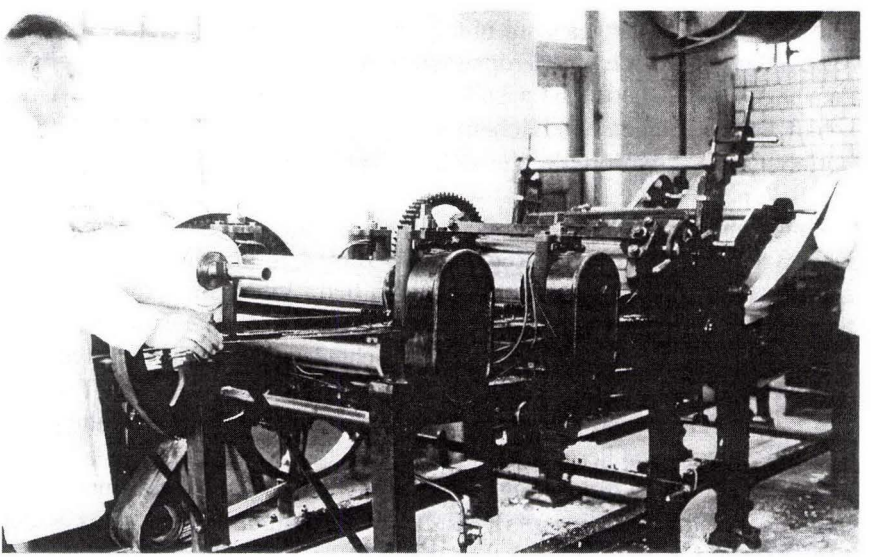


Abb. 6 und Abb. 7: Maschine zum Backen von Mazzen aus der Firma Marcus

Abraham Isaac und die Seinen

Im Mai 1795 konnte Graf Ludwig zu Bentheim-Steinfurt endlich aufatmen. Drei Jahre, nachdem der Krieg zwischen dem revolutionären Frankreich und den übrigen europäischen Großmächten ausgebrochen war, hatte Preußen einen separaten Friedensvertrag mit den Franzosen abgeschlossen, durch den die Gefahr eines Vordringens der Revolutionstruppen in den norddeutschen Raum und damit vielleicht auch in die von ihm regierte Stadt und Grafschaft Steinfurt zumindest vorläufig gebannt schien.

Seit den ersten militärischen Erfolgen der Franzosen, besonders aber seitdem sie das linke Rheinufer, Belgien und Holland erobert hatten, hatte sich der Graf vor einem solchen Vordringen der Revolutionsarmeen immer gefürchtet. Zeitweilig glaubte er sogar, dass es in seinem winzigen Ländchen, namentlich in den Reihen des Magistrats der Stadt Burgsteinfurt, Kräfte gab, die mit den revolutionären Ideen sympathisierten und sich nichts sehnlicher wünschten als einen baldigen Einmarsch der Franzosen, um ihn als ihren Landesherrn stürzen zu können.[1]

Diese Sorgen schienen sich nun also weitgehend erledigt zu haben. Der Krieg war zwar noch nicht zu Ende. Außerhalb des norddeutschen Raumes blieb die Situation angespannt und gingen die Auseinandersetzungen weiter. Außerdem wurde eine Truppe aufgestellt, die die Grenzen zu den besetzten Gebieten beobachten sollte und zu deren Unterhaltung die Grafschaft Steinfurt einen erheblichen Beitrag leisten mußte.[2] Aber die Situation hatte auch ihre Vorteile, die sich durch eine kluge Politik lukrativ nutzen ließen.

Unter anderem gingen seit dem Friedensschluss vermehrt Nachfragen nach Schutzbriefen bei der Regierung in Burgsteinfurt ein, deren Vergabe sich der Graf für gewöhnlich gut bezahlen ließ.[3] Juden, die unmittelbar unter den Folgen des Krieges zu leiden hatten, suchten einen sicheren Aufenthaltsort und hofften ihn in der abgeschiedenen kleinen münsterländischen Stadt an der Aa im Schatten des Schlosses zu finden. Die Toleranz des Grafenhauses und die Großzügigkeit seiner Judenpolitik hatten sich offenbar inzwischen herumgesprochen.

Allerdings waren die Antragsteller durchaus nicht immer an einer dauerhaften Ansiedlung interessiert. Einige waren durch die unglückseligen Kriegsumstände unverschuldet in geschäftliche Schwierigkeiten geraten und brauchten nun zunächst nur befristet Schutz, um sich mit ihren Gläubigern gütlich einigen zu können. Ob sie auch danach noch in Burgstein-

furt bleiben wollten oder lieber in ihre Heimat zurückkehren, konnten sie zum Zeitpunkt ihrer Antragstellung häufig nicht angeben.

Da der Graf sich die Zahlungen dieser neuen Klientel nicht entgehen lassen wollte, entschloss er sich, ihren Bedürfnissen möglichst weit entgegenzukommen und veränderte kurzerhand seine Vergleitungspraxis. Neben dem gewöhnlichen Geleitpatent bot er nun auch ein Privilegium an, das Schutz- und Anstandsbrief (Moratorium) in einem war und das sein jeweiliger Besitzer in den ersten vier Jahren jederzeit kurzfristig kündigen konnte, ohne dass ihm dadurch ein allzu großer finanzieller Verlust entstand.[4]

Insgesamt vier oder fünf Juden nahmen dieses neue Angebot in den nächsten zehn Jahren wahr. Einer von ihnen war Abraham Isaak Tiktin, ein Mann, der eigentlich gar nicht nach Burgsteinfurt passte, der auch mit falschen Erwartungen hierher kam, der aber dennoch neun Jahre in der Stadt ansässig blieb und der, als er sie wieder verließ, ein völlig anderes Leben begann als das, das er vor seiner Ankunft geführt hatte.

Abraham Isaak kam aus Kopenhagen, der Hauptstadt des Königreichs Dänemark, in der sich nach dem Dreißigjährigen Krieg eine verhältnismäßig große und bedeutende jüdische Gemeinde entwickelt hatte. 1787 gehörten dieser Gemeinde rund 320 Familien mit circa 1.600 Personen an. 70 der Familien wurden als ausgesprochen wohlhabend eingeschätzt, etwa 100 bildeten die „Mittelschicht" – sie verdienten genug, um sich bei strenger Haushaltsführung einigermaßen über Wasser zu halten –, während die restlichen Familien relativ arm waren und zum Teil von der jüdischen Gemeinde unterstützt werden mussten.[5]

Abraham Isaak hatte das Glück, einer der wohlhabenden Familien zu entstammen. Sein Vater Isaak Pollak (Tiktin), der Sohn eines Rabbiners[6], war um 1758[7] als 25jähriger junger Mann[8] aus Polen, vermutlich aus der Stadt Tykocin in der Nähe von Bialystok[9] nach Kopenhagen gekommen und hatte sich dort als Kaufmann niedergelassen. Er war ein ebenso erfolgreicher wie tugendhafter Mann, von dem Abraham nur in den höchsten Tönen sprach. *„Mein Vater hinterließ keine außerordentlichen Schätze"*, so schrieb er einmal, *„[aber er besaß] feines Gefühl, Willfährigkeit einem jeden Menschen zu dienen ..., [und] auch ich genoss bei ihm keine lasterhafte Erziehung."*[10]

Isaak Pollak heiratete im Laufe seines Lebens zweimal. Seine erste Frau hieß Sprinze Cohen und war die Tochter des ehemaligen Hannoverschen Landrabbiners Abraham Meyer Cohen, eines offenbar sehr angesehenen Gelehrten aus einer vielleicht noch angeseheneren Familie in Hamburg.[11] Sprinze schenkte ihm fünf Kinder, drei Söhne und zwei Töchter[12], ehe sie

am 23. Juli 1781 starb.[13] Nur drei Monate später, am 25. Oktober 1781, ging Isaak mit der damals 16jährigen Celle Melchior, der Tochter des reichen Kopenhagener Großhandelskaufmanns Moses Melchior, seine zweite Ehe ein, aus der noch einmal mindestens zwei Kinder hervorgingen.[14]

Abraham war das älteste der insgesamt sieben oder acht Geschwister und Halbgeschwister aus den beiden Verbindungen seines Vaters. Wenn wir den Angaben der Kopenhagener Volkszählung von 1787 trauen dürfen, war er im Jahre 1763 oder 1764 zur Welt gekommen.[15] Über seine ersten Lebensjahre, seine Schulzeit und seinen Bildungsgang liegen leider keine Nachrichten vor. Sicher ist jedoch, dass er relativ früh in das Handelsunternehmen seines Vaters eintrat, das, wie es in den Quellen etwas vage heißt, *„mehrerenteils zur See bestanden hat"*[16], um dort zu lernen und zu arbeiten und sich all die Kenntnisse und Fähigkeiten anzueignen, die nötig waren, um später sein eigenes Handelsunternehmen führen zu können. Sein Vater war zugleich sein Lehrmeister und sein großes Vorbild, dem er nachzueifern versuchte, wo es nur ging, dessen *„Fußstapfen"* er, wie er selber schrieb, sowohl menschlich als auch beruflich zu *„folgen"* sich bemühte.[17]

Die Wohnung und der Geschäftssitz der Familie lagen zu dieser Zeit in der Pilestræde, nicht allzu weit vom neuen Handelshafen, dem Nyhavn, der Börse und den anderen wichtigen Handelsplätzen Kopenhagens entfernt. Zwischen 1772 und 1782 wurde die Familie in den Adressbüchern der Stadt unter der Anschrift *„Pilestræde Nr. 80"* geführt. Danach zog sie offenbar um und ließ sich – nur einige Meter weiter – in der *„Pilestræde Nr. 72"* nieder.[18]

Für beide Häuser wurde Abrahams Vater auch als Eigentümer geführt. Von dem zuletzt genannten liegt eine ausführliche Beschreibung vor, die uns einen guten Eindruck davon vermittelt, in was für einer stilvollen und luxuriösen, beinahe schon großbürgerlich zu nennenden Umgebung Abraham Isaak aufwuchs und insbesondere die letzten Jahre seiner Jugendzeit verleben durfte.[19]

Das Haus bestand aus drei Gebäudeteilen, einem zweigeschossigen *„Vorhaus"* mit Keller und ausgebautem Dachgeschoss, einem Seitentrakt, drei Stockwerke hoch und ebenfalls unterkellert, sowie einem Hinterhaus. Dazu kam ein mittelgroßer gepflasterter Hofraum, in dem ein Toilettenhäuschen (der *„Lokus"*) mit *„gemauerter Kiste"* sowie *„eine Portion frisches Pumpenwasser mit Ständer und Eisenpumpgeräten"* untergebracht waren. Alle Säle, Stuben und Kammern in den beiden Wohngebäuden waren sorgfältig getäfelt, *„bezogen"* oder gestrichen; sie waren durchweg mit Fußbodenpaneel versehen und mit soliden Windöfen ausgestattet. Es gab –

im Vorhaus – einen geschmackvoll mit holländischen Fliesen besetzten Kachelofenplatz, einen gemütlichen Alkoven mit zwei doppelten Glastüren und, auf beide Gebäude verteilt, insgesamt drei Küchen mit je einem *„offenen Schornstein"*, einer Anrichtebank, Schränken und Regalen sowie zwei Speisekammern. Der Wert der ganzen Immobilie *„mit allen ihren dazugehörenden mauer- und nagelfesten Appertinentien, dem Lokus, dem Grundstück und dem Wasser"* wurde Anfang der achtziger Jahre, unmittelbar bevor Isaak Pollak sie erwarb, auf 6.600 Reichstaler dänisch courant geschätzt.

1786 machte Abraham Isaak sich selbständig. Am 4. September heiratete er.[20] Seine Braut Goldchen Salomon David kam wie seine Mutter Sprinze aus Hannover. Goldchen war die zweitälteste Tochter Salomon Michael Davids, des damaligen Kriegsagenten des Welfenhauses, eines Mannes also, dem die Geld- und Wechselgeschäfte der welfischen Kriegskanzlei übertragen worden waren.[21] Er gehörte zu den reichsten Männern der Stadt Hannover, ja mehr noch, zu den reichsten Juden Europas.[22] Er war *„mit den einflussreichsten Hoffaktorfamilien Preußens verwandtschaftlich verbunden"*.[23] Und er unterhielt offenbar schon seit längerem geschäftliche Beziehungen auch zu Abrahams Vater.[24]

Goldchen brachte einen Brautschatz von nicht weniger als 6.000 Reichstalern in die Verbindung mit Abraham ein. Außerdem sollten ihr nach dem Tod Salomon Michael Davids noch einmal weitere 10.000 Gulden als einmalige Abfindung aus der väterlichen Erbmasse zufließen.[25]

Die Trauung selbst fand, aus welchen Gründen auch immer, weder in Kopenhagen noch in Hannover, sondern in Schleswig statt und wurde, wenn nicht alles täuscht, in großem Stil gefeiert.[26] Drei Wochen nach der Heirat folgte dann Abrahams offizielle Registrierung als neuer selbständiger jüdischer Bürger der Stadt Kopenhagen durch folgende Eintragung in das dortige Bürgerschaftsprokoll („Borgerskabsprotokol"): *„Abraham Isaak, geboren hier in der Stadt, erhielt [heute] das Bürgerrecht als Kaufmann für alle Arten von Gütern, mit denen Juden im allgemeinen zu handeln pflegen."*[27]

Obwohl Abraham Isaak vorläufig nicht umzog, sondern auch mit seiner jungen Frau weiter unter dem Dach seines Vaters an der Pilestræde 72 wohnte[28], schlug er jetzt sein eigenes Handelsbuch auf und führte seine Geschäfte ganz auf eigene Rechnung.[29] Das Schwergewicht seiner Tätigkeit legte er dabei – ob sofort oder erst einige Zeit später, ist nicht eindeutig auszumachen – auf den Indienhandel und das damit verbundene Aktiengeschäft.

Der Indienhandel besaß in Dänemark eine lange Tradition. In den letzten Jahren und Jahrzehnten erlebte er jedoch eine neue Blütephase. Seit 1772 war er nicht mehr allein der Asiatischen Kompanie des Landes vorbehalten, sondern konnte mit gleichem Recht auch von Privatleuten betrieben werden, was sonst in keinem anderen europäischen Land möglich war. Seither konkurrierten der private und der von der Kompanie organisierte dänische Indienhandel lebhaft miteinander. Jedes Jahr stießen mehrere Schiffe mit Ladungen, die für den indischen Subkontinent bestimmt waren, von Kopenhagen aus in See und legte eine noch größere Anzahl von Schiffen, die mit Gütern aus Indien, vor allem mit Textilwaren, Tee und Gewürzen beladen waren, in Kopenhagen an.

Einige der namhaftesten Kaufleute und Handelshäuser der Stadt waren an diesem umfangreichen Handel beteiligt. Aber auch zahlreiche ausländische Händler, Investoren, Seeleute und Schiffseigner waren involviert. Vor allem nutzten viele Engländer die „Liberalisierung" des dänischen Indienhandels aus, um das Privileg der englischen East India Company zu umgehen und unter der neutralen dänischen Flagge Privatgeschäfte via Kopenhagen abzuwickeln.[30]

Abraham Isaak ließ sich offenbar in ziemlich großem Stil auf dieses ebenso lukrative wie riskante Indiengeschäft ein, ohne sich allerdings ausschließlich darauf zu konzentrieren. Sein Handel war breiter angelegt und erstreckte sich auch auf andere – europäische wie außereuropäische – Länder. Dabei waren ihm als Kaufmann durchaus Grenzen gesetzt. Er war nämlich nicht gerade der kühlste Rechner, der abgeklärteste Kalkulator. Er hatte ein weiches Herz, das sich leicht, bisweilen allzu leicht beeindrucken ließ. Er war sehr gutgläubig und gleichzeitig sehr skrupulös. Und er sah all diese Eigenschaften nicht als Schwächen, sondern als Tugenden an, die er für unbedingt verbindlich hielt.

Auch Enttäuschungen, die sich fast zwangsläufig einstellen mussten, konnten an dieser Grundeinstellung offenbar nichts ändern. Als er Jahre später seinen Antrag auf einen Schutzbrief für Burgsteinfurt stellte, fügte er einen kurzen Lebenslauf bei, in dem er voller Stolz, aber auch nicht ohne Selbstgerechtigkeit über seine Gutmütigkeit und seine unerschütterliche „Prinzipientreue" schrieb: *„Ein jeder Mensch, der meiner Hilfe benötigt war, genoss die Unterstützung in vollem Maße; nie versagte ich meinen Nebenmenschen [et]was, was mir in meinen Kräften gestanden. Freilich traf ich nur allzu oft die niedrigste Klasse derselben, die meine Denkungsart missbrauchten. Indessen dieses schreckte mich nicht ab, meinen Gesinnungen treu zu bleiben. Meine damalige blühende Handlung konnte [das] alles überstehen."*[31]

1791, nicht einmal fünf Jahre nach seiner Heirat, wurde Abraham bereits Witwer. Am 17. April starb Goldchen, knapp dreißig Jahre alt[32], kinderlos, vermutlich im Haus an der Pilestræde und wurde am Tag darauf auf dem alten jüdischen Friedhof Kopenhagens an der Mollegade beigesetzt.[33] Fast auf den Tag genau vier Wochen vorher, am 20. März 1791, hatte auch Goldchens Vater Salomon Michael David in Hannover das Zeitliche gesegnet.[34]

Abraham heiratete noch im gleichen Jahr zum zweiten Mal. Einem alten jüdischen Brauch entsprechend wählte er eine Schwester oder, genauer gesagt, eine Halbschwester Goldchens zu deren Nachfolgerin aus. Charlotte oder Galotte Salomon Davids, die vielfach auch Gellchen gerufen wurde, stammte aus der zweiten Ehe ihres Vaters mit Schönchen, einer Tochter des Marcus Gomperz, des Vorstehers der Amsterdamer Judenschaft.[35]

Charlotte war gerade 23 Jahre alt geworden, als Abraham um ihre Hand anhielt und sie ihm nach Kopenhagen folgte.[36] Die Heirat bescherte ihm noch einmal einen warmen Geldregen. Denn wie seinerzeit Goldchen bekam auch Charlotte einen Brautschatz von 6.000 Reichstalern mit in die Ehe, dem später weitere 10.000 Gulden als einmaliger Anteil aus der Hinterlassenschaft ihres Vaters folgen sollten[37], einer Hinterlassenschaft, die im Übrigen kurz darauf auf fast 300.000 Reichstaler beziffert wurde.[38]

Diese zweite Verbindung Abraham Isaaks stand unter einem weitaus günstigeren Stern als die erste. Fast dreißig gemeinsame Jahre sollten ihm und seiner neuen Frau Charlotte beschieden sein, die er schon bald emphatisch seine *„überaus zärtliche und herrliche Gattin"* nannte.[39] Obwohl Charlotte sicher nicht zu den anspruchslosesten Frauen gehörte, nachdem sie, wie Abraham selber schrieb, während ihrer Mädchenjahre *„bei ihrem seligen Vater"* alle nur erdenklichen *„zeitlichen Vergnügen genossen"*[40] hatte, folgte sie ihm in den nächsten Jahren und Jahrzehnten überall hin, teilte mit ihm sowohl die guten wie die schlechten Zeiten und schenkte ihm vor allem sechs Kinder, je drei Söhne – Meyer, Isaak und Baruch oder Bernhard – und drei Töchter – Fenna, Esperance und Henriette.

Diese kamen allerdings relativ spät. In den ersten Jahren auch dieser zweiten Ehe Abrahams konnte von Kinderglück noch keine Rede sein. Nicht allzu lange nach der Trauung suchte sich das Ehepaar jedoch eine neue Wohnung. Vermutlich im Laufe des Jahres 1793 zog es von der Pilestræde in die Købmagergade um. Und der Umzug blieb nicht ohne Folgen.

Offenbar unmittelbar nach dem Einzug in das neue Domizil kam eine von Charlottes Schwestern, die 16jährige Hannchen, nach Kopenhagen zu

Besuch und verliebte sich dort Hals über Kopf in Abrahams jüngeren Bruder Moses, der ihre Gefühle auch erwiderte. Die Affäre dauerte schon einige Monate an, als Hannchen sie ihrer Mutter in einem Brief endlich gestand. Sie habe sich, so schrieb sie, mit Moses bereits *„durch unauflösliche Bande ... vereinigt"* und bitte ihre Mutter deshalb darum, ihre Einwilligung zur Hochzeit zu geben.[41]

Schönchen war entsetzt und setzte umgehend alle Hebel in Bewegung, um die Heirat zu verhindern. Abrahams Bruder gefiel ihr nämlich nicht. Der 26jährige hatte ihrer Meinung nach nichts gelernt und wollte ihre Tochter nur des Geldes wegen.[42] Mit Einwilligung des für Hannchen zuständigen Obervormundschaftsgerichts in Hannover schickte sie deshalb ihren Sohn Benedikt in Begleitung eines Rechtsbeistandes nach Kopenhagen, um seine Schwester aus Abrahams Wohnung abzuholen und nach Hannover zurückzubringen.[43]

Die Expedition scheiterte jedoch kläglich. Freiwillig wollte Hannchen ihrem Bruder nicht nach Hause folgen, und für eine „gewaltsame" Rückführung fehlte die Rechtsgrundlage. Nach dänischem Recht waren Frauen nämlich mit 16 Jahren bereits volljährig und konnten selbst über ihr weiteres Schicksal entscheiden.[44] Wohl oder übel musste Schönchen der Heirat ihrer Tochter deshalb am Ende zustimmen, die mit diesem Placet ihrer Mutter freilich nicht sehr glücklich wurde.[45]

Abraham Isaaks Geschäfte liefen in dieser ersten Zeit nach seiner Wiederverheiratung offenbar sehr gut, ja geradezu glänzend. Nach seinen eigenen Worten *„dehnte[n]"* sie sich fast *„täglich"* weiter *„aus"*. Seine *„beträchtlichen"* Lager waren angefüllt mit *„ostindischen, chinesischen, englischen, französischen, deutschen [und] polnischen Manufakturwaren"*. Auch Material- oder Kolonialwaren führte er in *„bedeutendem"* Umfang. Seine *„See-Handlung"* erstreckte sich inzwischen außer auf Indien auch *„auf China, West- und Ost-Guinea [sowie auf] Irland"*[46], und seine Geldgeber saßen überall in Europa: in Hamburg, in Lübeck, in Luxemburg, in Amsterdam, in Stockholm und natürlich in Kopenhagen.[47] Augenscheinlich besaß er einen fast unbegrenzten Kredit.

Umso härter traf Abraham der erste größere Rückschlag. Er war Bestandteil einer Katastrophe, die weite Teile Kopenhagens erfasste. Am 5. Juni 1795 brach im Holzlager der Königlichen Marine, ganz in der Nähe der Holmens Kirke, die König Christian IV. einst als Kirche für seine Seeleute hatte anlegen lassen, ein Feuer aus. Die Flammen griffen schnell auf die umliegenden Häuser und Gebäude über und breiteten sich, durch starken Ostwind begünstigt, von da aus weiter auf die Innenstadt aus. Die zum Teil

strohtrockenen Fachwerkbauten brannten wie Zunder. Zu allem Überfluss befanden sich die Feuerwehrleute bei Ausbruch des Feuers auf einer feucht-fröhlichen Feier, so dass sie für die Löscharbeiten nicht voll einsatzfähig waren. Insgesamt drei Tage wüteten die Flammen, bis sie sich schließlich an der westlichen Stadtmauer totgelaufen hatten. Rund ein Viertel der Stadt wurde zerstört. Die obdachlosen Bürger mussten in Zelten untergebracht werden oder sich einen Platz in der Ruine von Schloss Christiansborg suchen, das schon im Vorjahr fast vollständig niedergebrannt war.[48]

Auch Abraham hatte enorme Vermögenseinbußen zu beklagen. Seiner eigenen Darstellung zufolge wurde ein *„großer Teil"* seiner *„Habseligkeiten"* entweder ein Raub der Flammen oder um mehr als *„die Hälfte ihres Werts vermindert"* oder von Plünderern, von *„niedrigen Menschen"*, die die Sachen eigentlich *„retten sollten"*, entwendet.[49] Doch die materiellen Verluste waren nicht alles. Der Schock über das so plötzlich hereingebrochene Unglück und der *„jammervolle Anblick"* all der Zerstörungen und Verwüstungen berührten Abraham so tief, dass er darüber in einen der Verzweiflung ähnlichen Zustand verfiel.[50]

In diesem Zustand aber fasste der Empfindsame einen verhängnisvollen Plan, der ihm noch weiteres Ungemach und im Handumdrehen auch weitere finanzielle Verluste bescherte. Von heute auf morgen wollte Abraham das städtische Leben mit all seinen *„widrigen Verwicklungen"* vollständig aufgeben und sich von nun an ganz und natürlich in großem Stil der Landwirtschaft widmen.[51]

Wie alle Schwärmer malte er sich die Veränderung sofort in den herrlichsten Farben aus. Viele Kopenhagener sahen sich jetzt gezwungen, ihr Brot auf dem Land zu verdienen. Ihnen wollte er es gleichtun, ja sie an Opferbereitschaft, Einsatz und Fleiß sogar noch übertreffen. In seinen Vorstellungen sah er sich bereits als einen großen Landmann, der eine fast noch öde *„Landstelle"* kultivierte und damit seinen notleidenden Mitbürgern wie auch dem dänischen Staat einen beinahe unschätzbaren Dienst erwies.[52]

Zu Abrahams großem Unglück traf es sich, dass ausgerechnet zu dieser Zeit tatsächlich ein größeres Landgut zum Verkauf anstand, das seinen Vorstellungen sehr nahe kam. Gut Christianslund[53] in der Gemeinde Vester Egede, neun Meilen oder knapp fünfzehn Kilometer von Kopenhagen entfernt gelegen, war von seinem bisherigen Besitzer offenbar ziemlich heruntergewirtschaftet oder doch zumindest stark vernachlässigt worden.[54] Abraham schien es deshalb wie für seine Ziele bestimmt zu sein, und so entschloss er sich, ohne noch weiter darüber nachzudenken, *„vom Enthusias-*

mus des Patriotismus"[55] schier berauscht, wie er später selber schrieb, das gewiss nicht billige Gut[56] auf der Stelle zu kaufen.

Natürlich merkte er schnell, dass er einen Fehler begangen hatte, dass sich die Wirklichkeit mit seinen Traumvorstellungen nicht ohne weiteres zur Deckung bringen ließ, dass ihm für die Arbeit als Gutsherr die Erfahrung fehlte und dass sich vor allem sein Geschäft ohne seine Anwesenheit in Kopenhagen weder ordnungsgemäß auflösen noch ordnungsgemäß weiterführen ließ. Auf der anderen Seite konnte oder wollte er das eben erst angekaufte Landgut aber auch nicht sofort wieder veräußern. Er hatte sich selbst in eine Zwickmühle, in *„ein sehr bedeutendes Labyrinth"*, hineinmanövriert, aus dem er auf Anhieb keinen vernünftigen Ausweg sah.[57]

In dieser Situation trat ein Bekannter, ein angeblicher Freund, an ihn heran und erbot sich, ihm zu helfen. Zufällig kenne er, so ließ der Freund Abraham wissen, einen Mann, der sich hervorragend als Pächter des Gutes eignen würde. Es handle sich um *„einen der gescheitesten Landmänner [überhaupt], einen Engländer"*, der aufgrund seiner langjährigen Erfahrung in dem Metier ganz bestimmt in der Lage sein würde, das Gut in eben den blühenden Zustand zu versetzen, den Abraham sich wünschte. Nur leider besitze der Mann nicht die erforderlichen finanziellen Mittel, um den Hof ohne gewisse Zuschüsse und Unterstützungen zu übernehmen; seine Vermögensverhältnisse seien eher mäßig zu nennen.

Abraham war an dem Mann sofort sehr interessiert. Mit seiner Hilfe schien sich das Dilemma, in das er hineingeraten war, wunderbar lösen zu lassen. Am Geld allein sollte es da nicht scheitern. Und da sein Freund es offenbar sehr gut verstand, die Qualitäten des fremden Engländers in einem geradezu glänzenden Licht erscheinen zu lassen, ohne dass es übertrieben wirkte, stellte Abraham den Mann schließlich *„ohne Bedenken"* ein.

Er schenkte ihm, vertrauensselig, wie er nun einmal war, auf der Stelle sein *„völliges Zutrauen"* und hielt sich bei der zugesagten finanziellen Förderung von Anfang an nicht im Geringsten zurück. Großzügig stattete er das Landgut auf seine eigenen Kosten mit einem *„ganz neuen, bedeutenden Inventarium"* aus, gewährte dem neuen Pächter gleich mehrere *„sehr merkliche Vorschüsse"*, damit er alles nach seinem Gutdünken einrichten und bewirtschaften konnte, und nahm es völlig selbstverständlich in Kauf, dass er „vorerst" keinerlei Pachtgelder bekam.

Anfangs schien der neue Mann auch alle Erwartungen, die Abraham in ihn gesetzt hatte, zu erfüllen. Die Veränderungen, die er auf dem Gut vornahm, fielen vortrefflich aus und machten, wie Abraham zufrieden feststellen konnte, nicht nur auf ihn, sondern auch auf viele gestandene *„Land-*

Ökonomisten und Patrioten ... einen sehr merklichen Eindruck". Seine ersten Produktionsergebnisse konnten sich ebenfalls sehen lassen. So gelang es ihm beispielsweise, aus einem relativ kleinen Teilstück des Gutes, das vorher *„ganz ordinär [und] unkultiviert"* gewesen war, über 800 Tonnen Kartoffeln herauszuholen. Er bekam für seine Leistungen vom Königlichen Land-Ökonomie-Kollegium in Kopenhagen sogar *„eine große goldene Medaille"* verliehen.

Sein Fleiß und seine Zuverlässigkeit waren jedoch nicht von Dauer. Wenn wir Abrahams Ausführungen glauben dürfen, währten sie nur so lange, bis er seinen Ruf gefestigt hatte, bis alle Welt voll des Lobes für ihn war und auch das letzte Quäntchen Misstrauen, das Abraham sich ihm gegenüber noch bewahrt hatte, eingeschläfert war. Danach änderte er sein Verhalten von Grund auf, zweigte stillschweigend immer mehr Gelder, die Abraham ihm *„zum Besten des Landes"* zukommen ließ, für sich selber ab und *„verschwendete"* sie *„sehr liederlich"*. Eine *„bedeutende Waldung"*, die zum Gut gehörte, *„haute er zunichte"*, und an Pacht bezahlte er natürlich nach wie vor nicht einen Heller.[58]

Wie es scheint, bemerkte Abraham von dem infamen „Kurswechsel" seines Pächters zunächst so gut wie nichts. Es gab so viele andere Dinge, die seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Rings um ihn herum in Kopenhagen hatte der Wiederaufbau der zerstörten Stadtteile begonnen. Gemäß der neuen Planung waren breite Straßen und große Plätze vorgesehen. Die Gebäude durften nicht höher als drei Stockwerke werden, weil die Feuerwehrleitern nicht weiter reichten.[59] Abraham nutzte die allgemeine Auf- und Umbruchsituation, um in der Store Kongensgade (Nr. 121), im Zentrum der Stadt, eine weitere Immobilie zu erwerben, wahrscheinlich um sie zu vermieten.[60]

In der jüdischen Gemeinde wurde er – fast zwangsläufig – in einen Streit zwischen den orthodoxen und den reformwilligen Glaubensgenossen hineingezogen. Dieser Streit war so gravierend, dass an einen gemeinsamen Neubau der Synagoge, die dem großen Feuer ebenfalls zum Opfer gefallen war, schon bald nicht mehr gedacht werden konnte. Andachten und Gottesdienste mussten deshalb noch für lange Zeit in Dutzenden von Privatwohnungen abgehalten werden.[61]

Auch im Kreis der führenden Kaufleute und Großhändler der Stadt gab es seit dem Brand reiflich Stoff zu Diskussionen. Verschiedene Anzeichen deuteten darauf hin, dass Kopenhagen seine Stellung als wichtiger Umschlagplatz für den europäischen Asienhandel vielleicht bald verlieren könnte.[62]

Außerdem wurde Abraham in dieser Zeit zum ersten Mal Vater. Am 4. Juli 1798 brachte Charlotte einen gesunden Jungen zur Welt, dem die stolzen Eltern den Namen Meyer gaben.[63]

Fast drei Jahre gingen so aller Wahrscheinlichkeit nach ins Land, ehe Abraham den Machenschaften seines Pächters in Vester Egede endlich auf die Schliche kam und ernste Nachforschungen anzustellen begann. Wie er feststellen musste, war er von Anfang an betrogen worden. Der angebliche Freund, der ihm den Pächter seinerzeit empfohlen hatte, steckte mit diesem unter einer Decke. Er war nämlich dessen Onkel. Schwerer als der Missbrauch seines Vertrauens wog jedoch der neuerliche finanzielle Schaden, den er bis zu diesem Zeitpunkt schon zu verzeichnen hatte. *„Ich untersuchte die Verhältnisse meiner Vermögens-Umstände"*, schrieb er in seinem curriculum vitae für Graf Ludwig zu Bentheim-Steinfurt, und musste feststellen, dass sie *„sehr geschmolzen waren"*.[64]

Wie nicht anders zu erwarten, reagierte Abraham sofort und, wie es scheint, beinahe ungestüm auf die niederschmetternden Erkenntnisse. Sowohl als Person als auch in seinem Stolz als Kaufmann zutiefst gekränkt, setzte er nun seinen ganzen Ehrgeiz daran, seine Vermögenseinbußen so schnell wie möglich wieder auszugleichen. Statt seine Geschäfte in aller Besonnenheit weiterzuführen und vielleicht sogar eine Zeitlang kürzer zu treten, beschloss er, sie in sämtlichen Bereichen, *„sowohl in Waren-See-Geschäften [als auch im] Bankiers-Wesen"*, auf der Stelle *„sehr merklich auszudehnen."*[65]

Zu seiner Genugtuung hatte seine Kreditwürdigkeit durch die jüngsten Ereignisse offenbar nicht gelitten, ja er meinte sogar feststellen zu können, dass sie durch seine *„redliche Aufführung"* während der *„Feuerbrunstzeiten in Kopenhagen anno 1795"* noch erheblich gestiegen war.[66] An Kapital und Kapitalgebern fehlte es ihm jedenfalls nicht, und so begann er, ungeachtet des enormen Risikos, auf das er sich dabei einließ, sein Expansionsvorhaben zügig und mit Elan in die Tat umzusetzen.

In den nächsten Monaten investierte er kräftig. Kaum eine Expedition, die nach Indien, China oder in eine andere Region Asiens aufbrach, an der er sich nicht beteiligt hätte. Die Form seiner Beteiligung bestand dabei, wie es scheint, zumeist in der sogenannten Bodmerei, einem Kreditgeschäft, bei dem er dem Kapitän oder einem anderen Mannschaftsmitglied des jeweiligen Schiffes, die als gesetzliche Vertreter des Schiffseigentümers galten, gegen Verpfändung eines Teils des Schiffes oder der Ladung und unter Zusicherung einer hohen Prämie von bis zu 40% ein Darlehen für die Durchführung der Reise gewährte.

Für die Zeit zwischen Januar 1798 und Oktober 1799 sind allein achtzehn solcher Geschäftsabschlüsse Abrahams, alle in der vorgeschriebenen schriftlichen Form, den sogenannten Bodmerei-Briefen, überliefert. Sie zeigen, welche Waren er in dieser Zeit hauptsächlich importierte, aber auch auf welche horrenden Gewinne er augenscheinlich spekulierte. Seine Kapitaleinsätze reichten von 300 bis hinauf zu 3.000 Reichstalern und mehr.[67]

Leider war das Glück aber auch diesmal nicht auf Abrahams Seite. Fast gleichzeitig mit dem Beginn seiner geschäftlichen Offensive traten auf internationaler Ebene einige politische und wirtschaftliche Entwicklungen ein, durch die sich die Bedingungen für den dänischen Seehandel nahezu schlagartig verschlechterten und die von vielen bereits vorausgesagte Krise Kopenhagens als Umschlagplatz für den internationalen Warenverkehr tatsächlich konkrete Formen anzunehmen begann.

Anfang 1798 brachten die Franzosen ein Gesetz heraus, das das seit dem Beginn der Revolutionskriege bestehende Verbot für die Einfuhr englischer Waren nach Frankreich drastisch verschärfte. Nachdem das Verbot in den ersten Jahren mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der französischen Industrie noch sehr großzügig gehandhabt worden war, hatte man vor knapp anderthalb Jahren bereits ein Gesetz erlassen, das die Beschlagnahme von Schiffen anordnete, die die verbotenen englischen Waren, besonders Textilprodukte und Eisenwaren, an Bord führten. Jetzt ging man auf diesem Weg noch einen Schritt weiter, indem man alle neutralen Schiffe, die unter englischer Kontrolle standen oder englische Waren transportierten, ausdrücklich zur rechtmäßigen Beute erklärte.[68]

Die englische Regierung reagierte auf diese feindseligen Maßnahmen, indem sie ihrerseits die Kontrollen des ebenfalls bereits seit längerem bestehenden Embargos auf französische Waren verschärfte. Einige Monate später wurde dann – für aufmerksame Beobachter nicht ganz unerwartet und von vielen dänischen Kaufleuten seit geraumer Zeit befürchtet – auch noch die Freigabe des englischen Ostindienhandels für private englische Kaufleute und Investoren beschlossen, die dadurch nicht länger auf den Handel unter der dänischen Flagge angewiesen waren und diesen deshalb auch nicht länger unterstützten.[69]

Die konkreten Auswirkungen der neuen englischen und französischen Gesetze ließen nicht lange auf sich warten. Abraham bekam sie bald zu spüren. *„Kurz darauf"*, so schrieb er in seinem curriculum vitae über die ersten Monate nach dem Beginn seiner „Geschäftserweiterung", *„trafen mich plötzliche Reklamationen sowohl vom englischen als auch vom französischen Hof [sic!]; wenn etwa Manufakturwaren vom [jeweils] feindlichen Lande in neutralen Schiffen vorgefunden wurden, so wurden alle dar-*

in befindlichen Güter ... condamniert; dieses plötzliche Verhältnis war mir ein fast unüberwindlicher Stoß; viele Schiffe, worauf ich bedeutende Kapitalien hatte, wurden auf alle Art und Weisen aufgebracht [und] condamniert ... [und] viele weitläufige Prozesse anhängig gemacht."[70]

Außerdem nahmen die Übergriffe von Piraten und Freibeutern auf neutrale Schiffe deutlich zu. In Indien gab es immer mehr Schwierigkeiten, die vorgesehenen Ladungen für die unter dänischer Flagge fahrenden Schiffe aufzutreiben. Und mit Havarien musste ohnehin jederzeit gerechnet werden.

Wie fatal die Expeditionen, in die Abraham Gelder investiert hatte, bisweilen verliefen, zeigt geradezu beispielhaft die letzte Fahrt der „Fredensborg", eines Schiffs der Dänischen Asiatischen Kompanie, von der wir folgenden Bericht der beiden Bootsmaate Niels Hammer und Erich Stenersen besitzen: *„Bevor wir Ende August 1799 von dieser Stadt [Kopenhagen] abreisten mit dem Schiff, Fredensborg genannt, machten wir einen Bodmereihandel mit dem Juden Emanuel Bendix, von dem wir zu diesem Zweck mehrere Waren und einiges Bargeld bekamen, weshalb wir an ihn unter dem 29. August 1799 unsere Bodmereiverschreibung ausstellten in der Größe von 880 Reichstalern mit Prämie 33 procento, zu bezahlen nach der glücklichen Ankunft besagten Schiffes in dieser Stadt. Besagter Bodmereibrief soll hernach an Abraham Isaac verpfändet oder übertragen worden sein. Die Reise mit besagtem Schiff ging [aber] sehr unglücklich für uns [aus], denn die Waren, die wir auf Bodmerei hatten und mit denen das Schiff beladen war, wurden zum größten Teil zerstört, weil das Schiff ein Leck erhalten hatte, so dass dieselben in Ostindien nicht mehr als ungefähr 200 Reichstaler einbrachten, welches das meiste war, was dafür erhalten werden konnte, und wofür wir, da das Schiff dort verkauft wurde, Rum kauften, welcher aber, aus Mangel an Aufsicht, weil das Schiff, in dem er lagerte, von den Engländern beschlagnahmt und die Mannschaft verhaftet wurde, tröpfelte, so dass die Menge, die übrig war, als das Schiff freigegeben wurde, nicht mehr wert war als 60 Reichstaler."*[71]

Die staatlichen Konfiszierungen, die Havarien und die Überfälle von Freibeutern auf Schiffe, in die er hohe Summen investiert hatte, waren indessen nicht die einzigen Probleme, mit denen Abraham nach seiner „Geschäftserweiterung" zu kämpfen hatte. Eine ganze Reihe anderer, in der Summe nicht weniger gravierender Schwierigkeiten gesellten sich hinzu.

So brachte die beginnende industrielle Revolution den Absatz seiner asiatischen Textilprodukte allmählich immer mehr ins Stocken. *„Meine Waren, chinesische und ostindische Manufakturwaren"*, notierte er, *„wurden zufällig durch veränderliche Konjunkturen und neu entstandene Fabriken*

getroffen."[72] Ein ansehnlicher Vorrat an *„Spezerei-Waren"*, den er sich zugelegt hatte, verlor durch einen plötzlichen Preiseinbruch enorm an Wert.[73] Ein größeres Kreditgeschäft mit einem Mann aus Cap de Bon Esperance, der in geheimer Mission des Königlichen Kammer-Kollegiums und der Dänischen Asiatischen Kompanie in Asien unterwegs war, schlug, durch unglückliche Umstände und betrügerische Machenschaften bedingt, gänzlich fehl.[74] Und so kam in relativ kurzer Zeit für Abraham eins zum anderen. *„Kein Fall oder Unglück"*, so klagte er nicht ganz zu Unrecht, *„ging an mir vorüber."*[75]

Vermutlich im Sommer 1799 stellten sich die ersten Zahlungsschwierigkeiten ein, die ihn heftig alarmierten. Statt der anvisierten schnellen geschäftlichen Sanierung drohte jetzt über kurz oder lang der Bankrott. Um gegenzusteuern, griff Abraham, wie es scheint, auf ein probates Mittel zurück und veräußerte seine Immobilien. In seiner Not setzte er sich dabei offenbar gelegentlich sogar über die hohen moralischen Maßstäbe hinweg, die er sich in seiner Jugend selbst gesetzt hatte.

Vor allem der Zimmermeister Jørgen Henrich Meyer, der sich dazu hatte überreden lassen, das Gut in Vester Egede zu kaufen, klagte später heftig über ihn. Abraham habe ihn betrogen, behauptete er. Er habe ihn mit falschen Versprechen und unter Vorspiegelung falscher Tatsachen dazu gebracht, für das Gut einen Preis von 11.000 Reichstalern zu bezahlen, obwohl er genau gewusst habe, dass es höchstens noch 7.000 Reichstaler wert gewesen sei. Der Kauf habe ihn, den Zimmermann Jørgen Henrich Meyer, vollständig ruiniert. Er habe ihn um Haus und Hof gebracht, ihn dazu gezwungen, sein Geschäft als selbständiger Zimmermann aufzugeben und sich mit über 55 Jahren wieder als Zimmergeselle zu verdingen, um sein Brot zu verdienen und seine Schulden zu bezahlen. Und das alles sei ihm tatsächlich nur deshalb widerfahren, weil er *„das Pech gehabt habe, mit dem Juden Abraham Isaac ein Geschäft zu machen"*.[76]

Es ist nicht genau auszumachen, inwieweit diese Vorwürfe des Zimmermanns Jørgen Henrich Meyer berechtigt waren. Sicher ist dagegen, dass Abraham die verzweifelte Rettungsaktion so gut wie nichts mehr nützte. Als nur wenige Wochen später, in der zweiten Septemberhälfte 1799, zusätzlich zu all seinen anderen Problemen auch noch einige der *„größten und wichtigsten [Handels-]Häuser in Luxemburg, Holland [und] England"*, mit denen er in geschäftlicher Verbindung stand, zusammenbrachen, musste er erkennen, dass sich sein Geschäft nicht länger halten ließ und dass er keine andere Wahl hatte, als beim Kopenhagener Teilungsgericht, das für derartige Fälle zuständig war, umgehend Zahlungsunfähigkeit anzumelden.[77]

Schon bald darauf wurde das Konkursverfahren eingeleitet. Am 20. Oktober erschien die Auseinandersetzungskommission des Teilungsgerichts, bestehend aus dem Bevollmächtigten Bondrop und den beiden Amtsboten Taagerup und Hofman, in Abrahams Wohnung in der Lille Købmagergade 62, um die Konkursmasse zu erfassen, zu beschlagnahmen und zu versiegeln.

Abraham selbst war zu diesem Zeitpunkt nicht zu Hause, und auch Charlotte war abwesend, so dass der Besitzer des Hauses, der Oberstlieutenant Lemminge, und Abrahams jüngster Bruder Joseph Isaac die Führung der Kommission übernehmen mussten. Was die Kommission zu sehen bekam, war eine großzügig zugeschnittene Wohnung mit vier Zimmern, Küche und Vorratskammer, einem großen Saal, der offenbar für Geselligkeiten, zum Nähen und zum Spielen vorgesehen war, mehreren Kammern für die Dienstboten sowie einem Raum, der dem Hausherrn als Büro diente.

Auch die Ausstattung der Wohnung konnte sich sehen lassen. Sie war äußerst geschmackvoll und komfortabel, teilweise luxuriös eingerichtet. Viele Möbel, Tische, Kommoden, Schatullen und Schränke waren aus feinstem Mahagoniholz gefertigt. Die Fenster wurden von zum Teil lang herabfallenden Nesseltuchgardinen geziert. Im ehelichen Schlafzimmer standen ein Himmelbett *„mit Umhang und Decke"*, ein Spiegel mit vergoldetem Rahmen und eine *„Ottomane mit blauem Lüstrine-Bezug"*. Der große Saal war mit einem gläsernen Kronleuchter, einer damastbezogenen Ottomane und zwölf dazu passenden Stühlen ausgestattet; dazu gesellten sich zwei Konsoltischchen mit weißen Marmorplatten, zwei Spieltische, ein Tee- und ein Nähtisch sowie ein Spiegel. In Abrahams Büro fanden sich ein kleiner rot gestrichener Tisch, drei Stühle, eine Chaiselongue und ein mit grünem Stoff bezogenes Schreibpult. In mehreren der Räume waren Teppiche ausgebreitet, im großen Saal alleine sieben, insgesamt zählte man zwanzig. Auch in der Küche fehlte es an nichts. Es gab Kannen und Kessel entweder aus Kupfer oder aus Messing, Töpfe, Schüsseln und Kasserollen. Es gab Geschirr aus feinstem Porzellan und Besteck aus Silber, und das alles in ziemlich großer Stückzahl.

Nachdem die Kommission die Räume besichtigt, alle Laden, Schränke und sonstigen Verstecke durchsucht und jeden einzelnen Gegenstand, den sie vorfand, verzeichnet hatte, wandte sie sich den beiden Warenlagern zu, die in einem *„Hinterhausgebäude"* untergebracht waren. Diese wurden ebenfalls sorgfältig unter die Lupe genommen, ehe man sie verschloss und verriegelte und mit amtlichen Siegeln versah.[78]

Im nächsten Schritt wurde dann an einem der folgenden Tage die Einleitung des Konkursverfahrens offiziell bekannt gemacht und damit zugleich die gesetzlich genau vorgegebene Frist von einem Jahr und sechs Wochen eröffnet, in der die Gläubiger dem Teilungsgericht ihre Forderungen an Abraham Isaac vortragen konnten. Während dieser Zeit, der sogenannten Proclama-Zeit, galt der Schuldner als offiziell geschützt.[79]

Folgt man den erhalten gebliebenen Akten, so nahmen insgesamt knapp 100 Firmen, Geschäftsleute, Seeleute und Privatpersonen die Gelegenheit wahr, um ihre Ansprüche ordnungsgemäß anzumelden; darunter viele renommierte Namen wie Sander Jacobi Witwe & Sohn in Hamburg, Elkan Meyer Stern & Sohn in Lübeck, Meyer & Trier in Kopenhagen oder auch der des Agenten Duntzfeld ebenfalls in Kopenhagen, der seit Jahren eine dominierende Rolle im privaten dänischen Asienhandel spielte.[80]

Wie schwierig die Aufgabe des Teilungsgerichts war, geht aus den Zwischenbilanzen hervor, die sie nach Ablauf der Proclama-Zeit ziehen musste. Danach beliefen sich die Verbindlichkeiten Abraham Isaacs auf nicht weniger als 183.398 Reichstaler, während das aus der Beschlagnahme und der Veräußerung seines Besitzes erzielte Kapital gerade einmal 18.438 Reichstaler betrug, also lediglich ein Zehntel der angelaufenen Schulden abdeckte. Entsprechend lange zog sich das Verfahren hin. Es sollte weit mehr als fünf Jahre dauern, ehe die Akten endgültig geschlossen werden konnten.[81]

Abraham wartete das Ende nicht ab. Wahrscheinlich kehrte er, gleich nachdem die Proclama-Zeit abgelaufen war, seiner Heimatstadt den Rücken. *„Die Flucht"*, wie er selbst seine Abreise aus Kopenhagen nannte, schien ihm die einzige Möglichkeit zu sein, sich vor den nun zu erwartenden persönlichen Nachstellungen seiner Gläubiger in Sicherheit zu bringen.[82] Sie fiel ihm nicht leicht, war doch kurz vorher sein Vater gestorben[83] und sein zweites Kind geboren worden.[84]

Seltsamerweise war ihm zunächst offenbar überhaupt nicht klar, wohin er sich wenden sollte. Es gab in Dänemark einen Ort, Fredericia, der als *„freie Zufluchtsstätte"* für Schuldner wie ihn und andere *„unschuldig Verfolgte"* galt. Dieser Ort gefiel ihm aber nicht, weil er dort nicht die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen vorfand, die er sich für einen „wirklichen" Neuanfang wünschte.

Eigentlich träumte er nämlich davon, ungeachtet des noch laufenden Konkursverfahrens durch die Gründung eines neuen Unternehmens schon bald wieder groß ins Geschäftsleben einsteigen zu können. Selbstzweifel quälten ihn augenscheinlich so gut wie keine. Er war vielmehr nach wie vor fest davon *„überzeugt"*, alle *„zu einem Kaufmann erforderlichen*

Kenntnisse" in hohem Maße zu besitzen, und er meinte, dass er diese in keinem Fall in einem Ort wie Fredericia verkümmern oder *„verrosten"* lassen dürfe.[85]

Der Weg führte ihn deshalb fast zwangsläufig ins Ausland. Er reiste nach Preußen, wo er aber auch auf Anhieb nicht das fand, was er suchte. Weder am Rhein, in Neuwied, noch in Westpreußen waren ihm die Lebens- und Arbeitsbedingungen, auf die er stieß, für eine Niederlassung gut genug. Schließlich riet ihm ein Freund, wieder einmal „ein Freund", sich doch an den Grafen zu Steinfurt zu wenden. Der sei nicht nur wegen seiner Toleranz, seines überaus *„rechtschaffenen Charakter[s]"* und seiner *„edle[n] Gesinnung"* weithin bekannt, sondern derzeit auch sehr darum bemüht, seinen Staat zur Beförderung des Wohlstands seiner Untertanen in die *„blühendste Handels-Ausdehnung"* zu versetzen und deshalb an einem Mann wie ihm, Abraham Isaac, sicher interessiert.[86]

Abraham folgte dem gut gemeinten Rat und setzte sich umgehend mit dem Steinfurter Grafen in Verbindung. Von Chodzesen im westpreußischen Kreis Blomberg aus, wo er sich zu jener Zeit gerade aufhielt, schrieb er dem Grafen einen langen Brief, ein *„Alleruntertänigstes Pro-Memoria"*, in dem er ausführlich seine Lage schilderte und sein Ansinnen vortrug, sich, sofern ihm die Gelegenheit dazu geboten würde, eventuell in Burgsteinfurt niederzulassen.

Die Antwort, die nicht lange auf sich warten ließ, fiel sehr vielversprechend aus. Sie klärte ihn ganz allgemein über die Bedingungen auf, unter denen im Augenblick, während der herrschenden *„Revolutionskriegsjahre"*, *„Fremde"*, namentlich fremde Kaufleute, überhaupt in Burgsteinfurt aufgenommen und geschützt werden konnten. Gleichzeitig gab sie ihm zu erkennen, dass der Graf offenbar besonders stark an solchen Kaufleuten interessiert war, die *„irgendeine Fabrik-Manufaktur oder sonstige für die Stadt vorteilhafte Anstalt anlegen wollten"*.[87]

Da Abraham sich die Gründung einer Manufaktur sehr gut vorstellen konnte, ja sie wahrscheinlich sogar als genau die Herausforderung ansah, die er suchte, gelangte er schnell zu dem Entschluss, es mit Burgsteinfurt als neuem Wohnsitz wenigstens zu versuchen. Es sei zwar seine *„Sache nicht"*, so meinte er, im Voraus etwas zu versprechen, was er am Ende nicht *„möglich machen"* könne. Wenn die Gegebenheiten es nicht zuließen, *„die Lage des Orts"* und alle übrigen *„Verhältnisse"* ihm *„ihren Beistand"* versagten, dann sei die Einrichtung einer Manufaktur natürlich schwer möglich. Wenn aber alles „stimme", dann traue er sich durchaus zu, in Burgsteinfurt sogar eine regelrechte *„Handels-Welle zum Wohle des Staates"* in Gang zu bringen.[88]

Irgendwann im August 1801 begab sich Abraham Isaak auf die lange Reise von Chodzesen nach Burgsteinfurt, wo er zunächst wahrscheinlich die letzten noch erforderlichen Verhandlungen mit der gräflichen Regierung führte. Bald darauf traf dann auch Charlotte, die bei Abrahams „Flucht" in Kopenhagen zurückgeblieben war und dort geduldig auf den erfolgreichen Abschluss seiner Suche nach einer neuen sicheren Bleibe für sich und ihre Familie ausgeharrt hatte, mit den beiden Kindern Meyer und Fenna in Burgsteinfurt ein.[89]

Gemeinsam versuchte das Ehepaar in den nächsten Wochen und Monaten, sich in dem ihnen noch weitgehend unbekannten Städtchen einzurichten. Am 27. August bekam Abraham das von ihm ausgehandelte Geleitpatent ausgestellt. Wie früher bereits erwähnt, handelte es sich um eins jener vom Grafen erst seit einiger Zeit angebotenen besonderen Privilegien, die sich je nach Bedarf sowohl als einfacher Anstandsbrief als auch als langfristiger Schutzbrief nutzen ließen.

Das Privileg war ziemlich genau auf Abrahams Bedürfnisse zugeschnitten und darüber hinaus verhältnismäßig kostengünstig. Sein Preis belief sich auf *„50 Pistolen"* oder 250 Reichstaler.[90] Dafür wurde ihm der Schutz zunächst auf fünf Jahre zugesichert, konnte aber verlängert werden. 20 Pistolen oder 100 Reichstaler – sozusagen die Grundgebühr für ein einjähriges Moratorium in Burgsteinfurt – hatte Abraham sofort zu bezahlen. Weitere 14 Pistolen oder 70 Reichstaler sollte er im nächsten und den Rest von 16 Pistolen oder 80 Reichstalern im übernächsten Jahr begleichen. Beide Raten wurden allerdings hinfällig, wenn es ihm gelang, im ersten Jahr die von ihm projektierte Manufaktur einzurichten. Und das gleiche galt, wenn er sich *„wider Erwarten"* dazu entschloss, Burgsteinfurt schon nach einem Jahr wieder zu verlassen.[91]

Nur wenige Wochen nach dem Erhalt des Privilegs suchten Abraham und Charlotte bereits um die Erlaubnis nach, ein Haus, nämlich den als Hewenshof bekannten ehemaligen Burgmannssitz an der Kirchstraße, käuflich zu erwerben. *„Ew. Erlauchten haben die Absichten, welche ich hege, mich häuslich hier niederzulassen und gemeinnützige Geschäfte zu treiben, gnädigst und landesväterlich gebilliget"*, schrieb Charlotte in Abrahams Namen in einem kurzen Bittgesuch an den Grafen. *„Da nun der Ankauf eines Hauses das nächste Mittel zum Zweck ist, so habe ich mich entschlossen, von der Demoiselle Charl[otte] Wunder ihr auf der Kirchstraße belegenes Haus für die Summe von 2.500 R[eichs]t[alern] zu kaufen, wozu ich die gnädigste Landesherrliche Erlaubnis mir hierdurch untertänigst erbitte."*[92]

Der Hewenshof dürfte Abraham als künftiger Wohnsitz aus mehreren Gründen gefallen haben. Der Hof stellte zum einen eine ziemlich ansehnliche, um nicht zu sagen repräsentative Besitzung dar, in der sich wahrscheinlich ähnlich, wenn auch vielleicht nicht genauso komfortabel und großzügig wohnen ließ, wie es die Familie aus Kopenhagen seit jeher gewohnt war. Ihren gehobenen Lebensstil sollte sie also auch in Burgsteinfurt offenbar nicht aufgeben müssen.

Zum anderen wies der Hof im Hinter- oder Stockhaus genügend Platz auf, der sich als Lager für alle Arten von Geschäften, auch für größere Geschäfte, wie Abraham sie plante, nutzen ließ. Außerdem gehörte zum Hof noch eine Stallung, die in der Flintenstraße lag und sich möglicherweise umfunktionieren ließ. Keinen unmittelbaren Wert besaßen dagegen einige der Gerechtsamen für Abraham, die mit dem kleinen Anwesen verbunden waren. Denn was konnte er als Jude schon mit Kirchenplätzen oder mit Grabstellen auf dem evangelischen Friedhof anfangen? [93]

Die Frage, woher Abraham trotz seines Bankrotts die 2.500 Reichstaler nahm, die er für den Erwerb des Hauses aufbringen musste – ebenso wie im Übrigen auch all die anderen Summen, die er für seine Niederlassung brauchte –, ist nicht eindeutig zu klären. Da Charlotte alle Verhandlungen um den Erwerb des Hauses führte und nach deren erfolgreichem Abschluss auch als Käuferin des Hauses auftrat[94], ist wohl davon auszugehen, dass das gesamte Geld aus ihrem Erbe stammte, dass dieses Erbe also aufgrund eines einschlägigen Heiratsvertrages vom Kopenhagener Teilungsgericht nicht mit hatte beschlagnahmt werden können und der Familie somit zur freien Verfügung überlassen geblieben war.

So erfolgreich und auffällig die Niederlassung Abrahams in Burgsteinfurt war, so unspektakulär und nüchtern verlief das Leben, das er in den nächsten Jahren hier führte. Wie er sehr schnell feststellen musste, ließen sich seine hochfliegenden wirtschaftlichen Pläne, mit denen er hergekommen war, nicht verwirklichen. Für die Anlage einer Manufaktur fehlten schlichtweg alle Voraussetzungen. Aber auch sonst waren die wirtschaftlichen Möglichkeiten, die sich ihm boten, begrenzt.

Burgsteinfurt war, obwohl gräfliche Residenz und mit seinen gepflegten Häusern, seinen sauberen Straßen und dem berühmten Schlosspark „Bagno" sicher ein angenehmer Platz zum Wohnen, letzten Endes aber doch nur ein kleines, unbedeutendes Städtchen auf dem Lande und mit Kopenhagen nicht im Geringsten zu vergleichen. Es gab keine 90.000 Einwohner, keine Börse, keinen Hafen und keine Verbindungen in „alle Welt". Nur gut 1.400 Menschen waren hier innerhalb der halb verfallenen Stadtmauern zu Hause. Etwa zehn Prozent davon waren Juden. Hinzu ka-

men noch einmal circa 1.400 Seelen, die ringsum in den drei Bauerschaften Sellen, Hollich und Veltrup wohnten.

Ein großer Teil der christlichen Familien lebte noch von der Feldwirtschaft. Namentlich der Kartoffelanbau und die Branntweinbrennerei waren wichtige *„Nahrungszweige"*.[95] Hinzu kamen die Leinwandweberei, die überwiegend nebenbei in Heimarbeit betrieben wurde, sowie andere Sparten des Handwerks. Im Handel und dem damit verbundenen Kreditgeschäft spielten die jüdischen Glaubensgenossen eine wichtige, wenn nicht gar die führende Rolle. Es hieß, dass dieser Handel in den letzten Jahren stark angewachsen sei und ziemlich floriere.[96] Das stimmte auch, aber gemessen an dem, was Abraham aus Kopenhagen kannte und gewohnt war, waren die Umsätze und Geschäftsabschlüsse, die hier getätigt wurden, ziemlich bescheiden.

Viele der Geschäfte wurden mit dem Hof geschlossen. Er war der wichtigste „Kunde" überhaupt in der Stadt. Wie die meisten kleineren und größeren Potentaten war auch Graf Ludwig nicht frei von dem Hang zu Selbstdarstellung und glanzvoller Repräsentation, zu beständiger theatralischer Inszenierung seiner landesväterlichen Würde und Macht. Der großzügige Ausbau des Bagnos und die im Sommer zweimal wöchentlich stattfindenden öffentlichen Konzerte der Hofkapelle legten davon ebenso beredt Zeugnis ab wie die zahlreichen kleineren Empfänge und Soireen, die strenge Hofetikette oder die fünfzig Mann starke Grenadierskompanie, die *„unter dem Befehl eines Hauptmanns und eines Lieutenants ... den Dienst im Schlosse versah: große, stattliche Leute in roter Montur mit gewaltigen Bären-Hauben auf dem gravitätisch getragenen Haupte, in weißen Beinkleidern, mit schwarzen Gamaschen bis übers Knie."*[97]

Gleichwohl war Graf Ludwig alles andere als ein Verschwender. Bei aller Repräsentationssucht blieb er ein penibler Rechner, ein Mann, der nicht nur ständig darum bemüht war, seine Einnahmen zu steigern, sondern auch möglichst sparsam und effizient zu haushalten versuchte, der den Groschen sozusagen immer zweimal umdrehen ließ, bevor er ausgegeben werden durfte, was den Verhältnissen an seinem Hof fast zwangsläufig einen Zug von unfreiwilliger Komik verlieh.

Ein Hofrichter und ein paar Räte, ein Hofprediger und ein Bauinspektor, der zugleich Lieutenant der Grenadierskompanie war, bildeten zusammen mit einigen Hofdamen bereits den größten Teil seines Hofstaats. Um die Personalkosten niedrig zu halten, hatten die meisten Personen, die in seinem Dienst standen, durchweg mehrere Ämter oder Aufgaben zu erfüllen. So war der Erzieher des jungen Prinzen zum Beispiel zugleich Kanzleirat und Hofmarschall, während die Soldaten der Grenadierskompanie an

Sonntagen auch als Bediente oder Läufer eingesetzt wurden und an Alltagen als Tagelöhner tätig waren.[98]

Die Einsicht in diese äußerst reduzierten Verhältnisse muss für Abraham Isaak einigermaßen ernüchternd gewesen sein. Wieder einmal hatte ihn die Wirklichkeit eingeholt und seine Phantasie Lügen gestraft. Dennoch entschloss er sich, wie vorgesehen, wieder als Kaufmann tätig zu werden, und so machte er, wenn nicht alles täuscht, bereits Anfang 1802 im Hewenshof einen kleinen Teehandel auf.

Das neue Geschäft trug ihm bald einigen Ärger mit der Stadtverwaltung ein. Als der Magistrat ihn Ende 1803 für die vergangenen beiden Jahre zur Gewerbe- und Grundsteuer, den sogenannten „ordentlichen Kontributionen", heranziehen wollte, weigerte Abraham sich zu bezahlen, und zwar mit dem Hinweis, dass zu den Rechten, die er mit dem Kauf seines Hauses erworben habe, auch die Befreiung von allen Stadtlasten gehöre.[99] Als Beweis legte er dem Magistrat ein altes Dokument vor, aus dem hervorging, dass die Stadt vor langer Zeit, nämlich am 8. Juli 1654, zur Beendigung eines ähnlichen Rechtsstreits mit dem damaligen Besitzer des Hauses, einem landgräflich hessischen Kriegskommissar namens Bernhard Becker, gegen eine einmalige Zahlung von 354 Reichstalern den Status des Hewenshofs als *„freies steinfurtisches Burgmannslehen"* grundsätzlich anerkannt und dabei auch ausdrücklich *„auf jegliche Belastung desselben mit städtischen Auflagen"* verzichtet hatte.[100]

Der Magistrat konnte sich der Beweiskraft dieses Dokuments nicht ganz entziehen, meinte aber, es doch so auslegen zu können, als ob es Abraham nicht von allen Kommunalabgaben befreie, sondern lediglich von den Grundsteuern und den anderen unmittelbar aus dem Besitz eines Hauses folgenden Leistungen. *„Wie nun hieraus hervorging"*, so wurde im Ratsprotokoll vermerkt, *„dass das Haus wirklich von allen Stadtlasten frei [sei], so wurde beschlossen, dass gen[annter] Abraham nur von seiner bürgerlichen Nahrung bezahlen sollte und daher pro 1802 den vollen, pro hoc anno [für dieses Jahr] aber nur monatlich einen Reichstaler zu entrichten habe, welches Herr Bürgermeister Prümers ihm bekannt zu machen angenommen."*[101]

Abraham war mit dem Bescheid nicht einverstanden und legte, während die Stadt ihm drohte, dass er bei Zahlungsverweigerung *„ausgepfändet"*[102] würde, umgehend Beschwerde bei der gräflichen Regierung ein.[103] Er blieb mit seinem Protest aber erfolglos und musste sich am Ende damit abfinden, dass er für die Ausübung seines Gewerbes, seiner *„bürgerlichen Nahrung"*, tatsächlich regelmäßig Kontributionen zu bezahlen hatte.[104]

Sehr entschieden ging Abraham seinen neuen Geschäften offenbar nicht nach. Sie blieben jedenfalls bescheiden. In einer im Jahre 1806 angefertigten Aufstellung der Berufe und Einkommensverhältnisse aller in Burgsteinfurt lebenden Juden wird sein Handel mit Tee und *„sehr wenigen anderen Artikeln"* ausdrücklich als ausgesprochen *„unbedeutend"* klassifiziert. Und in einer anderen Quelle aus dem gleichen Jahr wird diese Einschätzung noch einmal bestätigt.[105]

Es blieb ihm daher sehr viel Zeit, sich auch mit anderen Dingen zu befassen, anderen Interessen nachzugehen. Ein Teil dieser Zeit kam zweifellos der Familie zugute, die in den Burgsteinfurter Jahren noch einmal beträchtlich wuchs. Vier weitere Kinder wurden ihm hier geboren, darunter die beiden Söhne Isaak (24. März 1805)[106] und Baruch oder Bernhard (22. März 1806).[107]

Einen anderen, wahrscheinlich relativ viel größeren Teil der Zeit widmete er dem Studium, vornehmlich dem Studium von Tora und Talmud, der kontinuierlichen Vertiefung seiner Kenntnisse der jüdischen Tradition und Religionsgesetze, die ihm als getreuem Sohn seines Vaters, der in Kopenhagen lange Jahre dem Vorstand der jüdischen Gemeinde angehört hatte[108], sehr am Herzen lagen.

Viele Jahrzehnte später sollte die Behauptung aufgestellt werden, dass er in Burgsteinfurt sogar hauptsächlich diesem Studium nachgegangen sei und in seinem Haus an der Kirchstraße das *„Leben eines wohlhabenden Privatgelehrten"* geführt habe.[109] Diese These ist so nicht zu belegen und zumindest für die ersten fünf Jahre seines Aufenthaltes in der Stadt auch nicht haltbar. Sicher ist jedoch, dass das Studium, das er im Hewenshof betrieb, für den weiteren Verlauf seines Lebens eine entscheidende Bedeutung gewann, dass er damit, vermutlich ohne dass er es von vornherein geahnt oder gar beabsichtigt gehabt hätte, die Weichen für seine zweite berufliche Karriere stellte.

Ab Mitte 1806 begannen sich die Bedingungen für Abrahams Aufenthalt in Burgsteinfurt in mancherlei Hinsicht zu verändern. Nach dem Einmarsch französischer Truppen, der Auflösung der Grafschaft Steinfurt und der Eingliederung des Territoriums in das Großherzogtum Berg brauchte er sich um die Verlängerung seines Geleitpatents, das in eben diesem Jahr ablief, keine Sorgen mehr zu machen. Da die neuen Herren sich anschickten, ihm und seinen Glaubensgenossen die gleichen Rechte wie den christlichen Einwohnern zu gewähren, war ein solches Patent zu seinem Schutz von nun an nicht mehr nötig.[110]

Auf der anderen Seite wurden seine geschäftlichen Bemühungen durch die von Napoleon verhängte Kontinentalsperre noch weiter eingeengt als bisher. Gerade Tee war wie alle anderen Kolonialwaren fortan nur noch schwer zu bekommen und noch schwerer zu verkaufen. Sein Preis stieg in den Jahren zwischen 1806 und 1810 in beinahe unerschwingliche Höhen, so dass sich der Handel mit Tee am Ende kaum noch lohnte.[111]

Praktisch gleichzeitig mit diesem Umschwung der Burgsteinfurter Verhältnisse verlor auch die Möglichkeit einer Rückkehr nach Kopenhagen, mit der Abraham vielleicht immer noch geliebäugelt hatte, fast vollständig ihren Reiz. Im September 1807 war die Stadt, deren Wiederaufbau nach dem großen Brand von 1795 gerade erst erfolgreich abgeschlossen worden war, vier Tage lang von englischen Kriegsschiffen beschossen und abermals großenteils zerstört worden. Mehr als 1.000 Häuser, die Universität und der Dom waren ausgebrannt, die dänische Flotte beschlagnahmt und der Niedergang des dänischen Handels, namentlich des Überseehandels, endgültig besiegelt worden.

Angesichts dieser insgesamt sehr ambivalenten, für ihn persönlich jedoch zunächst wohl eher ungünstigen Entwicklung, blieb Abraham kaum eine andere Wahl, als seine Zukunftspläne von Grund auf zu überdenken und sich eventuell auch mit neuen, bisher vielleicht nicht in Betracht gezogenen Erwerbsmöglichkeiten anzufreunden. Seine Kapitalreserven waren nicht unerschöpflich und neigten sich, wenn wir späteren Aussagen seines Sohnes Isaak glauben dürfen, um 1810/11 bereits allmählich ihrem Ende zu.[112]

Da kam die Chance, in den Niederlanden, genauer gesagt in Groningen, für das Amt eines Rabbiners zu kandidieren, ohne Frage sehr gelegen. Als Rabbiner ließen sich zwar keine neuen Reichtümer verdienen, aber die Ehre und das Ansehen, die das Amt umgaben, waren seinem Stolz und seinem Selbstwertgefühl durchaus angemessen. Außerdem konnte er mit der Übernahme eines solchen Amtes eine alte Familientradition wieder aufleben lassen, denn schließlich waren sowohl sein Großvater und sein Urgroßvater väterlicherseits als auch sein Großvater mütterlicherseits einstmals angesehene Rabbiner gewesen.[113]

Wir wissen nicht, wann genau sich die Chance auf das neue Amt für Abraham Isaak eröffnete und auch nicht, welchen Beziehungen, welcher Lobby, er sie zu verdanken hatte. Feststeht, dass er gegen Ende des Jahres 1810 den Hewenshof in Burgsteinfurt für 2.450 holländische Gulden an den Fürstlich Bentheimischen Hofrat Johann Adolf Bornemann verkaufte[114] und Anfang 1811 mit seiner Familie zunächst nach Leeuwarden zog.[115]

Zu dieser Zeit war die Rabbinerstelle in Groningen schon seit über einem Jahr vakant und, wie die Groninger Gemeinde hatte feststellen müssen, aus politischen Gründen nur schwer wieder zu besetzen. Ähnlich wie in Burgsteinfurt und den übrigen französisch besetzten Gebieten Deutschlands waren auch in den Niederlanden die Verhältnisse der Juden im Umbruch begriffen.

Zwar war das Land schon 1795 unter französischen Einfluss geraten und hatte nur wenig später den Grundsatz der bürgerlichen Gleichberechtigung eingeführt. Seinerzeit war aber mit der praktischen Durchführung des Gesetzes noch nicht richtig ernst gemacht worden. Zahlreiche Sonderregelungen, Beschränkungen und Behinderungen waren unverändert bestehen geblieben.

Damit sollte jetzt Schluss gemacht werden. Seit gut zwei Jahren liefen gezielte Bemühungen, das bisher Versäumte nachzuholen und die vollständige Emanzipation herbeizuführen. Ein Herzstück der vorgesehenen Reformen stellte die Neuordnung des Synagogenwesens dar. Die bisherige Autonomie der einzelnen Gemeinden unter Aufsicht der jeweiligen Stadtverwaltung sollte verschwinden und stattdessen eine einheitliche, zentral und national ausgerichtete israelitische Kirchengemeinschaft (kerkgenootschap) nach dem Muster des für die christlichen Kirchen geltenden Konsistorialsystems eingerichtet werden.

Das war ein bemerkenswertes Vorhaben, aber genau aus diesem Vorhaben ergaben sich auch die Probleme, die die Groninger Gemeinde mit der Wiederbesetzung ihrer Rabbinerstelle hatte. Wie die Dinge standen, sollte die Provinz Groningen mit Friesland und seiner Hauptstadt Leeuwarden zu einem neuen Synagogenbezirk zusammengeschlossen werden und, wenn nicht alles täuschte, sollte Leeuwarden dann zum Sitz des gemeinsamen Rabbinats erhoben werden.

Der Leeuwardener Rabbiner Samuel Berenstein – pikanterweise zugleich derjenige, der die verwaiste Stelle in Groningen als letzter bekleidet hatte – unterstützte diesen Plan und hatte schon verschiedene Eingaben gemacht, um ihn zu forcieren. Dagegen hoffte man in Groningen, mit der Neuwahl eines eigenen Rabbiners auch die Realisierung dieses Planes verhindern zu können. Mehrere Anläufe mit verschiedenen Kandidaten waren schon gescheitert. Die hinhaltende beziehungsweise ablehnende Haltung der für die Neuordnung des Synagogenwesens zuständigen zentralen Verwaltungskommission in Amsterdam spielte dabei eine entscheidende Rolle.

Deshalb hatte man sich in Groningen diesmal auch eine neue Taktik überlegt. Man führte die Wahl mit Abraham als Kandidaten einfach eigenmächtig durch, ohne vorher die Genehmigung der Behörde eingeholt zu

haben. Erst als das Ergebnis feststand, nahm der Gemeindevorstand Kontakt zu den Amsterdamer Autoritäten auf. So als ob nichts Ungewöhnliches oder gar Ungebührliches geschehen sei, teilte man ihnen jetzt nur kurz und bündig mit, dass man Abraham, der inzwischen den fest vererblichen Familiennamen Deen oder van Deen angenommen hatte, dass man also Abraham Deen aus Leeuwarden zum Oberrabbiner gewählt und dass dieser bereits seine erste Predigt in der Synagoge in Groningen gehalten habe.[116]

Abraham selbst blieb ebenfalls nicht untätig, sondern schickte wahrscheinlich mit der gleichen Post einen Brief nach Kopenhagen an seinen Bruder Joseph Isaac, in dem er diesem seinen Wahlerfolg mitteilte und ihn darum bat, ihm möglichst rasch eine Art Führungszeugnis zu besorgen, eine *„Bescheinigung"*, dass er, Abraham Isaak, seinerzeit in der dänischen Metropole *„moralischen Wandel"* geführt habe *„und bloß durch unglückliche Ereignisse im Handel gezwungen"* gewesen sei, *„die Stadt ... zu verlassen"*. Offenbar sollten die weiteren Formalitäten seiner Anstellung in Groningen möglichst schnell und reibungslos über die Bühne gebracht werden.[117]

In Amsterdam war man indessen über die Groninger Vorgänge einigermaßen konsterniert. Man sprach von Anarchie, weigerte sich, die Wahl Abrahams offiziell anzuerkennen und dachte natürlich nicht daran, die ursprünglichen Pläne für die Neuordnung des Synagogenwesens im nördlichen Teil der Niederlande in irgendeiner Form abzuändern.[118] Gleichwohl verhielt man sich nicht völlig verständnislos. Man ließ es immerhin zu, dass Abraham seine einmal aufgenommene Tätigkeit in Groningen zumindest vorläufig weiterführte. Und das war noch nicht alles.

Als Anfang Mai 1813 der neue große Synagogenbezirk mit Groningen und Leeuwarden tatsächlich ins Leben gerufen wurde, wurde Abraham nicht etwa entlassen oder „degradiert", sondern ganz im Gegenteil zum Groß-Rabbiner (Groot-Rabbijn) des neu formierten Bezirks gewählt. Der Weg für diese Entscheidung war frei geworden, nachdem der rührige Samuel Berenstein als erster Aspirant auf diese Stelle kurz vorher eine Berufung nach Amsterdam erhalten und angenommen hatte. Die einzige Auflage, die Abraham erfüllen sollte, bestand darin, nach seinem Amtsantritt von Groningen wieder nach Leeuwarden umzuziehen, um dort seinen Amtssitz einzurichten, weil Leeuwarden die größere der beiden jüdischen Gemeinden besaß.[119]

Wie viel Abrahams Berufung wirklich wert war, zeigte sich erst einige Monate später. Die neue Ordnung blieb nämlich nicht lange in Kraft. Noch im gleichen Jahr 1813 ging die französische Besatzungszeit zu Ende, und der neue Fürst der Niederlande, Willem I., stellte die Autonomie der alten

Synagogengemeinden in Groningen und Leeuwarden, wenn auch unter veränderten Vorzeichen, wieder her. Beide Gemeinden bekamen also ihre eigene Verwaltungsspitze zurück. Nur eine Ausnahme wurde dabei gemacht. Die Zuständigkeit Abrahams für beide Gemeinden blieb unverändert bestehen.

Abraham war ein tüchtiger und wohl auch ein engagierter Rabbiner. Nachdem sein Traum von einer zweiten geschäftlichen Karriere in Burgsteinfurt endgültig gestorben war, hatte er nun offenbar wieder eine Aufgabe gefunden, die ihn ausfüllte und die seinen Neigungen und Begabungen vielleicht sogar besser noch entsprach als das Metier des Kaufmanns. Sein Engagement verteilte sich allerdings nicht sehr gleichmäßig auf die beiden von ihm zu betreuenden Gemeinden und ihre Ringsynagogen.

Anders, als es ihm auferlegt worden war, zog er nicht wieder nach Leeuwarden um, sondern blieb in Groningen wohnen. Offiziell begründete er seinen Entschluss damit, dass die Groninger Gemeinde ihm als erste ihr Vertrauen geschenkt habe und dass ein Umzug nur unnötige Kosten verursachen würde, die sich gut einsparen ließen.[120] Mindestens genauso wichtig dürfte jedoch etwas anderes gewesen sein, der Umstand nämlich, dass Groningen eine Universität besaß, an der er seine gelehrten Studien fortsetzen konnte, und Leeuwarden nichts dergleichen aufzuweisen hatte.[121]

Groningen war zu dieser Zeit um 1814 eine Stadt mit rund 27.000 Einwohnern, von denen ungefähr 750 oder umgerechnet rund 2,8 Prozent der jüdischen Minderheit angehörten. Die meisten von ihnen gingen kaufmännischen Berufen nach. Vor allem im Gold- und Silberhandel waren sie stark vertreten. Daneben gab es Manufakturwaren- und Kleiderhändler, Metzger, Uhrmacher, Drucker, Buchbinder, Lehrer und zahlreiche Krämer. Es gab einige recht wohlhabende Familien, aber auch viele arme. Ein großer Teil der Familien war in dem Viertel rund um die Folkingestraat zu Hause, an der die zwischen 1754 und 1756 erbaute Synagoge mit ihren 130 Männer- und 50 Frauenplätzen stand.[122] Und hier an der Folkingestraat direkt neben der Synagoge war auch das Rabbinatshaus zu finden, in dem Abraham seit 1811 mit seiner Familie lebte und in dem er seither den überwiegenden Teil des Jahres zuzubringen pflegte.

In Leeuwarden sah man den „Opperrabbijn" dagegen nur selten. Ganze zweimal im Sommer und, wenn das Wetter es zuließ, ein weiteres Mal im Winter reiste er in die friesische Metropole, um dort seinen Amtsgeschäften nachzukommen. Immer bereiste er dann gleich den ganzen Bezirk, und immer waren seine Aufenthalte kurz. Mehr als zweieinhalb bis drei Monate pro Jahr brachte er in dem „Ressort" Leeuwarden nie zu. In Leeuwarden

selbst war man darüber natürlich wenig erbaut. Der Gemeindevorstand klagte häufig darüber und beschwerte sich mehrfach bei der vorgeordneten Behörde.

Auf der anderen Seite bemühte man sich selbst aber auch kaum, Abraham stärker für die Leeuwardener Angelegenheiten zu begeistern. Man hielt es sogar nicht einmal für nötig, sich an seinen Reisekosten zu beteiligen oder ihm für seine Aufenthalte eine offizielle Wohnung zur Verfügung zu stellen, so dass er jedes Mal, wenn er nach Leeuwarden kam, darauf angewiesen war, bei einem Freund zu logieren.[123]

Das Ziel des Leeuwardener Gemeindevorstands war klar. Man wollte, nachdem Abraham Groningen unberechtigter Weise, wie man fand, den Vorzug vor Leeuwarden gegeben hatte, mit allen Mitteln versuchen, ihn loszuwerden und möglichst bald wieder ein eigenes Rabbinat zu bekommen. 1817 gelang es immerhin, die Behörden dazu zu bewegen, Abraham zu veranlassen, in Leeuwarden für dringende Angelegenheiten einen offiziellen Stellvertreter zu ernennen. Die Ernennung lief nicht ohne Streitigkeiten ab[124], und auch danach blieb das Verhältnis der Leeuwardener Gemeinde zu ihrem Opperrabbijn gespannt.

In Groningen meinte man deshalb wohl nicht ganz zu Unrecht, dass hinter dem Verhalten ihrer Leeuwardener Glaubensgenossen in erster Linie kleinlicher Konkurrenzneid stecke, ein tiefverwurzelter Hass, der schon seit Jahren bei den Mitgliedern der Leeuwardener Gemeinde und insbesondere bei ihren Gemeindeverantwortlichen gegen ihre Gemeinde in Groningen bestehe (*„eene sinds jaaren ingewortelde haat, die er bij de Gemeente Leeuwarden, en inzonderheid bij deszelven Parn. en kerkbestuur tegen die van de Gemeente Groningen bestaat“*).[125]

Abrahams tägliche Arbeit wurde stark und zusehends stärker von den Forderungen nach gesellschaftlicher Anpassung und Integration bestimmt. Da der König die von den Franzosen eingeleitete politisch-rechtliche Emanzipation konsequent weiter- und zu Ende führte, waren gewisse Gegenleistungen von jüdischer Seite nicht nur erwünscht, sondern geradezu erforderlich. Als „Opperrabbijn“ fiel Abraham die schwierige Aufgabe zu, die Bereitschaft und die Möglichkeiten zu diesen Leistungen wenn nicht zu wecken, so doch zu fördern und zu vergrößern. In seinen Predigten ging es deshalb nicht mehr nur um *„religiöse Thesen“* (*„Godsdienstige Stellingen“*) und Interpretationen von Stellen der Heiligen Schrift, sondern vermehrt auch um staatsbürgerliche Themen.

Dann und wann nahm er sich jetzt zum Beispiel die Frage vor, welche Verpflichtungen er und seine niederländischen Glaubensgenossen dem

König und dem Vaterland gegenüber hätten. Andere Male sprach er darüber, wie wichtig es sei, Kinder in Handwerken, Künsten und Wissenschaften unterrichten zu lassen, damit sie lernten, auf eine anständige Weise in der Gesellschaft zu verkehren und ihr Brot zu verdienen (*„om op eene fatsoenlike wijze in de maatschappij te verkeeren en hun bestaan te verwerven"*).[126]

Im Sommer 1814 entstand in den führenden Kreisen der Groninger Gemeinde der Plan, in der Stadt eine richtige jüdische Elementarschule zu gründen, eine Lehranstalt also, an der nicht mehr nur Hebräisch und jüdische Religion, sondern auch weltliche Fächer – Niederländisch (Schreiben und Lesen), Französisch, Rechnen und Erdkunde – unterrichtet werden sollten.[127]

Der Plan ging auf deutsche Vorbilder zurück. In Deutschland hatten reformorientierte Juden, Moses Mendelssohn und seine Anhänger David Friedländer und Isaak Itzig, bereits in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Verbesserung des jüdischen Erziehungswesens gefordert und 1778 die „Jüdische Freischule" in Berlin ins Leben gerufen. An dieser Schule waren zum ersten Mal auch die gewöhnlichen Elementarschulfächer unterrichtet worden, und zwar in der erklärten Hoffnung, auf diese Weise die Eingliederung der Juden in die sie umgebende Gesellschaft fördern zu können.[128]

Die treibende Kraft hinter dem Groninger Unternehmen war der Arzt Dr. Loewe, der aus Deutschland stammte und der, wie es hieß, den *„feurigen Wunsch"* hegte, all das Gute und Schöne, das er in seinem Heimatland auf dem Gebiet des jüdischen Erziehungswesens gesehen und selbst miterlebt hatte, nach Groningen zu *„verpflanzen"* (*„om al het goede en schoone, aldaar door hem gezien, en zelf mede beoefend, in onzen grond over te planten"*).[129]

Aber auch Abraham war stark in das Unternehmen involviert, das er nach Kräften unterstützte. Von Anfang an nahm er an den Beratungen teil. Er arbeitete, als der Finanzierungsplan erst einmal stand und an der „Haderingestraat", der heutigen „Haddingestraat", das geeignete Gebäude für das neue Institut gefunden war, zusammen mit Dr. Loewe und einem Mitglied des Gemeindevorstandes, dem Herrn van Coevoerden, die endgültige Fassung der Statuten aus. Und er wurde als geistliches Oberhaupt der Gemeinde natürlich auch in das sechsköpfige Direktorium der Schule berufen, die den Namen *„Tiphereth Bachurim"* (*„Zierde der Jünglinge"*) erhielt.

Am 1. August 1815 fand die Einweihungsfeier statt. Zahlreiche Honoratioren aus der Stadt und der Provinz gaben sich die Ehre. Die Kinder der Gemeinde, die zukünftigen Schüler, waren mit Palmzweigen und orange-

farbenen Bändern (der Farbe des Königshauses) ausgestattet, als Abraham kurz nach 15 Uhr die offiziellen Feierlichkeiten in der Synagoge eröffnete.[130] In seiner einleitenden Ansprache brachte er den Zusammenhang zwischen der politischen Entwicklung in den Niederlanden und den Aufgaben des neuen Instituts noch einmal treffend auf den Punkt.

In vielen Staaten, so sagte er, seien die Juden *„von allen Rechten, Freiheiten und Vorteilen, die andere Bürger genossen"*, ausgeschlossen und *„in allem als Sonderlinge"* behandelt worden. Der niederländische Staat habe sich *„ruhmvoll und preiswürdig"* davon abgehoben. *„Auf die edelste Art"* sei die jüdische Minderheit hier behandelt worden. Und der König habe das alles nicht nur genehmigt, sondern aktiv gefördert und unterstützt. *„Dieser Gnade"*, so schloss er, *„müssen wir uns jetzt würdig machen durch den Eifer, unsern Jünglingen Wissenschaften und Kenntnisse einzuimpfen. Der Prophet (Jesajas27,7) sagt: ‚Jacob! schlage Wurzel, Israel! grüne und blühe, erfülle die ganze Welt mit süßer Frucht'."*[131] Dem Institut war ein beachtlicher Erfolg beschieden. Seine Statuten wurden in den nächsten Jahren in vielen anderen niederländischen Städten kopiert, und selbst die 1817 durchgeführte gesamtstaatliche Neuregelung des jüdischen Erziehungswesens in Holland dürfte von ihnen mit inspiriert worden sein.[132]

Natürlich waren – wie überall – auch in Groningen längst nicht alle Glaubensgenossen mit den Erfordernissen der Assimilation und Integration vorbehaltlos einverstanden. Den Reformern standen auch hier eher konservative und an der Orthodoxie orientierte Kräfte gegenüber, die um die Authentizität ihres Glaubens fürchteten und deshalb lieber stärker an der Tradition ihrer Väter festhalten wollten.

Abrahams Stärke bestand darin, dass er trotz seines Einsatzes für die unerlässlichen Reformen auch dieser Klientel einiges zu bieten hatte. Seine eigene Verwurzelung im Glauben, seine Frömmigkeit, war unbestreitbar und seine Schriftgelehrsamkeit so beeindruckend, dass aus der Gemeinde beim Innenministerium gelegentlich sogar der Vorschlag einging, ihm wegen seiner Tüchtigkeit, seiner *„bekwaamheit"*, den Titel eines *„Doktors der Israelitischen Theologie"* zu verleihen.[133]

Besonders viel Respekt erwarb er sich durch sein weiches Herz, seine Mildtätigkeit, „Zedaka" genannt, die nach jüdischem Glauben als die höchste aller menschlichen Tugenden gilt. Denn ungeachtet all der finanziellen Verluste, die er in seinem Leben erlitten hatte, tat Abraham offenbar immer noch ungemein viel Gutes.[134]

Zu dieser traditionsverbundenen Grundeinstellung passte es, dass er sich mit der Gründung von „Tiphereth Bachurim" allein nicht zufrieden gab, sondern außerdem auch noch die Stiftung einer frommen Einrichtung namens *„Ets Chaim"* (*„Baum des Lebens"*) initiierte, die sich hauptsächlich mit dem Studium von Thora und Talmud befasste.[135] Weltliche Bildung und Talmudgelehrsamkeit schlossen sich nach Abrahams Auffassung also nicht aus, sondern sollten einander ergänzen und vielleicht auch wechselseitig befruchten.

Diese Offenheit war wahrscheinlich der Schlüssel zu seinem Erfolg, der Grund dafür, dass es ihm gelang, zumindest in Groningen die Gemeinde in dieser schwierigen Übergangszeit durchgängig friedlich zusammenzuhalten und größere Konflikte oder gar Zerreißproben zu verhindern. Nicht wenige sahen das als seine größte Leistung an. 1819 antwortete ein Verantwortlicher der Gemeinde in einem offiziellen Bericht auf die Frage, ob der „Opperrabbijn" allgemein beliebt sei und ob er während seiner bisherigen Amtszeit schon viel Nützliches vollbracht habe, ganz in diesem Sinne: Ja, der „Opperrabbijn" werde in der Groninger *„Gemeinde und sogar im ganzen Amtsbezirk allgemein geliebt und hochgeachtet"*. Er habe *„schon .... viel Gutes gestiftet und insbesondere sehr viel dazu beigetragen, Eintracht und Freundschaft zwischen den Mitgliedern zu erhalten und alle Konflikte, wenn sie einmal entstanden"* seien, *„durch sein Eingreifen"* aus der Welt zu schaffen.[136]

Indessen dauerte die zweite Karriere Abraham Isaaks nicht sehr lange. Am 11. Januar 1821, nur knapp zehn Jahre nachdem er das Amt als Rabbiner in Groningen übernommen hatte, starb Isaak Abraham van Deen, der Mann, der früher einmal Ostindienhändler und Börsenmakler in Kopenhagen gewesen war, knapp 57 Jahre alt, ganz plötzlich und unerwartet nach nur zweitägiger Krankheit.

Die Groninger Gemeinde trauerte sehr um ihn und noch am gleichen Tag erschien im „Groninger Courant" der folgende Nachruf: *„Die hiesige Israelitische Gemeinde erlitt heute Mittag einen schweren und schmerzlichen Verlust durch den unerwarteten Tod des hochwürdigen, sehr gelehrten Herrn Abraham Isak Deen, des Oberrabbiners der Synagogenbezirke Groningen und Leeuwarden, eines Mannes, der allgemein geachtet und geliebt wurde, sowohl von all den Israelitschen Gemeinden, die zu seinem Rabbinat gehörten als auch von allen, die den Verstorbenen gekannt haben, [und zwar] nicht nur als einen hochgelehrten und sehr kundigen, sondern gleichzeitig auch als einen edelmütigen, sanftmütigen und vortrefflichen Menschen. Er wird deshalb von allen, besonders aber von den Armen*

und Bedürftigen, deren Stütze, Wohltäter und Ratgeber er war, in gesegnetem Andenken bewahrt bleiben."[137]

Gut sechs Wochen später, am 15. Februar 1821, trat das höchste Gremium des gesamten Synagogenbezirks Groningen, die *„Ressortale Vergadering"*, zusammen, um über die Wiederbesetzung der Rabbinerstelle zu beraten und zugleich die Versorgung Charlottes zu regeln, die durch Abrahams plötzliches Hinscheiden besonders hart getroffen worden war. Charlotte hatte noch für vier ihrer sechs Kinder zu sorgen – erst zwei hatten das Elternhaus bisher verlassen, um auf eigenen Füßen zu stehen –, und das einst so umfangreiche Vermögen der Familie war inzwischen offenbar vollständig aufgezehrt. Auch von Abrahams Verwandten in Kopenhagen oder von ihren eigenen Verwandten in Deutschland konnte sie keinerlei Unterstützung erwarten.

Nach eingehenden Beratungen kam man in der Groninger Versammlung schließlich darin überein, dass die *„wohlverdiente Ehre, Liebe und Achtung"*, die dem verstorbenen Oberrabbiner Abraham Isaak Deen zu Lebzeiten entgegengebracht worden sei, nicht mit seinem Tod aufhören dürfe und dass man deshalb auch die Pflicht habe, das harte Los seiner *„liebenswerten ... Witwe"* so weit wie möglich zu mildern (*„dat de welverdiende hulde, liefde en achting, aan den overledenen O/R in zijn leven steeds betoond, niet met deszelfs dood behoorde optehouden, maar daarvan alsmaar nog blijken behoorde gegeven te worden, door zooveel doenlijk het lot te verzagten van zijne dierbare nagelatene weduwe"*).

Am Ende einigte man sich in der Versammlung darauf, Charlotte eine auf fünf Jahre befristete Witwenrente von 425 Gulden jährlich auszusetzen. Sie sollte anteilig von allen Gemeinden des Synagogenbezirks aufgebracht werden und wurde im März 1815 zum ersten Mal ausgezahlt.[138]

Charlotte lebte noch 16 Jahre. Die letzten davon verbrachte sie in Zwolle bei ihrer Tochter Esperance und deren Mann, dem Arzt Joseph Isaac Kisch.[139] Die beiden hatten 1824 in Groningen geheiratet und waren anschließend in die overijsselsche Metropole gezogen. Am 25. August 1837 morgens um 4.30 Uhr starb dann auch Charlotte.[140] Sie war 73 Jahre alt geworden und wurde auf dem jüdischen Friedhof an der „Willemsvaart" in Zwolle beigesetzt.

Abrahams bewegter Lebenslauf und insbesondere der Bruch mit seiner kaufmännischen Vergangenheit, den er nach seinem Aufenthalt in Burgsteinfurt vollzogen hatte, hatte vollziehen müssen, wirkte sich natürlich

auch auf die Biographien seiner Kinder, namentlich die seiner drei Söhne aus.

Alle drei wurden von ihrem Vater offenbar relativ früh in ihrer Jugend nach Kopenhagen geschickt, um dort ihren künftigen Beruf zu erlernen. Nur der Jüngste, Baruch oder Bernhard, wurde Kaufmann.[141] Die beiden anderen eiferten dem Wissensdrang und der Gelehrsamkeit ihres Vaters nach, wenn auch nicht auf geistlichem Gebiet. Beide schlugen eine akademische Laufbahn ein. Und beide waren erfolgreich.

Meyer, der Älteste, begann 1815 in Kopenhagen Jura zu studieren. Er legte 1819 sein erstes Examen ab und stieg in den nächsten Jahren schrittweise zum Oberprokurator beim Obergericht der dänischen Hauptstadt auf. Ihm war aber nur ein kurzes Leben beschieden. Bereits im März 1833, noch keine 35 Jahre alt, segnete Meyer Abrahamson (Deen) das Zeitliche.[142]

Sein Bruder Isaak wurde Mediziner und machte sich in seinem Fach zwischen 1835 und 1870 in den Niederlanden einen bedeutenden Namen. Seine Karriere blieb auch in Burgsteinfurt nicht ganz unbekannt. Da er hier, im Hewenshof an der Kirchstraße, geboren worden war, zählte die jüdische Gemeinde, aber nicht nur sie allein, ihn später gern zu den bedeutenden *„Söhnen der Stadt"* und natürlich auch zu den bedeutenden Söhnen ihrer eigenen kleinen Gemeinschaft.[143]

Isaak war gerade 15 Jahre alt geworden und hatte bis dahin das Gymnasium in Groningen besucht, als sein Vater die Zeit für die „obligatorische" Fortsetzung seiner Ausbildung in Kopenhagen für gekommen hielt. Wie vermutlich schon sein älterer Bruder vor ihm und sein jüngerer Bruder nach ihm wurde Isaak bei der Familie Gerson Melchior untergebracht.[144] Gerson Melchior war ein jüngerer Bruder von Isaaks Großmutter Celle[145] und ein guter Freund seines Vaters.[146] Er war der Inhaber einer bedeutenden Export-Import-Firma für Leder, Tabak, Zucker, Rum und Tee und ein außerordentlich vermögender Mann, der im Übrigen auch eine führende Rolle in der jüdischen Gemeinde Kopenhagens spielte.[147]

Sein Haus lag am Uhlfelds Plats (Nr. 125), dem heutigen Gråbrødre Torv (Nr. 7), mitten im Zentrum der Stadt. Es handelte sich um ein stattliches, dreigeschossiges, altes Gebäude mit einem Seitentrakt, einem Hinterhaus und einem mittelgroßen Hofraum, das die Katastrophen von 1795 und 1807 fast unbeschadet überstanden hatte. In seinem Innern war es großzügig zugeschnitten und bestens ausgestattet. Eine besondere Attraktion bildete der große Saal im zweiten Stock, ein *„brust- und pillengetäfelt[er]"* Raum mit *„vergoldeten Leisten"*, die Wände *„mit Leinwand bezogen"*, auf der ringsum allegorische Gemälde zu bewundern waren.[148]

Vor allem aber war es ein äußerst lebendiges Haus, denn Gerson Melchior hatte eine große Anzahl Kinder. Als Isaak 1819 oder 1820 aus Groningen in Kopenhagen eintraf und in die Familie aufgenommen wurde, waren es insgesamt dreizehn. Und in den nächsten Jahren kamen noch einige weitere hinzu.[149] Isaak hatte es in der Familie sehr gut. Brigitte, Gersons Frau, war eine herzensgute Person, verständig, einfühlsam, fromm und nachsichtig, die personifizierte Verträglichkeit (*„de gepersonifieerde verdraagsaamheid"*)[150], und Gerson selbst trug großzügig fast alle Kosten.

In den ersten Jahren, in denen Isaak sich noch auf sein Studium vorbereitete und offenbar viel kränkelte[151], bezahlte er ausnahmslos alles. Und auch danach, als Isaak die Aufnahmeprüfung für das Medizinstudium an der Universität Kopenhagen erfolgreich bestanden hatte (1824), gewährte er ihm weiter freie Kost und Logis. Er verlangte nur – vermutlich aus pädagogischen Gründen –, dass er jetzt das Geld für alles Übrige, was sonst noch anfiel, selbst verdiente. Isaak tat dies, indem er Nachhilfeunterricht in Geographie und Geschichte erteilte, den beiden Fächern, die ihm während seiner Schulzeit die liebsten gewesen waren.

1825 bestand er das in Dänemark in allen Studienfächern vorgeschriebene Vorexamen mit der Bestnote „laudabile", wodurch er sich das Anrecht auf ein Stipendium erwarb. Auf Vorschlag des Naturkundeprofessors Orstedt wurde ihm das Gerson-Stipendium zur „Ermutigung fleißiger Medizinstudenten" (*„tot anmoediging van vlijtige studenten in de geneeskunde"*) gewährt. Bereits während dieser Zeit begann er sich offenbar besonders stark für zwei Spezialdisziplinen seines Faches – für Anatomie und Physiologie – zu interessieren. Einen gehörigen Anteil daran hatten die Repetitoren, denen er, wie jeder Medizinstudent an der Kopenhagener Universität, zugeteilt worden war. In seinem Fall waren es zwei, der Anatom Henk und ein Mann namens Siesbij, von denen der eine für den theoretischen, der andere für den praktischen Teil seiner Ausbildung verantwortlich war.

Da Isaak das Jahr 1829 wegen einer Lebererkrankung komplett abschreiben musste, zog sich sein Studium länger hin als ursprünglich geplant. Erst Anfang 1831 konnte er das dänische Staatsexamen ablegen. Wie schon das Vorexamen bestand er es mit der Bestnote „laudabile", was seinen Ziehvater Gerson Melchior höchst zufrieden stimmte. Gerson hatte deshalb auch nichts dagegen, ihn kurze Zeit später aus seiner Obhut zu entlassen, damit er anderswo seinen erfolgreichen Weg fortsetzen konnte.

Isaak reiste, nachdem er das Haus am Uhlfelds Plats verlassen hatte, das fast zwölf Jahre lang sein zu Hause gewesen war, zunächst nach Hamburg, wo er zwei Monate, von Anfang Juni bis Anfang August, blieb und täglich

das dortige Krankenhaus besuchte. Anschließend kehrte er in die Niederlande zurück. Über Groningen fuhr er nach Zwolle, um seine Mutter und seine Schwester zu besuchen. Anfang 1832 nahm er dann seine Studien wieder auf. An der Universität Leiden begann er sich auf die vergleichende Physiologie und Anatomie zu spezialisieren. Seine Absicht war es offenbar, den Doktortitel zu erwerben und sich gleichzeitig zu einer Art Facharzt auszubilden.[152]

Es war gerade die Zeit, in der weite Teile Europas von einer schlimmen Choleraepidemie heimgesucht wurden. 1829 hatte die Epidemie Deutschland erfasst, 1831 England, und seither breitete sie sich auf immer mehr Länder einschließlich Belgiens und der Niederlande aus. Im Juli 1832 wurden die ersten Fälle auch aus Zwolle und Umgebung gemeldet.[153] Da Isaaks dänisches Staatsexamen kurz vorher, im März 1832, für die Niederlande anerkannt worden war, er jetzt also auch hier als Arzt praktizieren durfte, erbot er sich spontan, bei der Bekämpfung der Epidemie in der Provinz Overijssel behilflich zu sein.

Er wurde nach Dalfsen, einen kleinen Ort etwa zwanzig Kilometer westlich von Zwolle, geschickt, wo es zu dieser Zeit keinerlei medizinische Versorgung gab. Insgesamt vier Monate tat er dort freiwillig seinen Dienst. Es sollte nicht sein einziger Einsatz in der Cholerabekämpfung bleiben. Nur ein halbes Jahr später, im Sommer 1833, baten ihn die Verantwortlichen der medizinischen Fakultät seiner eigenen Universität zu Leiden, nach Roelofsarendsveen, etwa 50 Kilometer nordöstlich von Leiden zu gehen, um eine Zeitlang den einheimischen Arzt zu ersetzen, der seine Patienten offenbar schmählich im Stich gelassen hatte. Diesmal dauerte sein Engagement nur vier oder fünf Wochen, dafür erwies sich die Aufgabe aber als besonders schwierig und kräfteaufreibend, *„een zeer moeilijke taak"*, wie er später selber schrieb.[154]

Anfang 1834 brachte Isaak sein Promotionsstudium zum Abschluss. Am 2. Februar wurde ihm der angestrebte Doktortitel verliehen. Die Dissertation, die er zuvor verteidigt hatte, trug den Titel *„De differentia et nexu inter nervos vitae animalis et vitae organicae"* und fand in Fachkreisen sofort große Beachtung.[155] Gleichzeitig mit der Überreichung des Doktordiploms überraschte ihn die medizinische Fakultät in Leiden mit der Aushändigung eines Zeugnisses, in dem seine großen Verdienste um die Cholerabekämpfung in Roelofsarendsveen ausdrücklich bestätigt und gewürdigt wurden.[156]

Obwohl Isaak eigentlich größere Pläne für seine berufliche Zukunft hegte, machte er bald darauf in Zwolle an der Kamperstraat Nr. 18 eine Arztpraxis auf. Da ihm der holländische Innenminister persönlich die Zusicherung

gegeben hatte, dass ihm so schnell wie möglich eine Position in der Wissenschaft besorgt werden sollte, ging er voller Optimismus davon aus, dass er diese Praxis nur für eine kurze Übergangszeit zu führen brauchte.[157] Es sollten schließlich 17 Jahre daraus werden.

Doch zunächst heiratete Dr. Isaak van Deen. Am 2. Juni 1835 nahm er die dreiundzwanzigjährige Auguste Melchior, eine der zahlreichen Töchter seines Gönners Gerson Melchior, zur Frau.[158] Aus der Ehe gingen in den nächsten Jahren drei Töchter hervor, Galathea, Charlotte und Hanne. Und obwohl Auguste in den Niederlanden nie ganz heimisch wurde, vermutlich weil sie die Sprache nicht verstand und wohl auch keine Anstrengungen machte, sie zu erlernen, war sie Isaak eine ebenso herzlich zugeneigte wie treu ergebene und fürsorgliche Gattin, die seine Arbeit und seine Ambitionen mit selbstlosem Einsatz unterstützte.[159]

Nicht zuletzt wurde sie ihm schon bald zu einer unverzichtbaren Hilfe in seiner Praxis, in der es bisweilen recht ungewöhnlich zuging. *„Seine Frau sorgte für seine Kranken, als wäre sie die Vorsteherin eines Krankenhauses gewesen"*, berichtete einer von Isaaks Freunden in seinen Lebenserinnerungen. *„Van Deen bestellte, wenn er von seinen Besuchen heimkehrte, für die Kranken, die es am meisten benötigt waren, Kraftbrühen, Fleischgerichte und Erfrischungen, als hätte er sich in einem Wirtshause befunden und wäre für Freunde besorgt gewesen."*[160]

Die eindrucksvolle Art, in der sich die Deens um ihre Patienten bemühten, sprach sich natürlich schnell herum. Sie unterschied sich positiv von dem, was viele von Isaaks Kollegen in Zwolle leisteten, über deren Unwillen und Unvermögen, über deren egoistische Dumpfheit (*„egoistische dompersgeist"*) er sich häufig beklagte.[161] Entsprechend groß war der Zulauf, den er selbst in seiner Praxis zu bewältigen hatte, so dass wohlwollende Freunde bisweilen sogar meinten, dass er sich durch diesen Zulauf *„über die Maßen in Anspruch"* nehmen lasse.[162]

Nebenbei setzte Isaac seine wissenschaftlichen Arbeiten fort, zum Teil, um sich für die höheren Aufgaben, die ihm versprochen worden waren, weiter im Gespräch zu halten, hauptsächlich aber aus Begeisterung, aus Interesse für die Sache, aus dem Bedürfnis heraus, das Wissen über den tierischen und damit vielleicht auch über den menschlichen Organismus und seine Funktionsweisen weiter auszubauen. Da sich solche Ziele nur durch methodisch gesteuerte Beobachtungen, durch Experimente, verfolgen ließen, hatte er sich in seinem Haus an der Kamperstraat ein eigenes kleines physiologisches Laboratorium angelegt.

Sein Forschungsgebiet war, wie schon bei seiner Dissertation, das zentrale Nervensystem, und als Beobachtungs- beziehungsweise Versuchsob-

jekte dienten ihm Frösche und Kaninchen. Gelegentlich sah man ihn, wie er *„im Postwagen mit einer blechernen Effektenschachtel auf den Knien in Holland"* herumreiste, um seine Experimente irgendwo vorzuführen. Man hätte ihn dann leicht *„für einen Banknotenhändler"* halten können, wenn die Banknoten morgens *„nicht wach geworden"* wären und *„mit ihrem Quack, Quack das eigentliche Interesse ihres Besitzers"* verraten hätten.[163]

Um die Leistungen, die Isaak als Forscher vollbrachte, wenigstens einigermaßen einordnen zu können, ist es nötig, sich den verhältnismäßig bescheidenen Zustand vorzustellen, in dem die Medizin und namentlich seine Spezialgebiete, die Physiologie und die Anatomie, in diesen Tagen noch steckten. Der Einfluss der exakten Naturwissenschaften begann sich – gerade in Holland – eben erst stärker durchzusetzen.

So konnte es bis Ende der dreißiger Jahre durchaus geschehen, dass ein Student an Isaaks alter Universität in Leiden Kurse in Physiologie absolvierte, ohne dabei jemals ein Mikroskop zu Gesicht zu bekommen. Eine beinahe nicht zu verstehende, lateinisch vorgetragene Vorlesung ohne erklärende Interpretationen war bisweilen der ganze Unterricht, den man in physiologischen Kursen erhielt. (*„Een bijna niet te begrijpen, in het Latijn voorgelezen en niet uitgelegd dictaat was alles wat man te Leiden over Physiologie hoorde."*)[164]

Isaak kannte sich dagegen mit dem Experimentieren bestens aus. Er wusste genau, welche wissenschaftlichen Vorsichtsmaßnahmen er einzuhalten hatte, um zuverlässige Ergebnisse zu erzielen. Wie es sich gehörte, wiederholte er jedes seiner Experimente viele Male, bevor er seine endgültigen Schlüsse zog. Er fügte die experimentellen Verletzungen stets unter einem Vergrößerungsglas zu und überprüfte sie, wann immer nötig, mit Hilfe eines Mikroskops. Alle Sektionen führte er mit der größtmöglichen Genauigkeit durch und nahm alle postoperativen Beobachtungen erst nach einem angemessenen Zeitintervall vor, um Fehlinterpretationen durch sogenannte „erste Phänomene" zu vermeiden.[165]

In den ersten zehn Jahren nach seiner Promotion kam eine ganze Reihe von Veröffentlichungen heraus, in denen er die Fachwelt mit den Ergebnissen seiner Experimente zum zentralen Nervensystem bekannt machte. Sie erschienen zunächst in Holländisch, wurden aber zumeist innerhalb eines Jahres entweder in Auszügen oder komplett auch in deutscher Sprache publiziert. Teile einiger Aufsätze übersetzte er zudem eigenhändig ins Französische und fügte Illustrationen hinzu.[166]

Die Reaktionen im In- und Ausland waren beachtlich. Kollegen, die auf dem gleichen Gebiet arbeiteten wie er, sprachen bewundernd von seinen *„genialen Experimenten"*. Andere führten seine Untersuchungen weiter

oder versuchten sie zu korrigieren.[167] Zahlreiche Größen seines Faches schrieben ihm, und er schrieb zurück. Zumindest in Expertenkreisen wurde der Name Isaac van Deen weit über die Grenzen Hollands hinaus bekannt.

1843 reiste ein junger Medizinstudent namens Jacob Moleschott mit einem Dampfboot von Mainz nach Heidelberg. Auf dem Boot wurde er einem namhaften deutschen Physiologen, einem Mann namens Theodor Bischoff, vorgestellt. Bischoff hatte in Heidelberg eine Professur inne und sollte schon bald Moleschotts Lehrer werden. Als Bischoff hörte, dass sein junger Gesprächspartner Niederländer war, der sich auf seine Vorlesungen freute, kam er sofort auf Isaak zu sprechen. Er rühmte ihn *„als einen ausgezeichneten Physiologen"* und nannte ihn den großen Hoffnungsträger dieses Wissenszweiges in den Niederlanden.[168]

Moleschott merkte sich den Namen und nahm, nachdem er in den nächsten Monaten noch mehr über Isaak und seine berühmten Forschungen erfahren hatte, Kontakt zu ihm auf. Es war der Beginn einer lebenslangen, herzlichen Freundschaft. Geraume Zeit früher hatte Isaak bereits einen anderen jungen Kollegen, einen Dozenten von der Reichsmilitärhochschule in Utrecht namens Frans Cornelis Donders, kennen und schätzen gelernt. Donders hatte ihn seinerzeit persönlich in Zwolle aufgesucht, um sich seine Experimente vorführen zu lassen, die er gern seinen eigenen Studenten zeigen und nahe bringen wollte.[169]

Mit ihm und Moleschott schloss Isaak nun ein wissenschaftliches Bündnis, *„een wetenschappelijk verbond"*, wie er selber schrieb. Gemeinsam brachten sie eine neue Fachzeitschrift – „Holländische Beiträge zu den anatomischen und physiologischen Wissenschaften" – heraus, die insgesamt drei Jahre lang erschien.[170] Es war nicht die erste Fachzeitschrift, für die Isaak Verantwortung übernahm und auch nicht die einzige zusätzliche Aufgabe, die er sich in diesen Jahren wachsender Anerkennung aufbürdete oder aufbürden ließ.

1841 war er bereits in eine staatliche Kommission berufen worden, die die bisherigen gesetzlichen Vorschriften für die Arzt- und Heilberufe in den Niederlanden überprüfen und revidieren sollte. Hier setzte er sich – allerdings erfolglos – für eine sehr rigorose Reform der ärztlichen Ausbildung ein.[171] 1845 wählte man ihn zum Sekretär der „Provinciale Geneeskundige Commissie" von Overijssel, der Standesorganisation seiner Heimatprovinz. Es war eine Wahl, die ihn sehr zufrieden stimmte, ja sogar stolz machte.[172] Und ebenfalls 1845 begann er auch damit, das „Nieuw Archief voor Binnen- en Buitenlandsche Geneeskunde in haren geheelen omvang", seine erste Fachzeitschrift, herauszugeben, in der er vor allem aus-

ländische Forschungsliteratur vorstellte, um sie seinen holländischen Kollegen bekannt zu machen.[173]

Natürlich fiel es Isaak nicht immer leicht, die Vielzahl seiner verschiedenen Aufgaben unter einen Hut zu bringen und jeder von ihnen gleichermaßen pünktlich gerecht zu werden. Seine Publikationstätigkeit litt darunter wahrscheinlich am meisten, und seine beiden neuen wissenschaftlichen Bundesgenossen Moleschott und Donders waren offenbar diejenigen, die seine Schwierigkeiten am häufigsten zu spüren bekamen.

Nichts wünschten sie sich deshalb sehnlicher, als dass seine große Hoffnung auf eine wissenschaftliche Stellung, auf eine Professur, die er ihrer Meinung nach längst verdient hatte, möglichst bald in Erfüllung ging. *„Grimmig hab ich Euch schon sechzig Mal zum Professor der Anatomie und Physiologie gemacht, um Euch mehr Zeit für die Sachen zu geben, für die Ihr schlechterdings bestimmt (geeignet) seid"*, schrieb ihm Moleschott, als Isaak wieder einmal einen Artikel für ihre junge Zeitschrift nicht zum vorgesehenen Termin druckfertig hatte, um später dann – beschwichtigend – hinzuzufügen: *„Ich weiß inzwischen, dass es nicht Eure Schuld ist, sondern leider die des elenden Landes, in dem wir wohnen, das nicht dafür sorgt, dass Menschen wie Ihr Zeit genug haben zu produzieren."*[174]

1847 schien sich die Wartezeit endlich dem Ende zuzuneigen. In Leiden war der Lehrstuhl für Anatomie und Physiologie frei geworden und für viele, namentlich natürlich für seine Freunde, stand fest, dass eigentlich nur Isaak für die Neubesetzung in Frage kam, zumal der König ihn wegen seiner Verdienste gerade erst mit dem Orden eines Ritters des niederländischen Löwen ausgezeichnet hatte.[175] Umso größer war die Enttäuschung, als die Berufungskommission ihn – offenbar von antisemitischen Vorbehalten bestimmt – überging und einem noch weitaus unbekannten Gegenkandidaten namens Halbertsma den Zuschlag gab.

Insbesondere Moleschott ereiferte sich über diese Ungerechtigkeit heftig. In Griesingers „Archiv für physiologische Heilkunde" veröffentlichte er einen bitterbösen Artikel, in dem er gleich die gesamte Berufungspraxis an niederländischen Hochschulen an den Pranger stellte. Ein zweiter Artikel aus seiner Feder, für den „Arnheimschen Courant" bestimmt, fiel offenbar noch gepfefferter aus, so dass sich die Zeitung sogar weigerte, ihn abzudrucken.[176] An Isaak selbst schrieb er voller männlicher Anteilnahme: *„Van Deen! Ich glaube, dass ich nicht viele Worte verlieren muss, um Euch zu sagen, was ich von dieser schnöden und schändlichen Handlungsweise der Leidener Katheder-Esel, der dummen Kuratoren und der genauso dummen Regierung halte; lasst mich davon schweigen."*[177]

Als sich das Spiel nur ein oder anderthalb Jahre später wiederholte und Isaak ein weiteres Mal bei einer Lehrstuhlbesetzung – diesmal in Groningen – übergangen wurde, drängte sich fast zwangsläufig die Frage auf, ob es nicht besser für seine Karriere wäre, wenn er vom jüdischen zum christlichen Glauben übertreten würde. Viele Juden hatten diesen Schritt in den letzten Jahrzehnten getan. Für die meisten war er nicht mehr als ein formeller Akt, eine rein pragmatische Entscheidung, von der sie sich gleichwohl eine dramatische Veränderung ihrer Lebensumstände versprachen.[178]

Und für einige war der erhoffte Wandel hinterher auch tatsächlich eingetreten. Sie waren *„ihr Stigma"* losgeworden, hatten ihre soziale Stellung verbessert oder das Berufsziel erreicht, das ihnen vorher versperrt geblieben war. Ob sie damit auch glücklicher geworden waren, stand allerdings auf einem anderen Blatt.

Isaak lehnte einen solchen Schritt entschieden ab. Obwohl auch er kein praktizierender Jude mehr war und das *„Glaubensbekenntnis"* für *„unwesentlich"* hielt, fühlte er sich doch in einer schwer zu erklärenden Weise seinen Glaubensgenossen gegenüber verantwortlich. Als der Vorschlag eines Tages im Freundeskreis aufs Tapet gebracht wurde, fragte er, wie Moleschott später schrieb, ebenso *„gelassen"* wie *„stolz"*, was denn *„aus den Rückbleibenden werden sollte, wenn die Begabteren und Befähigteren ihre Reihen lichteten."*[179]

Vor zeitweiliger Mutlosigkeit und Niedergeschlagenheit konnte ihn diese mustergültige Haltung freilich nicht bewahren. Der erneute Ausbruch der Cholera in Zwolle tat dann noch ein Übriges, um seine Gemütslage zu verfinstern, zumal die Krankheit diesmal besonders unbarmherzig wütete. Innerhalb weniger Wochen wurden 284 Menschen, mehr als ein Prozent der Bevölkerung, dahingerafft. Als Cholerahospital hatte die Stadtverwaltung die Pferdeställe des Militärs hinter der Binnengracht ausgewiesen. Und wie immer waren besonders viele Arme von der Krankheit betroffen.

Isaak war Tag und Nacht auf den Beinen. Doch bei aller Erfahrung, die er von seinen früheren Einsätzen her besaß, war auch er häufig genug machtlos. Die eigentliche Ursache der Krankheit war immer noch unbekannt und die Angst der Menschen deshalb umso größer. Die Kranken wurden gemieden und mehr als einmal kam es vor, dass sich niemand bereit finden wollte, den Leichnam eines Verstorbenen aus seinem Haus zu transportieren oder seine Sachen zu verbrennen.[180]

All die Unzulänglichkeiten und Missstände, über die Isaak schon seit vielen Jahren klagte –, sie schienen sich mit einem Schlag noch einmal offen vor ihm auszubreiten: *„Es war eine schreckliche Zeit"*, schrieb er Ende Dezember 1849 an Moleschott. *„Tag und Nacht auf den Beinen, dabei das*

unbeschreibliche Ärgernis über die allerelendigste Weise, auf die für die Armen gesorgt wird, die schlechte, egoistische Kleingeistigkeit meiner Kollegen."[181] Und einige Monate später fügte er, noch immer voller Verbitterung über seine eigene Situation in Zwolle, hinzu: *„Mit der Zeit wird das Leben unter den kalten, steifen, für nichts als Geld Gefühl aufbringenden Menschen immer unerträglicher. Ihr wisst, ich habe hier mein Brot, aber was hilft das, wenn man nicht nach Lust und zur Zufriedenheit arbeiten kann und keine Männer der Wissenschaft um sich herum sieht.*"[182]

Dass sich Isaaks Lebenstraum von einer wissenschaftlichen Karriere nur gut ein Jahr später mit seiner Ernennung zum außerordentlichen Professor an der medizinischen Fakultät der Universität Groningen schließlich doch noch erfüllte, hing wohl nicht zuletzt mit seiner langjährigen guten Beziehung zu dem neuen, erst kurz zuvor (1849) in sein Amt eingeführten niederländischen Ministerpräsidenten Jan Rudolph Thorbecke zusammen.

Der Beginn dieser Beziehung reichte bis in Isaaks Studienzeit in Leiden zurück, wo Thorbecke seinerzeit einen Lehrstuhl für politische Wissenschaften besaß. Später war Isaak dann zum Hausarzt der Familie avanciert, die in Zwolle „Op de Dijk" (der heutigen „Thorbeckegracht") wohnte, und hatte unter anderem Thorbeckes Mutter in den letzten Monaten ihres Lebens betreut.[183] Darüber hinaus hatte er den sechs Jahre Älteren aber auch immer wieder in seiner Arbeit unterstützt, hatte ihm gelegentlich dänisches Vergleichsmaterial für seine wissenschaftlichen Studien zugänglich gemacht[184] und ihn regelmäßig mit Informationen und Stimmungsberichten aus Zwolle versorgt, die Thorbecke für seine politische Arbeit brauchte.[185]

Seit dem Beginn der vierziger Jahre galt Thorbecke als der führende Kopf der niederländischen Liberalen, und Isaak hatte nie einen Hehl daraus gemacht, dass auch sein Herz für den politischen Liberalismus schlug.[186] Auf der anderen Seite bewunderte Thorbecke Isaaks Arbeit beinahe von Beginn an. Er setzte sich wiederholt für ihn ein, nannte ihn gern seinen *„Amice Doctor"*[187] und dürfte deshalb auch mit großer Genugtuung und aufrichtiger Freude am 24. August 1851 als zuständiger Minister Isaaks Ernennungsurkunde unterzeichnet haben.[188]

Für Isaak selbst war die Berufung nicht ganz unproblematisch, hatte er bei der Bewerbung doch niemand anderen als ausgerechnet seinen alten Freund Moleschott aus dem Feld schlagen müssen. Dieser hatte ihm allerdings vorher schon versichert: *„Wie sehr ich mir diese Stelle (in Groningen) auch selber wünschen mag, zum einen, um über mehr Forschungsmittel verfügen zu können, und zum anderen, weil mir die politischen Umstände [hier] in Baden [sprich: Heidelberg] im Augenblick beinahe unerträglich sind, könnt Ihr Euch doch [sicher] leicht vorstellen, dass sich niemand*

bereitwilliger als ich damit abfinden wird, wenn ich Euch [am Ende] den Platz überlassen muss."[189]

Und diese Zusicherung war, wie sich zeigte, durchaus ehrlich gemeint. Denn bei aller Enttäuschung, die Moleschott im ersten Augenblick über seine Niederlage empfand, freute er sich doch zugleich aufrichtig über das späte Glück, das Isaak beschieden war. Ihrer Freundschaft tat der kurze Konkurrenzkampf jedenfalls keinen Abbruch.[190]

Isaak erwies sich als ein sehr tüchtiger und verantwortungsbewusster Hochschullehrer. Forschung und Lehre lagen ihm gleichermaßen am Herzen. Sein großer Wunsch war es, die gleiche Begeisterung, die ihn selbst mit seinen mittlerweile 47 Jahren immer noch beseelte, auch in seinen Studenten zu wecken. *„Das Unterrichten gefällt mir ausnahmslos gut"*, schrieb er nach der Beendigung seines ersten Kurses an Moleschott, *„und ich habe das Gefühl, Nutzen zu stiften. Ihr wisst, ich bin lebendig, obwohl längst nicht so lebendig wie Ihr, und Lebendigkeit besitzt gerade beim Unterrichten großes Gewicht; man verleiht den Sachen dann eine Wärme, die die Studenten unmöglich unbeeinflusst lassen kann.*"[191]

Die großen Einkommenseinbußen, die er durch die Übernahme seiner neuen Stellung hinnehmen musste, konnten seinen Enthusiasmus nicht mindern: *„Ich verdiene mit allem drum und dran zweitausend Gulden, das ist nicht viel, aber lieber so wenig als doppelt so viel als praktischer Arzt.*"[192]

Wie nicht anders zu erwarten, lief in den ersten Monaten längst nicht alles nach Wunsch. Nach siebzehn Jahren Praxis war es für Isaak nicht einfach, sich auf seine neuen Aufgaben umzustellen. „Physiologie, materies medica, therapia generalis und diaetica" standen auf seinem Lehrplan[193], und es kostete ihn sehr viel Zeit, sich auf seine Übungen und Lektionen vorzubereiten, viel mehr als so manchem Kollegen, der eine reine Universitätslaufbahn hinter sich hatte. *„Natürlich hatte er einige Dinge unterm Pulsfühlen und Zungenbegucken ein wenig aus den Augen verloren"*, stellte sein Freund Donders fest, *„aber durch seinen unermüdlichen Eifer und seine Wärme für seinen Gegenstand macht er sehr viel wett.*"[194]

Deutlich zu kurz kam in dieser ersten Zeit die experimentelle Seite seines Metiers, gerade jener Zweig also, der ihn berühmt gemacht hatte und von dem er so ungemein viel verstand. In seiner Antrittsvorlesung *„Over den omvang der physiologischen wetenschap en over de waarneming als het eenige middel om haar te beoefenen"* hatte er die zentrale Bedeutung der eigenständigen Beobachtung und, damit zusammenhängend, des wissenschaftlichen Experiments für die Physiologie noch einmal ausdrücklich

und programmatisch herausgestellt. *„Will man sich mit den Phänomenen der Natur bekannt machen"*, so hatte er gesagt, *„dann muss man sie beobachten (wahrnehmen). Aus Büchern allein lernt man die Natur nicht kennen."*[195]

An späterer Stelle hatte er dann versucht klar zu machen, was für eine außerordentliche Bedeutung gerade das Experiment in diesem Zusammenhang besaß. Es sei der Schlüssel, so hatte er ausgeführt, um in das Innere der Natur vorzudringen und ihre den menschlichen Sinnesorganen unter gewöhnlichen Umständen entzogenen Phänomene der Wahrnehmung zugänglich zu machen, ihre Gesetzmäßigkeiten aufzudecken. Deshalb aber sei das Experiment für eine *„sinnvolle Ausübung der Physiologie"* schlichtweg unerlässlich. Jeder musste seiner Meinung nach seine Erfahrungen damit machen, und das galt natürlich auch für seine Studenten.

Denn, so lautete Isaaks emphatisches Fazit: *„Derjenige, der sich dieses Schlüssels nicht bedienen will oder kann, ist nicht in der Lage, in das Innerste des Tempels der Natur vorzudringen, um dort ihre verborgenen Schatten mit eigenen Augen anzuschauen und zu würdigen. Nur die äußere Schönheit des Gebäudes ist ihm zu sehen vergönnt, vom Inneren und dessen Verhältnis zum Äußeren ist ihm nichts anderes bekannt als das, was andere ihm [davon] mitteilen. Er befindet sich nicht auf dem richtigen wissenschaftlichen Standpunkt, er glaubt, wo er sich durch eigene Anschauung überzeugen müßte."*[196]

Dass ausgerechnet dieser Wissenschaftsbereich in Isaaks anfänglichem Angebot kaum eine Rolle spielte, hing vermutlich nicht unwesentlich mit der zumindest für seine Ansprüche unzulänglichen Ausstattung der medizinischen Fakultät in Groningen zusammen, die noch kein wissenschaftliches Laboratorium besaß. Aber genau das sollte sich nun relativ rasch ändern.

Bis 1853 wurde auf Isaaks Initiative hin und eigens für ihn von der Stadt Groningen für rund 42.000 Gulden ein vorzüglich ausgestattetes, großes physiologisches Laboratorium angelegt, das erste in den Niederlanden überhaupt, auf das er ungemein stolz war und das seiner Arbeit vielleicht den entscheidenden Schub verlieh.[197] Jetzt, so scheint es, konnte seine Karriere endlich richtig beginnen und die Form annehmen, die er sich vorher von ihr gewünscht hatte.

In den nächsten Jahren trieb ihn eine ganze Reihe neuer Forschungen um. Neben dem zentralen Nervensystem, das ihn nach wie vor nicht losließ, beschäftigten ihn nun auch Schilddrüsenerkrankungen sowie Fragen der physiologischen Chemie.[198] Er untersuchte die Bildung von Zucker und Wasser im tierischen Körper und entwickelte die sogenannte Guajakprobe,

einen Test zum Nachweis von Blut in Stuhl, Urin und Magensaft, der in vielen Ländern auch als *„van Deenscher Test"* bekannt geworden ist.[199]

1856 rief er zusammen mit anderen Größen seines Faches die „Nederlandsch Tijdschrift voor Geneeskunde" ins Leben und übernahm zugleich die redaktionelle Verantwortung für die Sparte Physiologie. Nach der Einstellung seiner eigenen beiden Fachzeitschriften erschienen die meisten seiner Forschungsbeiträge jetzt hier. Von der ersten Nummer an war er praktisch jedes Jahr mit mindestens einem eigenen Aufsatz vertreten.[200]

Seine Lehrerfolge waren naturgemäß weniger spektakulär, konnten sich aber ebenfalls sehen lassen. Anders als sein Freund Donders in Utrecht gründete er keine eigene Schule. Seine Verdienste „beschränkten" sich darauf, dass es ihm gelang, den neuen naturwissenschaftlichen Geist in der medizinischen Ausbildung an der Groninger Universität fest zu verankern. *„Was meine Arbeit betrifft"*, so schrieb er gut zehn Jahre nach dem Beginn seiner Lehrtätigkeit nicht ohne Stolz an Moleschott, *„so will ich Euch als meinem besten Freund sagen, dass ich deutlich merke, dass ihre Resultate ziemlich ermutigend sind. Die physiologische Richtung ist auf der Höhe der Zeit und die jungen Ärzte sind medizinisch ganz anders ausgebildete Menschen als vor meiner Amtsübernahme hier. Ich schreibe dergleichen nicht gerne, weil es den Anschein von Aufschneiderei besitzt. Aber Euch kann ich [ja] alles sagen."*[201]

Die Anerkennungen für seine Leistungen blieben jetzt nicht mehr aus. 1857 wurde er – als erster Jude in den Niederlanden überhaupt – zum ordentlichen Professor befördert. Und vier Jahre später erfolgte seine Berufung zum Rector magnificus.[202]

Eine der großen Freuden, die Isaak seit der Übernahme seines Lehramtes genoss, war das Reisen. Viele der Gelehrten, mit denen er früher nur hatte korrespondieren können, weil er durch seine Praxis in Zwolle allzu sehr gebunden war, lernte er jetzt persönlich kennen. Er reiste nach Göttingen und Berlin, kam nach Heidelberg, nach Zürich und Turin und stellte manche skurrile Beobachtung an. Bei einem Aufenthalt in Gießen wurde er zu einem Festessen der dortigen Hochschullehrer eingeladen, das aus Anlass des Geburtstages ihres Landesherrn abgehalten wurde, und stellte ganz erstaunt fest: *„Das war recht hübsch, obwohl es weniger interessant ist, essende Menschen – vor allem wenn es Gelehrte sind – zum ersten Mal kennen zu lernen. Man denkt sich solche Menschen immer auf einem spirituellen Standpunkt und nicht bei einer so prosaischen materiellen Tätigkeit."*[203]

Mehrfach besuchte er seinen Freund Moleschott, der konsequent seinen eigenen Weg ging und schließlich in Italien bis zum Senator aufstieg. 1854

legte Moleschott sein Lehramt in Heidelberg nieder, nachdem er wegen seiner materialistischen Auffassung aller Lebensvorgänge von der badischen Regierung abgemahnt worden war. Der Fall erregte in Deutschland großes Aufsehen. Er ging durch alle großen Blätter, von denen sich die meisten, selbst die konservativen, erstaunlicherweise auf Moleschotts Seite schlugen. Isaak meinte, dass die Angelegenheit für Heidelberg und für Baden *„unendlich viel unglücklicher"* sei als für Moleschott selber, und übernahm es, sie durch einen Artikel im „Nieuwe Rotterdamsche Courant" in Holland ins rechte Licht zu rücken.[204]

Als sein Freund dann anderthalb Jahre später auf den Lehrstuhl für Physiologie in Zürich berufen wurde, triumphierte er: *„Ja, bester Freund, ich habe Freudentränen vergossen, so froh bin ich, so entzückt. Ihr steht jetzt in voller Glorie ... Die Pforten zu dem Tempel, ein recht großer Mann zu werden, sind Euch geöffnet und statt diese zu verbarrikadieren, wie unsere Feinde es sich wünschen, öffnen sie sie Euch mehr und mehr. Eure Berufung ist ein Triumph und noch mehr dergleichen, ja noch viel größere Triumphe werden Euch diejenigen bereiten, die Euch zu vernichten wünschen. Eure Energie und Euer Mut können dadurch nur angespornt werden."*[205]

Die enge Verbindung der beiden Männer blieb auch weiterhin bestehen. Jeder nahm nach wie vor das lebhafteste Interesse an allem, was den jeweils anderen beschäftigte oder ihm wiederfuhr. Als Ende Mai 1858 Isaaks Frau Auguste starb[206], verstand es sich beinahe von selbst, dass er Trost in Zürich suchte, bei Moleschott und seiner Familie, die ihm, wie er selber sagte, *„nach seiner eigenen die liebste"* war.[207] *„Ihr werdet mich sehr gealtert finden"*, schrieb er vor seiner Abreise aus Groningen, *„alt, sehr alt geworden körperlich, aber wahrlich noch nicht im Geist."*[208]

Zehn Jahre später war es umgekehrt Moleschott, der, inzwischen schon in Italien lebend, einen harten Schicksalsschlag zu verkraften hatte. Seine jüngste Tochter Elsa wurde ihm genommen. Und nun war es Isaak, der den Freund trösten musste. Selbst noch unter dem Eindruck des frühen Todes seiner eigenen Tochter Charlotte, die drei Jahre zuvor mit knapp 27 in Kopenhagen gestorben war[209], schrieb er, nachdem er seine Reaktion *„unverzeihlich lange"* hinausgezögert hatte: *„Wie ist es möglich? Einfach durch morgen, morgen, immer wieder morgen! Ich wollte in guter Stimmung sein, wenn ich Euch schreibe, und das bin ich in einer so seltsamen Weise seit dem Tod meiner unvergesslichen Charlotte; aber glaubt darum nicht, dass ich nicht tief das Leid anderer verstehe, vor allem das Eure, dem ich von allen Freunden, die ich habe, am tiefsten verbunden bin. Die treffliche Beschreibung Eures verlorenen Elsje hat mich tief gerührt; es war, als ob*

ich das Kind kennen würde, mit einer solchen Glut und einem so tiefen Gefühl wird ihr Leben und Euer Verlust beschrieben."[210]

Auch für die politische Entwicklung in den Niederlanden und vor allem die durchaus nicht nur von anhaltenden Erfolgen bestimmte Karriere seines Freundes Thorbecke behielt Isaak ein waches Interesse. Noch immer gingen Briefe zwischen den beiden Männern hin und her. Wie eh und je bat Thorbecke den Jüngeren, den er jetzt als *„Sehr geehrter hochgelehrter Herr und Freund"* anzusprechen pflegte, gelegentlich um seine Meinung, fragte ihn um Rat und ließ ihn seine politischen Überlegungen und Sorgen wissen.[211]

So rollten die Jahre also für Isaak zwischen Forschung und Lehre, Glück und Trauer dahin bis zum Beginn des Winters 1868/69, in dem wieder einmal eine Reise zu Moleschott geplant war, um mit ihm den Jahreswechsel zu verbringen. Die Reise kam wegen einer Erkrankung nicht mehr zustande. Zehn Monate später, am 9. November 1869, starb Professor Dr. Isaak van Deen. Seinem eigenen Wunsch entsprechend und seiner Auffassung von der Gleichgültigkeit der Konfessionen gemäß wurde er auf dem allgemeinen und nicht auf dem jüdischen Friedhof in Groningen beigesetzt. Alle Versuche des Vorstandes und des Rabbiners der israelitischen Gemeinde, die Familie davon abzubringen, waren vergeblich.[212]

Viele Jahre später erhielt Isaaks älteste Tochter Galathea von dem italienischen Senator Jacob Moleschott einen Brief, in dem sie folgende anrührende Würdigung lesen konnte: *„Die Freundschaft mit Ihrem vortrefflichen Vater, die wissenschaftliche Anregung und Belehrung, die ich von ihm genießen durfte, die innige Anteilnahme an all meinen Widerfahrnissen, die es nicht an soliden Ratschlägen in schwierigen Situationen fehlen ließ, so viele Stunden entzückter Herzensergüsse, die wir mit ihm erlebt haben – das alles gehört zu den sonnigsten und dankbarsten Erinnerungen meines Lebens.*"[213]

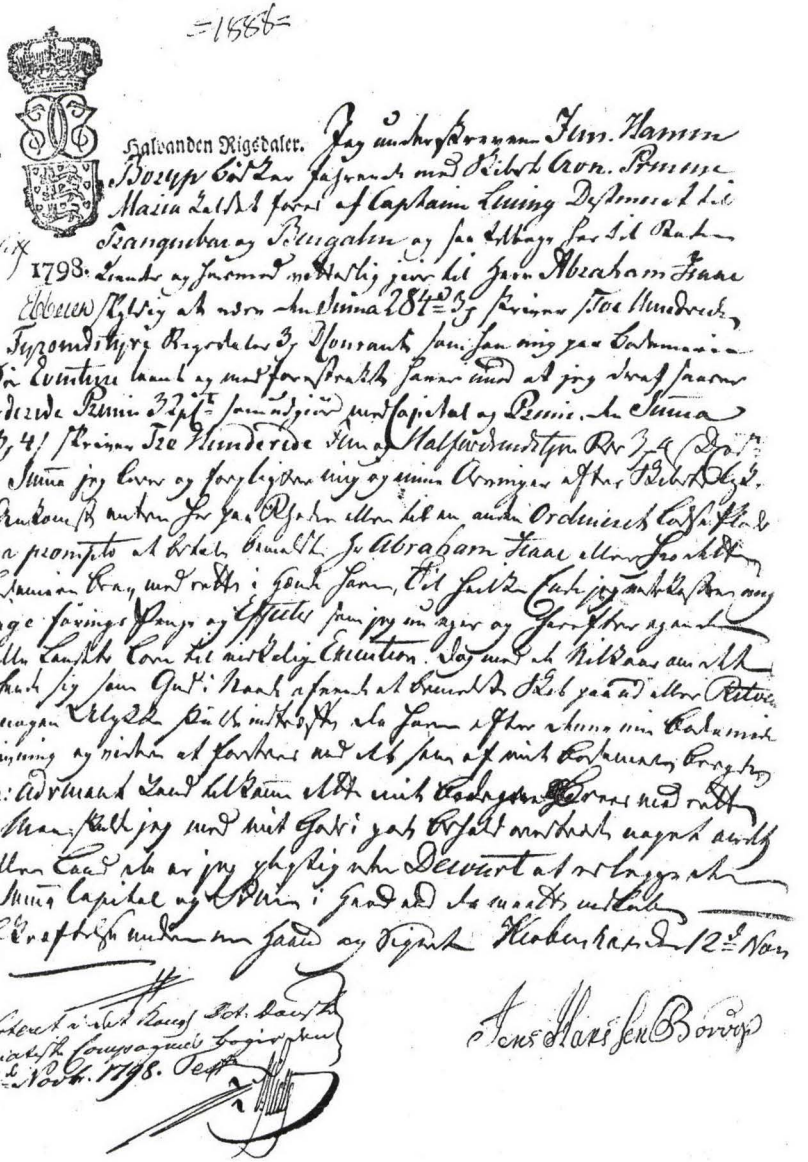


Abb. 8: Abraham Isaak macht einen Bodmerei-Handel mit dem Schiffsböttcher Jens Hansen Borup

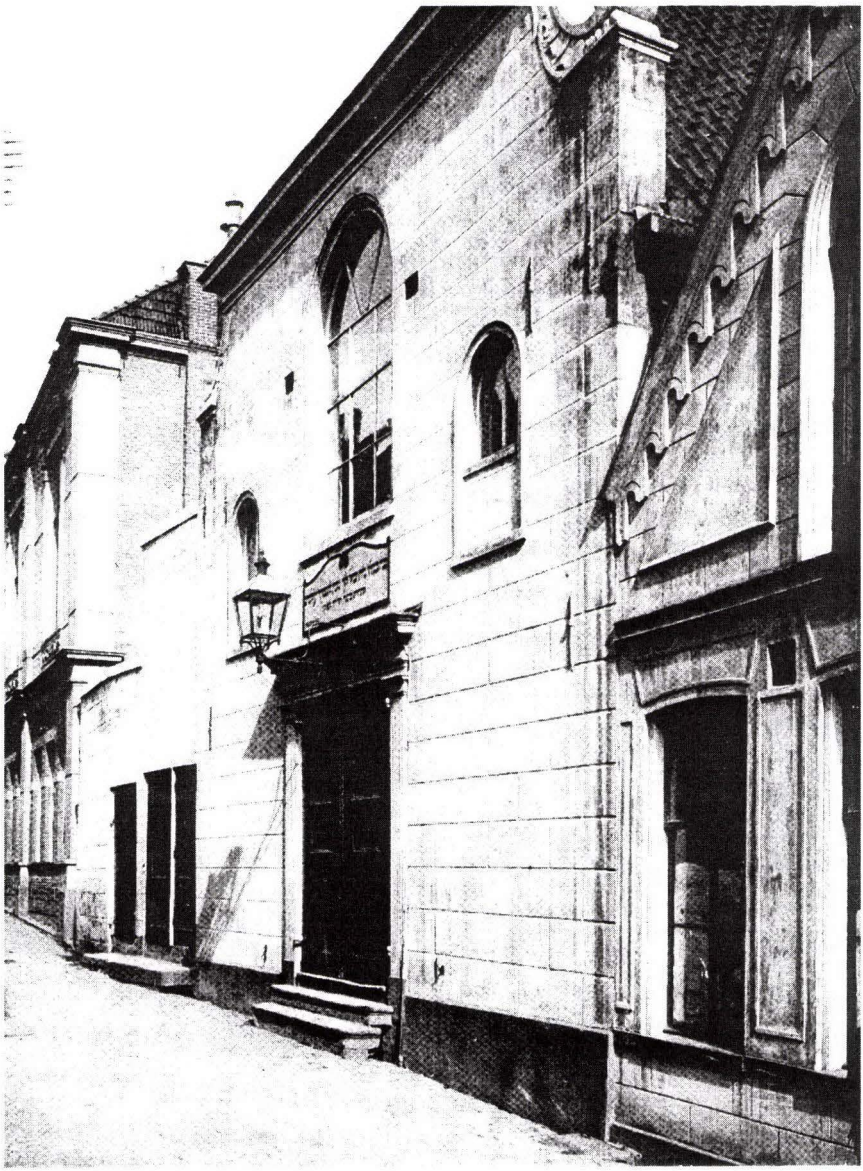


Abb. 9: Die 1756 eröffnete (alte) Synagoge an der Folkingestraat in Groningen

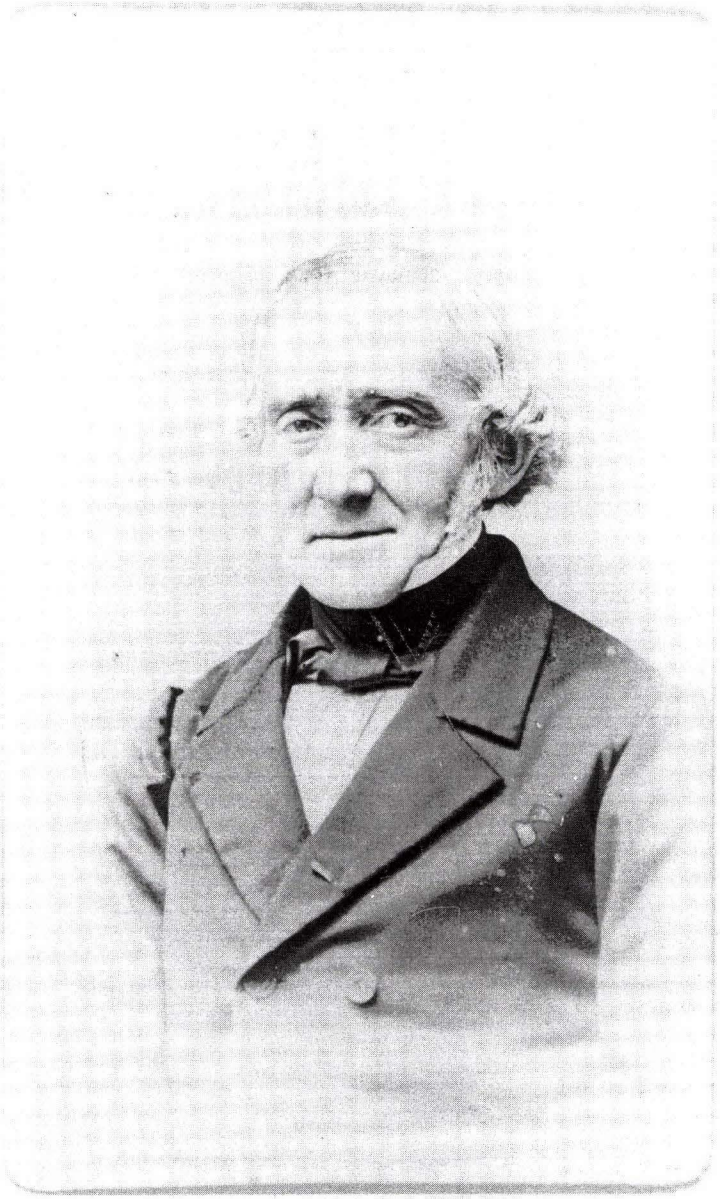


Abb. 10: Prof. Dr. Isaak van Deen (24. März 1805 – 6. Nov. 1869)

Q. F. F. Q. S.

GUILIELMUS. ADRIANUS. ENSCHEDÉ

ACADEMIAE. GRONINGANAE. RECTOR. MAGNIFICUS

L. S.

VIR. ERUDITISSIMUS. PERITISSIMUS

ISAÄCUS. VAN. DEEN

MEDICINAE. DOCTOR. ORDINIS. LEONIS. NEDERLANDICI. EQUES. SOCIETATIBUS. MEDICIS. HAUNIENSI. HAMBURGENSI. HEIDELBERGENSI. ET. AMSTELODAMENSI. IISQUE. ARTIUM. ET. DOCTRINARUM. SOCIETATIBUS. QUAE. BATAVIAE. ET. TRAJECTI. AD. RHENUM. FLORENT. ADSCRIPTUS

MUNUS. AUTEM. D. V. SOLENNITER. AUSPICABITUR. ORATIONE. VERNACULA. CUIUS. ARGUMENTUM. SIC. EXPRESSIT:

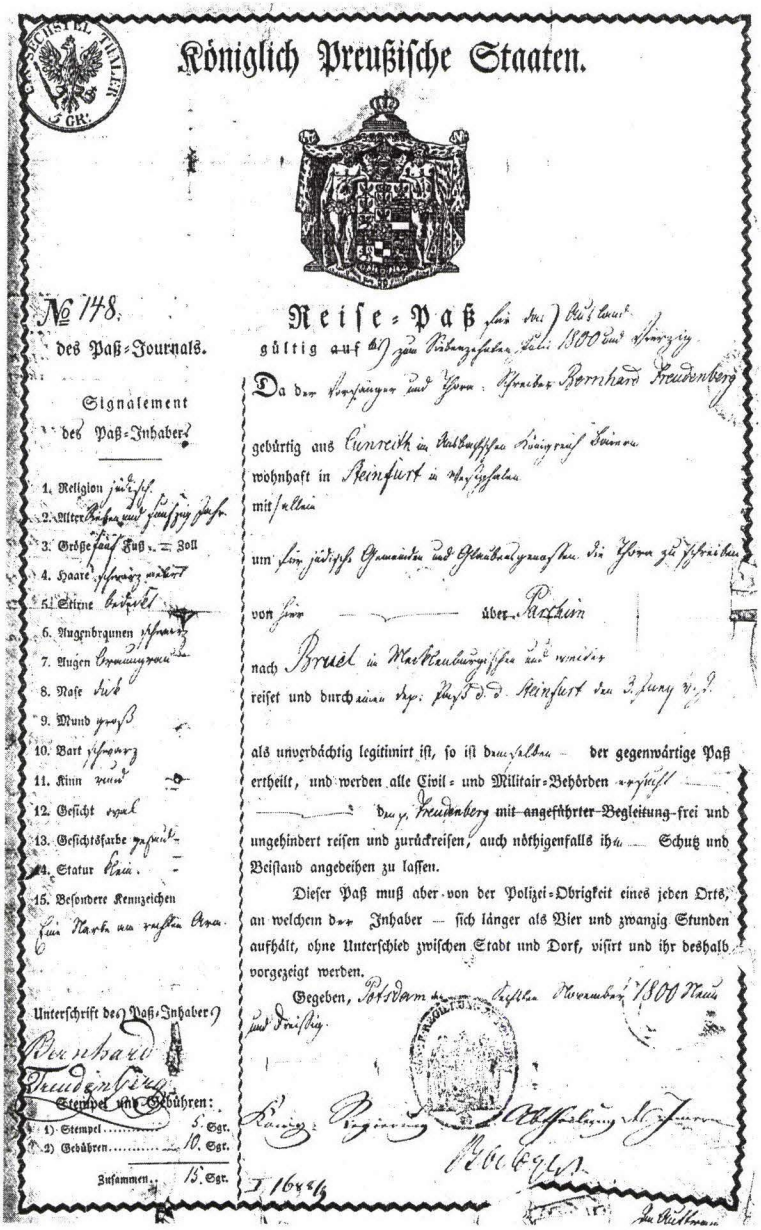
OVER DEN OMVANG DER PHYSIOLOGISCHE WETENSCHAP, EN OVER DE WAARNEMING ALS HET EENIGE MIDDEL OM HAAR TE BEOEFENEN.

CUI. QUEM. ACADEMIAE. CURATORES. VIRI. AMPLISSIMI. DIEM. CONSTITUERINT. XII. M. NOVEMBRIS. A. CIƆIƆCCCLI. HORAM. XI
ET. HIS. SOLENNIBUS. IN. MAGNO. ACADEMIAE. AUDITORIO. CELEBRANDIS. INTERSINT
ACADEMIAE. CURATORES
ARTIUM. ET. DOCTRINARUM. PROFESSORES
ACADEMIAE. LECTOR
REGIONIS. PROCERES. IUDICES. MAGISTRATUS. URBANI
SACRORUM. ANTISTITES. ARTIUM. DISCIPLINARUMQUE. DOCTORES
ACADEMIAE. CIVES
OMNES. OMNINO. QUI. ALIQUO. LOCO. ET. DIGNITATE. CENSENTUR

OFFICIOSE. INVITO

Groningae, typis IOANNIS OOMKENS, Academiae Typographi.

Abb. 11 Ankündigung der Antrittsvorlesung Isaak van Deens



Königlich Preußische Staaten.

№ 148.
des Paß-Journals.

Reise-Paß
gültig auf

Da der [illegible] Herr Bernhard Freudenberg

gebürtig aus [illegible]
wohnhaft in Reinfurt
mit [illegible]

um [illegible]

von [illegible] über [illegible]

nach Brüel
reiset und durch [illegible]

als unverdächtig legitimirt ist, so ist [illegible] der gegenwärtige Paß ertheilt, und werden alle Civil- und Militair-Behörden [illegible] den p. Freudenberg mit angeführter Begleitung frei und ungehindert reisen und zurückreisen, auch nöthigenfalls ihm Schutz und Beistand angedeihen zu lassen.

Dieser Paß muß aber von der Polizei-Obrigkeit eines jeden Orts, an welchem der Inhaber sich länger als Vier und zwanzig Stunden aufhält, ohne Unterschied zwischen Stadt und Dorf, visirt und ihr deshalb vorgezeigt werden.

Gegeben, Potsdam [illegible] November 1800 Tausend Dreißig

Signalement des Paß-Inhabers

1. Religion [illegible]
2. Alter [illegible]
3. Größe [illegible] Fuß [illegible] Zoll
4. Haare [illegible]
5. Stirne [illegible]
6. Augenbraunen [illegible]
7. Augen [illegible]
8. Nase [illegible]
9. Mund [illegible]
10. Bart [illegible]
11. Kinn [illegible]
12. Gesicht [illegible]
13. Gesichtsfarbe [illegible]
14. Statur [illegible]
15. Besondere Kennzeichen [illegible]

Unterschrift des Paß-Inhabers
Bernhard Freudenberg

Stempel und Gebühren:
1) Stempel ..... 5. Sgr.
2) Gebühren ..... 10. Sgr.
Zusammen ..... 15. Sgr.

Abb. 12: Reisepass des Bernhard Freudenberg aus dem Jahre 1839

Das Unglück der Familie Freudenberg

Am Sonntag, dem 8. Oktober 1815, hatten sich nachmittags kurz vor 16 Uhr viele Burgsteinfurter auf dem Marktplatz ihrer kleinen Stadt unmittelbar vor dem Rathaus eingefunden, um dem König von Preußen zu huldigen, der ihnen an diesem Tag durch ihren Bürgermeister Houth offiziell bekannt machen lassen wollte, dass er gemäß den Beschlüssen des vor vier Monaten zu Ende gegangenen Wiener Kongresses die Herrschaft über ganz Westfalen und damit auch über ihr unscheinbares Gemeinwesen mitsamt den drei Bauerschaften Sellen, Hollich und Veltrup übernommen hatte.

Die Veranstaltung war seit gut zwei Wochen vorbereitet und lief nach einem genau vorgegebenen Protokoll ab. Um dem Ganzen einen feierlichen Rahmen zu geben, war der komplette Burgsteinfurter Landsturm angetreten. Auch der Kreisbrigadier Major von Salisch und der Landrat Freiherr von Oer waren erschienen. Punkt 16 Uhr setzte Glockengeläut von allen drei Pfarrkirchen ein und Bürgermeister Houth trat vor, um mit der Verlesung des offiziellen Besitzergreifungspatents zu beginnen, das anschließend an allen öffentlichen Gebäuden der Stadt sowie an den vier Stadttoren angeschlagen werden sollte:

„Wir Friedrich Wilhelm von Gottes Gnaden König von Preußen ... Thun hiermit Jedermann kund. Nachdem Wir in Folge der mit Unseren Verbündeten bestehenden Traktaten und der Uebereinkunft mit den auf dem Kongresse zu Wien vereinigt gewesenen Mächten nicht nur Unsere vormaligen Besitzungen in Westphalen wieder zu Unseren Staaten gebracht, sondern auch die dazwischen gelegenen durch die verbündeten Heere eroberten Landestheile und Bezirke damit vereinigt haben, so nehmen Wir in Kraft des gegenwärtigen Patents in Besitz und einverleiben Unseren Staaten mit allen Rechten der Landeshoheit und Oberherrlichkeit nachstehende Länder und Landestheile ...“[1]

Den meisten der Anwesenden war in diesen Minuten und Stunden nicht nur feierlich zumute. Viele fragten sich, was ihnen die neue Ära unter den Preußen wohl bringen mochte. Die Juden waren ganz besonders gespannt. Ihre große Hoffnung bestand darin, dass die in den preußischen Stammlanden seit vier Jahren geltende politisch-rechtliche Gleichberechtigung nun auch auf ihren Lebensraum übertragen würde. Die aus der abgelaufenen Franzosenzeit stammenden Regelungen ihrer Verhältnisse zielten zwar in

die gleiche Richtung, waren aber torsohaft geblieben und deshalb in mancherlei Hinsicht problematisch.

Die Zahl der Juden, die zu dieser Zeit in Burgsteinfurt ansässig waren, belief sich auf knapp 140 Personen. Sie verteilten sich auf 26 Familien. Sie verdienten ihr Brot als Kaufleute und Händler, Metzger und Hausierer, waren als Putzmacher und Maler aktiv, aber auch im Bankgeschäft und als Kopisten tätig. Die sozialen Unterschiede zwischen den Familien waren zum Teil beträchtlich. Während einige wie die Lefmanns, die Israels und die Itzigs zu den wohlhabenden Kaufmannsfamilien der Stadt gehörten, hatten andere Mühe, sich mit ihren bescheidenen Einkünften über Wasser zu halten, und bettelten bei ihren bescheidenen geschäftlichen Unternehmungen in den Bauerschaften gelegentlich einige Lebensmittel dazu.

Das Zusammenleben mit dem christlichen Teil der Bevölkerung in der Stadt war alles in allem gut, die gesellschaftliche Integration bereits weit fortgeschritten. Nachdem das Verbot von Immobilienbesitz für Juden in Burgsteinfurt vor knapp 25 Jahren aufgehoben worden war, lebte mittlerweile die Hälfte aller Familien in eigenen Häusern und hatte eigene Gärten. Einige schickten ihre Kinder nicht mehr nur zum traditionellen Hebräisch- und Religionsunterricht in den Cheder, die jüdische Schule, sondern ließen sie privatim auch in Deutsch, Mathematik und anderen weltlichen Fächern unterrichten.

Ihre Bedeutung für die Wirtschafts- und Finanzkraft der Stadt war hoch, und seit knapp vier Jahren war mit dem Bankier Lefmann Isaak erstmals auch einer der Ihren im städtischen Repräsentativorgan, dem sogenannten Magistratsrat, vertreten. Was fehlte, war also nicht mehr viel, sondern sozusagen nur noch das Tüpfelchen auf dem i, und das sollten die neuen preußischen Herren mit der Anerkennung der vollen politisch-rechtlichen Gleichberechtigung setzen.[2]

Nach dem Abschluß der Huldigungsfeierlichkeiten zerschlugen sich diese Hoffnungen sehr rasch. In Berlin hatten seit dem Sieg über Napoleon im Jahre 1813 nach und nach reaktionäre Kräfte die Oberhand gewonnen, die überhaupt nicht daran dachten, die von dem Reformpolitiker Hardenberg eingeleitete Emanzipationsgesetzgebung in absehbarer Zeit weiterzuführen, auszudehnen oder gar zu vollenden. Stattdessen muteten sie den Juden einen politischen Kurs zu, der nicht einmal eindeutig rückwärts gewandt, sondern in erster Linie widersprüchlich war.

So kam 1817 zunächst ein Beschluß des Innenministeriums heraus, nach dem vorläufig in allen neu erworbenen Gebieten, also auch in Burgsteinfurt, die vorgefundene Rechtslage unverändert bestehen bleiben sollte. Trotz dieses Beschlusses ließen sich Regierung und Behörden aber in den

nächsten Jahren nicht daran hindern, immer wieder durch Verfügungen, Erlasse, Verordnungen in die Verhältnisse einzugreifen und sie auf diese Weise sehr wohl – und zwar mal in die eine, mal in die andere Richtung – zu verändern.[3]

Die Konsequenzen dieser Politik, die sich fast dreißig Jahre nicht grundlegend ändern sollte, machten allen jüdischen Glaubensgenossen zu schaffen. Während aber die meisten von ihnen relativ problemlos und unbeschadet damit fertig wurden, gerieten einige – vornehmlich Ärmere, Schwache und Labile – unter einen enormen Druck. So auch die Familie Freudenberg, deren Mitgliedern man zeitweilig kaum noch die Luft zum Atmen ließ und deren Leben zu einem unaufhörlichen Überleben herabgewürdigt wurde voller Mühsal und beständiger Scham.

Die Freudenbergs stammten nicht aus Burgsteinfurt und ihr Unglück begann auch nicht erst zu dem Zeitpunkt, als sie sich hier niederließen. Es reichte weiter zurück. Bernhard Freudenberg war Lehrer und als solcher gehörte er einer Berufsgruppe an, die noch nie sehr angesehen gewesen war. Ohne besondere Ausbildung und oft auch ohne besonderes Talent gingen jüdische Lehrer einer Beschäftigung nach, von der jeder ihrer Glaubensbrüder etwas verstand. Das Studieren und Lehren des Glaubens und seiner Gesetze gehört schließlich zu den wesentlichen Bestandteilen der jüdischen Religion. Obwohl man sie brauchte, sah man deshalb nicht selten auf die jüdischen Lehrer herab. Ihre Autorität war denkbar gering.

Entsprechend schlecht wurden sie auch bezahlt. Es gab für ihre Arbeit keinen festgesetzten Tarif. Sie hingen vielmehr ganz von den Schulgeldzahlungen der Familienvorstände und somit von der Finanzkraft der jeweiligen Gemeinde ab. Besonders erniedrigend war das System der sogenannten „Reihe- und Wandeltische", das die karge Geldentlohnung ergänzen sollte und beinahe überall gehandhabt wurde. Es zwang die Lehrer, wie mittellose Studenten oder Handwerksburschen ihre Kost in fremden Häusern, und zwar allwöchentlich oder allmonatlich in dem eines anderen Gemeindemitglieds, einzunehmen. Es ging reihum.

Obwohl die Kost zu ihrem Lohn gehörte, empfingen sie sie auf diese Weise zumeist wie eine Wohltätigkeit oder wie eine Gnade. Die üblen Launen, die Besserwissereien und kleinen Seitenhiebe ihrer Gastgeber bekamen sie dafür gratis dazu. Den einen gefiel ihre hebräische Aussprache nicht, anderen ihre Methode. Einigen passte ihre Kleidung nicht, anderen waren sie zu schlecht frisiert oder schlicht und einfach nicht dankbar genug. So gut wie immer waren ihre Engagements zeitlich begrenzt; manch-

mal auf ein halbes Jahr, manchmal auf ein ganzes. Nur selten ging es am Ende länger als vier Jahre gut.[4]

Auch Bernhard Freudenberg hatte schon mehrere Stationen als Kantor und Lehrer hinter sich. Um 1782 in Kunreuth, einem Ort nordöstlich von Nürnberg, der heute zum oberfränkischen Kreis Forchheim gehört, geboren, war er mindestens seit dem Ende der Franzosenzeit in Westfalen unterwegs. Er hatte nacheinander den Gemeinden in Halle und in Werther gedient und war seit 1822 in Lengerich im Tecklenburger Land angestellt, wo er aber auch nicht auf Dauer bleiben konnte.[5]

Bernhard Freudenberg war ein kleiner, schmächtiger Mann mit schwarzen Haaren, schwarzem Bart und braungrauen Augen über einem etwas zu groß geratenen Mund und einer dicken Nase im ovalen Gesicht.[6] Und er war ein schwieriger Charakter, zerrissen, neurotisch, ein Trinker, der die Leute heute für sich einnehmen konnte, um sie morgen grundlos vor den Kopf zu stoßen. Dennoch waren vor allem die Rabbiner im Minden-Tecklenburgischen Raum mit seiner Arbeit durchaus zufrieden. Auch wenn er vor vielen Jahren in Halle einmal auffällig geworden war wegen eines Vergehens, von dem wir heute nichts Genaues mehr wissen, besaß er keine negativen Referenzen.[7]

Seit 1819 war er nicht mehr allein, sondern hatte „Familie", was die Dinge nicht unbedingt leichter machte. Seine Frau Henriette Dollenkamp kam aus Horn in der Nähe von Detmold und war eine einfache, selbstlose Person, acht Jahre jünger als er, die weder schreiben noch lesen konnte, ihm aber treu ergeben war und ihm schnell zwei Kinder gebar: Lina (1820) und Sophie (1822), denen in den folgenden Jahren noch drei weitere, Julie (1824), Philipp (1827) und David (1830) folgen sollten.[8]

1823 wurde man in der jüdischen Gemeinde Burgsteinfurt auf Bernhard Freudenberg aufmerksam. Es war eine der üblichen Geschichten. Irgendwann im Herbst des Jahres hatte der Burgsteinfurter Kantor und Lehrer, ein Mann namens Selig London aus Doberzyn in Ostpreußen, seinen Arbeitgebern mitgeteilt, dass er die Stadt im März nächsten Jahres nach dreijähriger Tätigkeit verlassen werde, um in Paderborn eine neue Stelle anzutreten.[9]

Die Suche nach einem geeigneten Nachfolger fiel – wie gewöhnlich – dem Vorsteher der Gemeinde, dem 71jährigen Lefmann Isaak, zu. Dieser erfuhr offenbar ziemlich schnell, dass in Lengerich ein Kantor und Lehrer arbeitete, eben Bernhard Freudenberg, dessen Vertrag genau zu dem Zeitpunkt im März des kommenden Jahres auslief, an dem es die Stelle in

Burgsteinfurt neu zu besetzen galt, was diesen Bernhard Freudenberg auf Anhieb interessant für ihn machte.

Genauere Informationen über ihn ließen sich leicht beschaffen. Die Beziehungen der Burgsteinfurter Gemeinde nach Lengerich waren sehr gut. Sie liefen vor allem über die beiden Brüder Moses und Salomon Samuel Itzig, deren jüngste Schwester Julie mit dem Lengericher Kaufmann Jacob Michael Feibes, einem der führenden Mitglieder der dortigen jüdischen Gemeinde, verheiratet war.[10]

Was man in Burgsteinfurt aus Lengerich erfuhr, war augenscheinlich ungewöhnlich positiv. Jedenfalls war man in der Gemeinde davon so angetan, dass man sich bis Ende Dezember darauf geeinigt hatte, Bernhard Freudenberg als Nachfolger des scheidenden Selig London einzustellen und ihn mit einem Vertrag von vierjähriger Laufzeit auszustatten.

Doch nun stellten sich Schwierigkeiten ein. Die Regierung Münster weigerte sich, den Freudenbergs eine Aufenthaltsgenehmigung für die Stadt Burgsteinfurt zu gewähren und wies den jungen Bürgermeister Terberger an, die Familie, nachdem die Gemeinde sie inzwischen schon nach Burgsteinfurt geholt und in der Synagogenwohnung an der Kautenstege einquartiert hatte, umgehend wieder auszuweisen und über die Grenze nach Holland abzuschieben.[11]

Grundlage des Bescheids war eine Verordnung der Berliner Zentralregierung, nach der in preußischen Städten und Gemeinden grundsätzlich keine Juden aufgenommen werden sollten, die aus dem Ausland stammten oder aus solchen preußischen Provinzen kamen, *„woselbst eine abweichende Judenverfassung besteht"*.

Die Verordnung war ein typisches Instrument der Status-quo-Politik, sollte eine unkontrollierte Zu- und Binnenwanderung verhindern und war der Burgsteinfurter Judenschaft durchaus nicht unbekannt. Immerhin bereits drei Jahre alt, war sie von den städtischen Behörden bis vor kurzem zwar kaum beachtet worden.[12] Das hatte sich aber gerade in den letzten Monaten gründlich geändert.

Seit August waren – auf Anweisung von oben – die Aufenthaltsberechtigungen aller jüdischen Einwohner der Stadt noch einmal überprüft worden. Und anschließend waren gegen einige von ihnen, allesamt *„Handlungsdiener und Dienstboten"*, Ausweisungsverfahren eingeleitet worden.[13] Die Abweisung des Bernhard Freudenberg, immerhin eines Bayern, kam für die Burgsteinfurter Gemeinde also sicher nicht völlig unerwartet. Man hatte damit rechnen können, und man reagierte prompt.

Gleich nachdem die negative Nachricht aus Münster eingetroffen war, machte sich Lefmann Isaak auf den Weg in die Bezirkshauptstadt, um

beim Oberpräsidenten einen Aufschub des Abschiebeverfahrens gegen die Freudenbergs zu erwirken. Den Lehrer selbst nahm er zu seiner Unterstützung mit. Anschließend schickte er ihn auf Kosten der Gemeinde weiter nach Berlin, damit er seine Sache dort direkt im Innenministerium vortragen konnte. Und die Aktion hatte tatsächlich Erfolg.

Im Innenministerium stellte man dem Bernhard Freudenberg zwar keine normale, unbefristete Aufenthaltsgenehmigung für Burgsteinfurt aus. Man gab ihm aber immerhin die Erlaubnis, die nächsten vier Jahre in Burgsteinfurt zu bleiben, um den Vertrag, den die Gemeinde „eigenmächtig" mit ihm abgeschlossen hatte, zu erfüllen.[14]

Obwohl der Erfolg hart erkämpft worden war, führte er zu keiner harmonischen Zusammenarbeit zwischen der Gemeinde und ihrem neuen Angestellten. Das genaue Gegenteil war der Fall. Bereits nach wenigen Monaten hatten sich die beiden Vertragsparteien beinahe heillos zerstritten. Und das kam so.

Praktisch parallel zu den Burgsteinfurter Ereignissen hatte die Regierung Münster, die angekündigte Status-quo-Politik ein weiteres Mal „verletzend", neue staatliche Richtlinien für das gesamte jüdische Schul- und Bildungswesen in ihrem Amtsbereich herausgebracht. Sie sahen einige grundlegende Veränderungen vor und sollten jetzt, nach der Rückkehr Bernhard Freudenbergs aus Berlin, auch in Burgsteinfurt eingeführt werden.[15]

Die gravierendste der vorgesehenen Veränderungen bestand darin, dass es den jüdischen Eltern von nun an nicht mehr frei stand, ihren Sprösslingen je nach Gutdünken neben der üblichen religiösen Erziehung weltlichen Elementarunterricht erteilen zu lassen oder nicht. Der Elementarunterricht wurde vielmehr für alle Kinder obligatorisch und bekam vorrangige Bedeutung.

Bernhard Freudenberg wurde dazu aufgefordert, sich umgehend prüfen zu lassen. Es sollte festgestellt werden, ob er den Elementarunterricht mit übernehmen konnte oder ob er sich nur für den herkömmlichen jüdischen Religionsunterricht eignete. Die gerade erworbene Aufenthaltsgenehmigung allein, so wurde ihm bedeutet, reiche nach den neuen Richtlinien in keinem Fall mehr aus, um in Burgsteinfurt (neben seiner Arbeit als Kantor) irgendeine Lehrtätigkeit auszuüben.[16]

Trotz der neuerlichen Belastung, mit der er selber nicht gerechnet hatte, und im Unterschied zu vielen seiner Kollegen bestand der immerhin bereits 42jährige die Prüfung, die zur Erteilung des Elementarunterrichts berechtigte, offenbar ohne nennenswerte Schwierigkeiten. Einer Notiz Bürgermeister Terbergers zufolge hatte er sich außerdem bereits ein Zertifikat des

Münsterschen Landrabbiners Abraham Sutro besorgt, das seine Fachkenntnisse in Hebräisch und jüdischer Religion, die bei den *„staatlichen"* Prüfungen nicht mit zur Sprache kamen, ebenfalls noch einmal bestätigte.[17]

Mit diesem doppelten Qualifikationsnachweis in der Tasche hoffte er nun wohl, seine Burgsteinfurter Arbeitgeber dazu bewegen zu können, ihm nicht nur die Eröffnung einer eigenen jüdischen Elementarschule in der Stadt zu übertragen, sondern zugleich auch seine befristete Anstellung in eine Lebensstellung umzuwandeln.

Diesen Vorschlag lehnte die Gemeinde jedoch ab. Sie hatte andere Zukunftspläne. Und das kränkte ihn offenbar so tief, dass er es einfach nicht ertragen konnte und, neurotisch wie er war, von heute auf morgen gleich einen regelrechten Kleinkrieg gegen sie vom Zaun brach.

Wo immer es fortan möglich war, versuchte er sie zu provozieren und zu ärgern. Aus späteren Berichten kennen wir einiges von dem, was er sich alles einfallen ließ. Jede noch so infantile Schikane scheint ihm recht gewesen zu sein. So gefiel er sich beispielsweise darin, beim Vorbeten in der Synagoge die Gebete gelegentlich so schnell herunterzuhaspeln, dass ihm niemand mehr folgen konnte. Wurde er dann ersucht, das nicht zu tun, *„trottete"* er beim nächsten Mal und zog die Wörter über Gebühr in die Länge, so dass der Gottesdienst, der eigentlich bis 9.30 Uhr dauern sollte, das eine Mal bereits um 8.30 Uhr, das andere Mal dagegen erst um 10.00 Uhr zu Ende war oder gar noch später.

Manchmal sprach er statt des Segens den Fluch über die Gemeinde. Und einmal war er sich sogar für das folgende Schurkenstückchen nicht zu schade. Eines Tages suchte er den Vorsteher Lefmann Isaak, den er ganz besonders hasste, weil er ihn vermutlich für den Hauptschuldigen an dem ihm widerfahrenen „Unrecht" hielt, in dessen Wohnung auf und begann mit ihm zu streiten. Irgendwann im Verlauf dieses Streits sprang er plötzlich aus dem Fenster, schlug die Scheiben ein und schrie wie am Spieß um Hilfe, so als habe der Vorsteher ihn soeben fürchterlich misshandelt.[18]

Da die Gemeindemitglieder solche Eskapaden natürlich nicht ungeahndet durchgehen lassen konnten, es andererseits aber auch nicht verstanden, besonnen und vor allem respektvoll mit ihrem Kantor umzugehen, den sie nach Aussage eines unverdächtigen Zeugen gern wie *„einen Knecht"* behandelten, eskalierten die Auseinandersetzungen schnell.[19] Weitere Gespräche über die Umsetzung der neuen staatlichen Unterrichtsrichtlinien waren nicht mehr möglich oder doch aussichtslos. Die geforderte Einführung eines geregelten Elementarunterrichts unterblieb und wurde auch nicht weiter vorangetrieben.

Ende 1825 griff deshalb die Regierung Münster in die Auseinandersetzungen ein. Irgendwann im November forderte sie Bürgermeister Terberger auf, die beiden Parteien an einen Tisch zu bringen, sie anzuhören und anschließend einen ausführlichen Bericht über die Vorgänge der letzten Monate, die gegenwärtige Stimmung in der Gemeinde sowie das bisherige moralische Betragen des Bernhard Freudenberg nach Münster zu schicken.

Auf der Grundlage dieses Berichts, der, am 20. Dezember fertiggestellt, in seinen Urteilen und Schuldzuweisungen eher zurückhaltend und diplomatisch als eindeutig ausgerichtet war, regelte die Behörde die strittigen Burgsteinfurter Schul- und Unterrichtsangelegenheiten dann innerhalb weniger Wochen von oben.

Am 5. Februar 1826 entschied sie, dass *„dem [Bernhard] Freudenberg"* ungeachtet seiner fachlichen Qualifikationen nach den jüngsten Ereignissen eine amtliche Konzession als Lehrer – welcher Art auch immer – überhaupt nicht erteilt werden könne. Die Möglichkeit, die Kinder der Burgsteinfurter Gemeinde wie bisher *„in den Gebräuchen ihrer Religion"* zu unterrichten, wurde ihm zwar noch zugestanden, aber lediglich „ausnahmsweise", bis zum Ende seines gegenwärtig laufenden Vertrages und mit der ausdrücklichen Auflage, dass sein Unterricht *„unter steter polizeilicher Aufsicht"* stattfand. Den Elementarunterricht konnte er dagegen definitiv nicht mehr übernehmen. Ihn sollten die jüdischen Kinder vom Beginn des Sommerkurses an in den christlichen Schulen der Stadt erhalten. Bürgermeister Terberger wurde dazu angewiesen, sofort die entsprechenden Maßnahmen einzuleiten.[20]

Die Entscheidung der Bezirksregierung war alles andere als glücklich. Sie schaffte die Streitigkeiten zwischen der Gemeinde und ihrem renitenten Angestellten nicht nur nicht aus der Welt – die Aufgabe sah man in Münster ohnehin als eine privatrechtliche Angelegenheit an, die Gerichte übernehmen sollten –, sie führte dem Konflikt ungewollt auch noch neue Nahrung zu.

Denn so berechtigt die neuerliche Zurückweisung des Bernhard Freudenberg auch sein mochte, er selbst musste diese Degradierung zum Lehrer zweiter Klasse als eine weitere Ungerechtigkeit betrachten, als eine schmähliche Demütigung, die er genauso wenig hinnehmen konnte wie zuvor die Ablehnung seiner Bitte um eine dauerhafte Anstellung durch seine Glaubensbrüder. Die Ausweitung seines Kleinkrieges auf die Lehrerkollegen von den christlichen Schulen der Stadt, die ihm für die Erteilung des Elementarunterrichts „vorgezogen" worden waren, war demnach eine beinahe logische Konsequenz.

Vor allem Friedrich Helfer, der Lehrer der evangelischen Schule, bekam seine neurotische „Rachsucht" jetzt ebenfalls zu spüren. Helfer waren auf Wunsch der Eltern die meisten der jüdischen Kinder zugewiesen worden. Allein 13 von insgesamt 17 oder 18 gingen zu ihm, während sich die restlichen vier oder fünf auf seine beiden Kollegen Puls und Wiens verteilten. Neun der 13 Schüler hatte Helfer in die gewöhnlichen *„öffentlichen Stunden"* aufgenommen und unterrichtete sie mit den immerhin über 180 evangelischen Kindern zusammen, vier unterwies er am späten Nachmittag, wenn er seine übrige Arbeit erledigt hatte, privat.[21]

Da Bernhard Freudenberg seinen Religionsunterricht sowohl vormittags als auch nachmittags jeweils vor dem Beginn des Helferschen Unterrichts abhielt, fiel es ihm nicht schwer, seinem Kollegen ständig ins Handwerk zu pfuschen und ihn auf diese Weise gehörig zu terrorisieren.

Es genügte, dass er die ihm zur Verfügung stehenden Stunden regelmäßig überzog und einfach dafür sorgte, dass einige der Kinder mal 10, mal 20, mal 30 Minuten später als vorgesehen, jedenfalls niemals pünktlich, von der Synagoge an der Kautenstege in die evangelische Schule in der Schulstraße hinüber wechselten, wo Helfer sie dann jedesmal ungeduldig erwartete und die christlichen Schüler, die er gleichzeitig zu unterrichten hatte, mit ihm zusammen.

Mehrere Versuche der jüdischen Eltern, ihren Kantor auf gütlichem Wege von dieser Marotte abzubringen, wenigstens von dieser, scheiterten kläglich. Uneinsichtig und verstockt erklärte er, dass er einfach nicht früher *„mit ihren Kindern fertig werden könne"*, als es augenblicklich geschehe, und dass er im Übrigen nicht daran denke, sich so zu verhalten, als ob er *„unter Helfer stehe"*.

Daraufhin entschloss sich dieser, sich ganz offiziell beim Bürgermeister über die Machenschaften seines Kollegen zu beschweren. Er glaube behaupten zu dürfen, schrieb er am 24. Juni 1826 in einem langen Brief, *„dass ein guter Schullehrer die ihm obliegenden Stunden, welche dem öffentlichen Unterrichte gewidmet sind, nicht willkürlich verändern"* dürfe. Seitdem ihm die jüdischen Kinder anvertraut worden seien, müsse er nun aber leider die Erfahrung machen, dass sich sein Kollege Bernhard Freudenberg an diesen Grundsatz offenbar nicht gebunden fühle. Da sein eigener Unterricht dadurch erheblich beeinträchtigt werde, müsse er dringend darum bitten, für Abhilfe zu sorgen. Sollte das nicht gelingen, könne er die jüdischen Kinder unmöglich weiter unterrichten und höre schon im folgenden Monat damit auf.[22]

Mit der Beschwerde konfrontiert und zur Stellungnahme aufgefordert, wies Bernhard Freudenberg die gegen ihn erhobenen Vorwürfe sofort ent-

rüstet zurück. Er bezeichnete sie als eine schikanöse Verleumdung Helfers und versuchte sich mit allen Mitteln, fadenscheinigen Argumenten wie offensichtlichen Lügen und geradezu kriecherischen Schmeicheleien gegenüber dem Bürgermeister gegen sie zu behaupten.

Damit kam er allerdings nicht durch. Bürgermeister Terberger verbat sich seine Entgleisungen und Lügereien und drohte ihm, wenn er mit seinen offensichtlich willkürlichen Verlängerungen der ihm zugeteilten Unterrichtszeit fortfahre, geharnischte Ordnungsstrafen an. Ein bis fünf Reichstaler sollte er künftig jedesmal bezahlen und außerdem wegen untragbaren Verhaltens sofort nach Münster gemeldet werden. Gleichwohl dauerte es noch mehrere Wochen, bis alles so geregelt war, dass Helfer sicher sein durfte, die jüdischen Kinder in Zukunft ungestört unterrichten zu können.[23] Und als es endlich soweit war, da drohte der Gemeinde schon wieder der nächste Eklat.

Obwohl der Ärger, den Bernhard Freudenberg der Burgsteinfurter Judenschaft und seinen christlichen Lehrerkollegen im Laufe der Zeit bescherte, nicht eben gering war, den größten Kummer und die größten Verletzungen fügte er seiner eigenen Familie zu.

Seine Frau Henriette Dollenkamp litt unter seinen Eskapaden und seiner Launenhaftigkeit von Anfang an schwer. Verzweifelt versuchte sie, die Dinge wenigstens einigermaßen in Grenzen zu halten, ihren Mann zu beschwichtigen, wo es nur ging, und ihr eigenes Verhalten so zu beherrschen, dass es ihm möglichst keinen Anlaß zu weiterer Unzufriedenheit bot.

Ohne Rücksicht auf eigene Bedürfnisse bemühte sie sich ständig, ihm alles recht zu machen. Sie kümmerte sich um den Haushalt und die Kinder, sorgte dafür, dass das Essen immer pünktlich auf dem Tisch stand, dass die Wohnung aufgeräumt war, wenn morgens die ersten Schüler zum Religionsunterricht erschienen, der zu dieser Zeit noch in ihrem Wohnzimmer abgehalten wurde, und sie verdiente, wenn nicht alles täuscht, immer noch einiges dazu, indem sie Krawatten nähte. Das war mühsam und brachte nicht viel ein. Aber sie konnte jeden zusätzlichen Groschen nur zu gut gebrauchen.

Denn mit den circa 150 Reichstalern, die Bernhard Freudenberg im Jahr als Lohn erhielt, war kein großer Staat zu machen. Sie reichten vielleicht aus, um eine normale mehrköpfige Familie regelmäßig mit dem Notwendigsten zu versorgen. In einer Familie, in der ein Ehepartner trank und einen Teil des Geldes für *„Schnaps“* ausgab, kam man damit schwer über die Runden.

Das Frustrierende an all ihren Bemühungen war, dass sie kaum etwas bewegten, dass sie ihren Mann genauso wenig zur Besinnung brachten wie die Strafandrohungen der Behörden oder die gerichtlichen Klagen, die einige Gemeindemitglieder gegen ihn anstrengten. Und wenn sie wirklich einmal ein offenes Wort riskierte, es in einer schwachen Stunde wagte, ihrem Mann ins Gewissen zu reden und ihn freundlich, ja vielleicht sogar *„flehentlich"* darum zu bitten, doch um ihret- und der Kinder willen den ewigen *„Streit zu meiden"*, dann richtete er seine Aggressivität sofort gegen sie. Es war jedesmal sehr schlimm. Denn er gab sich keineswegs „bloß" mit verbalen Attacken, mit Schmähungen, Beleidigungen und Schimpftiraden zufrieden. Er prügelte sie auch.[24]

Davon erfuhr natürlich niemand. Aus Scham, aus Angst, aus Sorge behielt sie es für sich und verbarg die blauen Flecken.[25] An wen hätte sie sich schließlich auch wenden sollen? In der Gemeinde kümmerte man sich vermutlich kaum um sie. Man scherte sie wohl mit ihrem Mann über einen Kamm und ließ sie die gleiche Verachtung spüren wie ihn.

Im Sommer 1828 lief Bernhard Freudenbergs Arbeitsvertrag aus. Die vier Jahre auf die er befristet worden war, gingen zu Ende. Und in der Burgsteinfurter Judenschaft dachte natürlich niemand daran, ihn auch nur um eine Woche zu verlängern. In den nächsten vier, fünf Monaten ließ man die Kantor- und Lehrerstelle, die Bernhard Freudenberg bekleidet hatte, erst einmal unbesetzt, um dann gegen Ende des Jahres, wie wohl schon seit längerem geplant, den 24jährigen Elias Marcus, den ältesten Sohn des gleichnamigen zweiten Vorstehers der Gemeinde, als neuen Kantor und als Elementarschullehrer einzustellen.[26]

Bernhard Freudenberg blieb dagegen kaum eine andere Wahl, als sich nach einem neuen Beruf und nach einem neuen Aufenthaltsort für sich und seine Familie umzusehen, was für einen 46jährigen Trinker, der bisher ausschließlich als Religionslehrer gearbeitet hatte und keine Kapitalreserven besaß, wahrlich keine leichte Aufgabe war.

Anfangs schien es so, als ob das Glück ihn noch nicht ganz verlassen hatte. Bereits kurz nach seiner Entlassung hieß es nämlich, dass er sich als Kleinhändler in Bevergern niederlassen könne. Das vorgeschriebene Startkapital von 200 Reichstalern habe er bereits zusammen. Jacob Michael Feibes, der Lengericher Kaufmann und Gemeindevorsteher, der ihn von früher her kannte und anscheinend immer noch schätzte, sei bereit, ihm die Summe zu sehr günstigen Bedingungen vorzustrecken.[27]

Doch dann zögerte sich sein Umzug immer länger hinaus, angeblich weil es ihm unmöglich war, in Bevergern eine angemessene Unterkunft für

sich und seine Familie zu finden. Da er unterdessen nicht völlig ohne Einkünfte bleiben konnte, fing er einfach an, in Burgsteinfurt Handel zu treiben, ohne behördliche Genehmigung, versteht sich, und in sehr geringem Umfang. Gleichzeitig setzte er auch seinen Kleinkrieg gegen die Gemeinde fort, gegen die er seit seiner Entlassung eher noch mehr Aversionen entwickelt hatte als zuvor.

Statt sich nachträglich vielleicht doch noch mit ihr auszusöhnen, sonderte er sich und die Seinen jetzt demonstrativ von ihr ab, weigerte sich, noch einen Fuß in ihre Synagoge zu setzen, schimpfte über diesen oder jenen, prahlte mit seinen eigenen Fähigkeiten und ging nach wie vor keinem Streit aus dem Wege.[28] Manchmal, vermutlich nicht ganz nüchtern, krakeelte er auch im Wirtshaus, auf der Straße oder auf dem Marktplatz herum, so dass der Burgsteinfurter Polizeidiener sich mehr als einmal dazu gezwungen sah, ihn wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses für 24 Stunden in Arrest zu nehmen.[29]

Die Behörden ließen ihn erstaunlicher Weise fast zwei Jahre lang gewähren, ehe sie ihn massiv unter Druck setzten, seinen Abzug aus Burgsteinfurt endlich ernsthaft zu forcieren. Mitte 1830 drohten sie ihm die gewaltsame Abschiebung in seine Heimat Bayern an, wenn er nicht innerhalb kürzester Frist zuverlässig einen neuen Arbeits- und Wohnort nachweisen oder ein Zertifikat der Regierung Münster vorlegen konnte, das ihm einen weiteren Aufenthalt in Burgsteinfurt ausdrücklich gestattete.[30]

Diesem Druck konnte sich Bernhard Freudenberg, so dickfellig er sonst war, nicht ganz entziehen. Anfang 1831, nur wenige Wochen nachdem er zum fünften Mal Vater geworden war, begab er sich auf Reisen, um, wie es offiziell hieß, anderwärts Arbeit und Unterkommen zu suchen. Es war nicht seine erste Reise dieser Art. Alle bisherigen waren mehr oder weniger ergebnislos verlaufen. Und auch diese brachte ihm keinen wirklichen Erfolg. Die Idee, Händler zu werden, hatte er inzwischen wieder aufgegeben. Wonach er suchte, war eine neue Lehrerstelle irgendwo außerhalb Preußens, wo ihm das Unterrichten nicht verboten war, im Hannoverschen vielleicht oder irgendwo sonst im norddeutschen Raum.

Alles, was er fand, waren jedoch kurzzeitige Anstellungen, mal bei dieser, mal bei jener jüdischen Gemeinde, meistens nur mit dem Auftrag, Teile der Thora neu abzuschreiben, die unleserlich oder sonst unbrauchbar geworden waren. Und so wie es ihm auf dieser Reise erging, erging es ihm auch auf den nächsten. Die unstete Tätigkeit eines umherreisenden *„Buch-Moses-Schreibers“* schien die einzige Möglichkeit zu sein, die Bernhard Freudenberg nach seiner Entlassung durch die Burgsteinfurter Judenschaft

noch geblieben war, wenigstens hin und wieder den einen oder anderen Taler zu verdienen.

Was die neue Situation für Henriette Dollenkamp, seine Frau, bedeutete, die mit ihren fünf Kindern in Burgsteinfurt ausharren musste, während ihr Mann auf Achse war, läßt sich leicht erraten. Man kann sich denken, wie schwer es für sie war, mit noch weniger Geld im Jahr über die Runden zu kommen und noch abgeschiedener von der einheimischen Judenschaft zu leben als in den vergangenen Jahren. Zwar brauchte sie sich nun nicht mehr täglich auf die Launen ihres Mannes einzustellen und seine Schläge zu fürchten. Dafür wusste sie aber nie, was unterwegs mit ihm geschah, wann genau er nach Hause zurückkam, in welchem Zustand er eintraf und ob er nicht einen Teil seines Verdienstes bereits vertrunken hatte, wenn er in Burgsteinfurt aus der Postkutsche stieg.

Knapp drei Jahre lang ging die Sache gut, so weit von „gut" in diesem Zusammenhang überhaupt geredet werden darf, bis zu einem unseligen Tag im Frühjahr 1834, an dem Bernhard Freudenberg aus der Synagoge in Lemförde, nordöstlich von Osnabrück, Silber stahl. Er wurde bald darauf verhaftet und zu zwei Jahren Kerker verurteilt, die er vom Oktober 1834 an zunächst in Hameln, später in Osnabrück verbüßen musste.[31]

Die Tat stürzte seine Familie endgültig ins Elend und Henriette Dollenkamp in die tiefste Verzweiflung. Bereits wenige Wochen nach seiner Verhaftung fehlte es ihr an allem, an Holz, an Kleidung, an Brot und an Geld. Die Miete für das abgelaufene Quartal war noch nicht bezahlt und das laufende ging bereits in Kürze, zu Michaeli dem 29. September, zu Ende. Fünfeinhalb Taler wurden dann fällig, und Henriette hatte keine Ahnung, woher sie das Geld nehmen sollte.

Längst schon nähte sie den ganzen Tag, von Sonnenaufgang bis tief in die Nacht, ihre Krawatten. Ihre beiden jüngsten Töchter, Sophie und Julie, wiewohl erst zwölf und zehn Jahre alt, halfen ihr dabei. Aber so sehr sich die drei auch anstrengten, mehr als 18 Krawatten oder Querbinder täglich bekamen sie nicht zustande, was gerade einmal einem Verdienst von anderthalb Schilling und fünf Pfennigen entsprach. Lina, die Älteste, verdiente bei den Grottas am Markt – ebenfalls durch Näharbeiten – noch ein paar Pfennige dazu. So kamen sie vielleicht insgesamt auf zwei bis zweieinhalb Schilling pro Tag. Und das reichte kaum hin, um regelmäßig etwas trockenes Brot zu besorgen.[32]

Hilfe von der Gemeinde konnte Henriette nach allem, was vorgefallen war, kaum erwarten. Jedes Ansinnen, das in diese Richtung zielte, wiesen die Verantwortlichen sofort zurück. Einzelne Mitglieder privat um Almo-

sen zu bitten, fiel ihr dagegen ungemein schwer. Vor allem traute sie sich nicht zu insistieren. Zu sehr genierte sie sich, und zu sehr fürchtete sie die Vorhaltungen, die fast nie ausblieben und die jedesmal dazu führten, dass sie *„bittere Tränen"* weinte.[33] Die Tatsache, dass Mildtätigkeit, *„Zedaka"*, nach den Gesetzen ihres Glaubens zu den höchsten Geboten des Judentums zählt und mit Gerechtigkeit gleichzusetzen ist, schien unter ihren Burgsteinfurter Glaubensgenossen vollkommen vergessen, unter Erbitterung verschüttet worden zu sein.

Mitte Juli 1834 wusste sie sich schließlich keinen anderen Rat mehr, als sich aufs Rathaus zu begeben und Bürgermeister Terberger um Hilfe zu bitten. Sie musste ihm ihr ganzes Elend noch einmal peinigend genau erzählen, damit er ein Protokoll darüber aufnehmen konnte. Anschließend schickte er sie wieder nach Hause, immerhin mit dem Versprechen, unverzüglich alle Hebel in Bewegung zu setzen, damit ihre Not möglichst bald gelindert würde.

Das Versprechen war freilich leichter gegeben als erfüllt. In Burgsteinfurt schwelte nämlich seit geraumer Zeit ein Streit darüber, wer für die Versorgung verarmter jüdischer Familien überhaupt aufzukommen habe. Die Judenschaft meinte, dass diese Aufgabe grundsätzlich der Stadt zuzuweisen sei. Da diese die Juden seit der abgelaufenen Franzosenzeit in der gleichen Weise zu den Kommunalabgaben heranziehe wie die christlichen Bürger, müsse sie auch in gleicher Weise für sie sorgen, wenn sie in Not gerieten.

Dagegen pflegte sich der städtische Armenvorstand darauf zu berufen, dass die Judenschaft seit den Zeiten des Grafen Karl Paul Ernst ein eigenes System der Armenpflege besessen habe, das offiziell niemals aufgehoben worden sei und dass sie deshalb – nach den Grundsätzen der preußischen Status-quo-Politik – zwangsläufig auch weiterhin ihre Fürsorgefälle selbst betreuen müsse.

Die Regierung Münster hatte sich in dem Streit vor gut acht Jahren in einer Art Grundsatzurteil schon einmal weitgehend der Argumentation der Judenschaft angeschlossen. Sie hatte lediglich angemerkt, dass die Fürsorgepflicht der Stadt allein für einheimische Glaubensgenossen gelte. Das Urteil war jedoch seinerzeit ohne konkrete Folgen geblieben und vom Armenvorstand deshalb nie wirklich anerkannt worden. Seither waren die Fronten zwischen den beiden streitenden Parteien verhärtet.[34]

Im Hinblick auf das Hilfeersuchen Henriette Dollenkamps schien die Kommune nun von vornherein aus dem Schneider zu sein. Denn da die Judenschaft die Familie Freudenberg gegen den Willen der Stadt nach Burgsteinfurt geholt hatte und eine normale Aufenthaltsgenehmigung nie erteilt

worden war, trafen die im Allgemeinen Landrecht festgelegten Kriterien, nach denen Menschen als Einheimische anzusehen waren, auf sie nicht zu.[35]

Folgerichtig konnte Bürgermeister Terberger zunächst nur versuchen, die Judenschaft von Amts wegen zu der Hilfeleistung zu verpflichten, die sie Henriette Dollenkamp bei ihrer privaten Vorstellung vor einiger Zeit verweigert hatte. Außerdem schrieb er einen Brief nach Minden, wo der Arzt Dr. Julius Heilbronn wohnte, der ein entfernter Verwandter Henriettes, ein Vetter zweiten Grades von ihr war, um diesen um eine freiwillige Spende für die verarmte Familie Freudenberg zu bitten. Dr. Heilbronn war ein in ganz Westfalen bekannter und sehr angesehener Mann, ein Humanist und Reformer, auf dessen Initiative zum Beispiel die Gründung der Marks-Haindorf-Stiftung in Münster zurückzuführen war.[36] Von ihm versprach sich der Bürgermeister offenbar einiges.

Der neue Vorsteher der Burgsteinfurter Judenschaft Isaak Weinberg reagierte auf Terbergers Vorstoß unverzüglich. Postwendend und ohne Angabe von Gründen erklärte er, sich auf den *„Inhalt"* seines Ersuchens *„nicht einlassen zu können"*. Als der Bürgermeister beharrlich blieb, wurde Isaac Weinberg deutlich: *„Befremdet es, wie Sie uns hinsichtlich Unterstützung der Frau Freudenberg verantwortlich machen wollen. Es ist Ihnen bekannt, dass die Judenschaft keinen Armenfond hat. Auch ist der Freudenberg schon sechs Jahr von der Judenschaft weg, so dass wir nicht einmal wissen, ob sich die Familie hier noch aufhält [sic]. Alle Armenunterstützung wird von der Judenschaft immer freiwillig gespendet. Deshalb sehen Ew. Wohlgeboren, dass sich hierum nichts tun läßt und folglich wir uns nicht einlassen können."*[37]

Terberger blieb daraufhin keine andere Wahl, als sich – nach Rücksprache mit dem Landrat – nun doch an den städtischen Armenvorstand zu wenden und ihn aufzufordern, die Unterstützung der Freudenbergs zumindest vorschußweise zu übernehmen, bis die Angelegenheit mit der Judenschaft endgültig geklärt sei. Der Vorstand reagierte jedoch, wie nicht anders zu erwarten, genauso unwillig wie die Judenschaft. *„Die Armenkommission kann und darf sich der Familie Freudenberg nicht annehmen und muss deren Unterstützung der jüdischen Gemeinde überlassen, die von jeher dieselbe ihren verarmten Gliedern zu geben verpflichtet gewesen ist"*, ließ der Vorstand den Bürgermeister wissen.[38]

Der Streit wurde hartnäckig geführt. Niemand wollte nachgeben. Und so zog sich die Sache, völlig ungeachtet der Tatsache, dass die Hilfe, die Henriette Dollenkamp benötigte, dringend war, immer weiter in die Länge und

sollte erst nach fast einem Jahr von der Regierung in Münster entschieden werden.

In der Zwischenzeit blieb der armen Frau nichts anderes übrig, als sich zu überwinden und einige Gemeindemitglieder doch noch einmal privat um Hilfe zu bitten, ja, sie anzubetteln, damit sie wenigstens ihre Mietschulden begleichen konnte. Außerdem machte ihr der Bürgermeister Mut, dass ihr entfernter Verwandter in Minden, der anfangs nichts von sich hatte hören lassen, ihr vielleicht doch noch helfen würde. Denn Anfang September hatte sich herausgestellt, dass sein langes Schweigen lediglich auf einem Versehen beruhte. Terbergers Brief hatte ihn nicht erreicht, weil er falsch adressiert oder falsch zugestellt worden war.[39]

Knapp ein halbes Jahr später, Anfang März 1835, ging auf dem Rathaus in Burgsteinfurt das erwartete Antwortschreiben Dr. Heilbronns ein. Es enthielt eine Entschuldigung für das lange Ausbleiben einer Reaktion und, was wichtiger war, tatsächlich die vom Bürgermeister erbetenen 8 Reichstaler zur Unterstützung der Familie Freudenberg. *„Durch mancherlei Berufshindernisse hat sich die Absendung des Eingesandten für die Freudenberg bis jetzt verzögert"*, schrieb der Mindener Wundarzt wörtlich. *„Doch hoffe ich, dass auch jetzt noch eine kleine Unterstützung nicht unwillkommen sein wird. Gern hätte ich dieselbe noch vermehrt, würden wir gerade hier nicht zu oft von Notdurft in Anspruch genommen."*[40]

Terberger dankte dem großherzigen Spender umgehend, nicht ohne sich *„mit Rücksicht auf"* dessen *„menschenfreundlichen und edelmütigen Gesinnungen"*, wie er schmeichlerisch schrieb, zugleich die Bitte zu erlauben, Dr. Heilbronn möge sich *„auch für die Zukunft der Ehefrau [Freudenberg] und ihrer Familie durch gütige Übersendung einer abermaligen Unterstützung"* annehmen, *„da das geringe Verdienst derselben ... selbst bei der größten Anstrengung und mit Aufopferung aller ihrer Kräfte"* wohl nicht ausreichen werde, um neuerliche Schulden und neuerliches Darben zu verhindern.[41]

Henriette Dollenkamp und ihre Kinder konnten, als der Bürgermeister ihnen die Nachricht von den milden Gaben ihres Verwandten überbrachte, ihr Glück zuerst kaum fassen. Die *„lebhaftesten"* Hoffnungen keimten auf, und der *„Blick in die ... Zukunft"* war mit einem Mal viel weniger trübe.[42] Die Realität holte die Familie jedoch sehr schnell wieder ein.

Von den erhaltenen acht Reichstalern bezahlte Bürgermeister Terberger als erstes die noch bestehenden oder bereits wieder angefallenen Schulden. Den bescheidenen Rest händigte er Henriette je nach Bedarf sozusagen portionsweise aus.[43] Ende Mai wurde sie dann aufs Rathaus gerufen. Die Regierung Münster hatte ihre Entscheidung im Streit zwischen der

Burgsteinfurter Armenkommission und der Judenschaft getroffen. Und diese Entscheidung enthielt nicht nur finanzielle Bestimmungen, die vor allem dank des Eingreifens Dr. Heilbronns mittlerweile überflüssig gewordene waren, sondern auch den Befehl, sie und ihre Familie jetzt sozusagen endgültig und unwiderruflich auszuweisen.

Der Befehl traf Henriette wie ein Schlag. Denn wohin, so fragte sie zu Recht, sollte sie sich nach einer solchen Ausweisung wenden, wo sollte sie bleiben? Sie selbst wurde nirgendwo gebraucht. Und dort, wo ihr Mann geboren worden war oder bisher gearbeitet hatte, konnte sie ein Aufnahme- oder Bleiberecht nicht in Anspruch nehmen. In ihre eigene Heimat, nach Horn, konnte sie zwar zurück, aber wie die Dinge rechtlich lagen, nur allein und nicht zusammen mit ihren Kindern.[44]

Was Henriette durch die Regierungsentscheidung widerfuhr, ist kaum zu überschätzen. Ihr wurde sozusagen von Amts wegen klar gemacht, dass sie nichts zählte, dass sie nicht nur kein Anrecht auf Hilfe, sondern auch kein Anrecht auf einen Ort zum Wohnen hatte, dass sie sich eigentlich nur schämen konnte, überhaupt zu existieren. Die Regierung hatte zwar schließlich ein Einsehen und duldete es, dass der Ausweisungsbefehl (ein weiteres Mal) nicht vollstreckt wurde. Die Demütigung war aber, wie so viele andere, nicht mehr gutzumachen.

Nur gut ein Dreivierteljahr später stand die Aufenthaltsberechtigung der Freudenbergs in Burgsteinfurt bereits erneut auf dem Prüfstand. Im März 1836 sollte Bernhard Freudenberg vorzeitig aus der Haft entlassen werden. Das Königliche Justiz-Ministerium in Hannover hatte ihn wegen guter Führung begnadigt. Die Freilassung war jedoch an Auflagen gebunden. Die erste bestand darin, dass irgendeine Kommune sich bereit finden musste, ihn aufzunehmen. Er brauchte unbedingt einen festen Wohnort, wo man ihn während der nächsten zwei Jahre noch unter polizeilicher Aufsicht halten konnte.

Da die Stadt Burgsteinfurt sofort signalisierte, dass sie dafür nicht in Frage komme, wobei sie ausdrücklich auf den bestehenden Ausweisungsbefehl gegen die Familie verwies, unternahm es der Gefängnisdirektor in Osnabrück pflichtgemäß, alle anderen Möglichkeiten, die in Frage kamen, zu überprüfen und machte dabei eine erstaunliche Entdeckung.

Im Zuge seiner Recherchen stellte sich nämlich heraus, dass Bernhard Freudenberg vor mehr als zwanzig Jahren, zu Beginn seiner Tätigkeit in Halle, vom dortigen Bürgermeister *„auf eine nicht zu entschuldigende Weise“*, wie ein mit der Sache konfrontierter Beamter schrieb, *„als Staatsbürger aufgenommen“* worden war. Er hatte also seinerzeit den Status ei-

nes *„inländischen Juden"* erworben und war als solcher auch vom *„Königlichen Hohen Ministerio"* in Berlin offiziell anerkannt worden.[45]

Wie dieser Tatbestand bisher übersehen werden konnte und warum Bernhard Freudenberg sich nie darauf berufen hatte, ist rätselhaft. Er bedeutete in jedem Fall, dass alle Schwierigkeiten, die man dem ehemaligen Kantor und Lehrer in den vergangenen Jahren wegen seines Zuzugs nach Burgsteinfurt und wegen seines Aufenthalts dort gemacht hatte, auf falschen Voraussetzungen beruhten, dass man ihn nie und nimmer hätte ab- und ausweisen dürfen, dass er vielmehr nach dem Hardenbergschen Emanzipationsedikt, das für ihn galt, von Anfang an ein Recht darauf gehabt hätte, wie ein christlicher Bürger aufgenommen, geduldet und anerkannt zu werden.

Und dieses Recht besaß er auch jetzt noch. Die Stadt konnte ihm die Wiederaufnahme also nicht verweigern, und der Ausweisungsbefehl der Regierung Münster für seine Familie musste als null und nichtig angesehen werden. Anfang Mai 1836 setzte Landrat Coermann die Burgsteinfurter Ortsbehörde von diesem neuen Sachverhalt *„in Kenntnis"* und teilte gleich darauf der Zuchthausdirektion in Osnabrück mit, dass *„nunmehr der p. Freudenberg nach Steinfurt entlassen resp[ektive] dirigiert"* werden konnte. Zwischen dem 13. und 20. Mai des Jahres war Bernhard Freudenberg wieder zu Hause.[46]

Henriette Dollenkamp wusste wahrscheinlich nicht genau, ob sie sich über diese unverhoffte Rückkehr freuen sollte oder nicht. Dass ihr Aufenthaltsrecht in Burgsteinfurt nun definitiv gesichert war, bedeutete zweifellos eine große Erleichterung. Die Angst, vielleicht morgen schon nicht mehr zu wissen, wo sie mit ihren Kindern bleiben sollte, war ein für allemal ausgestanden. Dafür holten sie schlagartig andere Probleme wieder ein.

Die harten Bewährungsauflagen, die ihrem Mann gemacht worden waren und die es ihm in den nächsten drei Jahren nicht erlaubten, Burgsteinfurt für längere Zeit zu verlassen, gaben ihm keine Chance, Arbeit zu finden. Folglich saß oder lag er den ganzen Tag zu Hause „herum", musste von ihr und ihren Kindern mit „durchgezogen" werden und beanspruchte gleichwohl, wie früher, den Ton im Haus angeben zu können. Nachdem sie fast zwei Jahre lang ohne ihn zurecht gekommen war und unter Schweiß und Tränen die Familie allein durchgebracht hatte, musste sich Henriette nun wieder ihm und seinen Launen fügen.

Ob er gleich wieder anfing, zu trinken und sie zu schlagen, wissen wir nicht. Es ist auch unerheblich. Die Angst vor seinem nächsten Rückfall dürfte nach allem, was sie bisher mit ihm erlebt hatte, ohnehin fast immer da gewesen sein. Sie ließ sich nur schwer verdrängen.

Alle freiwilligen Zuwendungen, die ihr die Gemeinde beziehungsweise deren Mitglieder in den letzten Monaten zugestanden hatten, waren seit seiner Rückkehr vollständig gestoppt. Selbst diejenigen, die ihr oder ihren Kindern gelegentlich nur „etwas zusteckten", ein Stück Brot vielleicht, etwas Butter oder eine kleine Süßigkeit, weil sie sonst nichts hatten, ließen zusehends davon ab oder taten es nur noch mit Bedenken. Denn wenn man ihr und ihren armen Kindern auch helfen wollte, ihrem Mann gönnte man nach wie vor nichts. Nach dem, was er der Gemeinde zugemutet hatte, wollte man ihn jetzt in keinem Fall auch noch unterstützen.

Ein Versuch Bürgermeister Terbergers, die Regierung Münster bereits nach wenigen Wochen dazu zu bewegen, die Reisebeschränkungen ihres Mannes vorzeitig aufzuheben, damit er sich wenigstens nach Arbeit umtun konnte und die Familie nicht noch tiefer in *„Armut und Elend"* geriet, wurde abgewiesen. Die Bewährungsfrist musste strikt eingehalten werden. So lange musste man sich eben arrangieren.[47]

Die zwei Jahre gingen irgendwie vorbei. Als sie endlich abgelaufen waren, nahm Bernhard Freudenberg sein altes unstetes Wanderleben als allein umherziehender Buch-Moses-Schreiber wieder auf. Am 27. Juli 1838 ließ er sich von der Ortspolizeibehörde Burgsteinfurt einen ordentlichen Reisepass ausstellen und machte sich auf den Weg.[48]

Nach einem Abstecher in den holländischen Raum führte seine Reiseroute über Soest und Minden nach Potsdam. Dort musste er seinen Pass verlängern lassen, ehe er weiter kreuz und quer durch Brandenburg, Mecklenburg, das Umland von Hamburg und Bremen ziehen konnte. Innerhalb von knapp zweieinhalb Jahren arbeitete er für mehr als zwanzig Gemeinden, für jede immer nur wenige Tage, wenn es hoch kam, höchstens einmal für zwei, drei Wochen.[49]

Danach verschlug es ihn irgendwann in den südwestdeutschen Raum, wo er etwas mehr Glück hatte und tatsächlich auch wieder kurzfristige Anstellungen als Kantor und Religionslehrer fand.[50] Je länger er unterwegs war, desto mehr vergaß er seine Familie. Er meldete sich wenig, kam nur noch selten nach Hause, so dass Henriette Dollenkamp oft monatelang nicht wusste, wo er sich aufhielt. *„Irgendeine Beisteuer"* zum Unterhalt seiner Familie leistete er nach wie vor nicht. Er schickte einfach kein Geld und verbrauchte offenbar alles, was er verdiente, für sich.

Sein Verhalten schweißte Henriette und die Kinder, die allmählich erwachsen wurden, zu einer immer festeren Einheit zusammen. Wahrscheinlich ohne dass sie es wussten oder sich ernsthaft eingestanden, bildeten sie eine Koalition gegen ihn, der sich um nichts kümmerte. Gleichzeitig ver-

suchten sie, jeder auf seine Art, den Menschen in ihrer Umgebung zu beweisen, dass sie anders waren als er, tüchtig, berechenbar und integer, dass sie es wirklich wert waren zu existieren und ihre gnädigen Gaben, auf die sie nicht ganz verzichten konnten, tatsächlich verdienten.

Mutter und Töchter arbeiteten nach wie vor den ganzen Tag. Gemeinsam saßen sie um den Küchentisch geschart und nähten sich die Finger wund.[51] David und Philipp, die beiden Jüngsten, gingen noch zur Schule. Sie waren begabt und lernten fleißig. Elias Marcus, der tüchtige Nachfolger ihres Vaters als Kantor und Lehrer der Burgsteinfurter Judenschaft, hatte schon früh ihr Talent entdeckt und sich ihrer angenommen. Er förderte sie nach Kräften, gab ihnen unentgeltlich Privatunterricht und schaffte so die Voraussetzungen dafür, dass sie mit siebzehn oder achtzehn Jahren ins Kantor- und Lehrerseminar der Marks-Haindorf-Stiftung aufgenommen wurden, das beide erfolgreich absolvierten.[52]

Als Philipp, der Ältere von beiden, Ende der vierziger Jahre sein Examen ablegte, war das eine der wenigen Gelegenheiten, bei denen sich Bernhard Freudenberg zu Hause meldete. Er schickte seinem Sohn als Anerkennung für seine Leistungen fünf Reichstaler und *„einige alte Bücher, die"*, man möchte sagen, typischer Weise, *„gänzlich ohne Wert und zum Teil zerlumpt waren."*[53]

Durch die enormen Anstrengungen, die sie alle auf sich nahmen, überforderten sich die sechs Familienmitglieder eigentlich beständig selbst. Wahrscheinlich brauchten sie die Selbstüberforderung, um psychisch zu überleben, um nicht das ganze Ausmaß ihres Leids ins Bewußtsein dringen zu lassen und gelegentlich wenigstens ein wenig Anerkennung zu finden.[54]

Gut fünfzehn Jahre lang blieb Bernhard Freudenberg, von kurzen Stippvisiten abgesehen, von zu Hause fort. Im Herbst 1853 war er im Regierungsbezirk Koblenz unterwegs. Er hatte zuletzt in den Orten Scheuren und Rheinbreitbach Unterricht erteilt, als er plötzlich erkrankte und sich sehnlichst wünschte, in die *„Heimat"*, nach Burgsteinfurt, zurückzukehren. In Unkel, einem kleinen Flecken in der Nähe von Neuwied, wurde er so weit gesund gepflegt, dass er reisen konnte. Nachdem seine Familie über den Bürgermeister benachrichtigt worden war, setzte man ihn auf die Post.[55]

Anfang Dezember 1853 traf er in Burgsteinfurt ein, wo Henriette Dollenkamp mit ihren drei Töchtern zur Poststation an der Schulstraße geeilt war, um ihn abzuholen. Sie erschraken, als er aus der Postkutsche stieg. Er war nicht nur alt und grau geworden – sein Haar war aus der Stirn zurückgewichen –, er hatte sich während der Fahrt auch über und über *„selbst be-*

schmutzt" und war so hilflos und schwach, vielleicht auch angetrunken, dass sie ihn gemeinsam *„nach Hause schleppen"* mussten.[56]

Dort hatten sie schon ein Zimmer für ihn frei gemacht und ihm auf dem Fußboden aus einem guten Unterbett, zwei Kissen, einem *„Bauchkissen"*, nagelneuen Decken und einem ebenso nagelneuen Oberbett, das Lina und Sophie gerade für sich selbst gekauft hatten, eine bequeme Lagerstatt bereitet. Nachdem sie ihn gesäubert und ihm frische Wäsche angezogen hatten, konnte er sich in den nächsten Wochen erholen.[57] Trotz allem, was vorgefallen war, pflegten und beköstigten Henriette und ihre Töchter ihn, so gut es in ihren Kräften stand, und mussten bald erleben, dass er sich nicht ein bisschen verändert hatte.

Statt dankbar zu sein, war er mit allem unzufrieden. Er schimpfte, dass man ihm die schlechteste Kammer in der ganzen Wohnung und nicht einmal ein richtiges Bett gegeben habe. Er kam zu spät zum Essen und beklagte sich, dass der Kaffee kalt und die Mahlzeiten ungenießbar seien. Er zog in der ganzen Stadt über Henriette und ihre Kinder her, stahl Geld aus ihrer Haushaltskasse und ließ sich heimlich Schnaps besorgen. Er trank wieder so viel, in allen Wirtshäusern der Stadt, dass er völlig die Kontrolle über sich verlor und sich selbst wie auch seine Lagerstatt verschmutzte und besudelte.

Wenn Henriette dann ihrerseits die Fassung verlor und ihn beschimpfte, verging er vor Selbstmitleid und fühlte sich über die Maßen schlecht behandelt. Eines Tages zog er einfach aus, packte die wenigen Sachen, die er besaß, zusammen und quartierte sich im Gasthaus Prümers ein.

Fast fünf Monate logierte er dort, als sich herausstellte, dass er nicht bezahlen konnte. Inzwischen war sein Verstand offenbar schon so verwirrt, dass er beim Bürgermeister den Antrag stellte, zwei Freunden zu erlauben, in Burgsteinfurt eine Kollekte für ihn zu veranstalten.

Auch Prümers selbst schaltete den Bürgermeister ein, um an sein Geld zu kommen. Er beantragte, ihm die Summe aus dem Armenfonds der Stadt zu überweisen, was Terberger natürlich strikt zurückwies. Doch obwohl er den Gastwirt selbst für den ihm entstandenen Schaden verantwortlich machte, versuchte er dennoch, Bernhard Freudenbergs Söhne, David und Philipp, für die Schulden ihres Vaters regresspflichtig zu machen. Der eine arbeitete inzwischen als Lehrer in Castrop Rauxel, der andere in Bochum, und beide reagierten entrüstet.

Während David völlig die Fassung verlor und sich in seiner ersten Aufwallung sogar zu Beleidigungen hinreißen ließ, ließ Philipp den Burgsteinfurter Bürgermeister wissen: *„Ich kann mich zur Zahlung der von meinem Vater beim Gastwirt Prümers hinterlassenen Schuld unter keiner Bedin-*

gung verstehen, weil mein Vater früher in unrechtmäßiger Weise meine Mutter, die ihn stets aufs Beste und Liebenswerteste behandelt, verlassen und dem Kummer und den Beschimpfungen preisgegeben hat. Ich glaube daher, keine derartigen Verpflichtungen meinem Vater gegenüber, der sich als solcher gar nicht benommen, zu haben und muß es dem Gläubiger überlassen, wie er zu seiner Forderung gelangen will."[58]

Die Logis- und Zechprellerei im Gasthaus Prümers sollte die letzte Eskapade Bernhard Freudenbergs bleiben. Ende 1854 musste er auf Weisung Terbergers in die Wohnung seiner Familie zurückkehren, die sich gezwungen sah, ihn abermals aufzunehmen. Dort lebte Bernhard Freudenberg noch drei Jahre, ehe er am 6. Mai 1858 nachmittags um vier Uhr starb.[59]

Seine Frau Henriette Dollenkamp folgte ihm gut sechs Jahre später, am 22. Oktober 1864, nach. Das Unglück der Familie war damit jedoch noch nicht zu Ende. Die Wunden, die die Kinder davongetragen hatten, heilten nie. David und Philipp wurden in dem Beruf, den sie sich ausgesucht hatten, offenbar nicht froh. Sie zogen viel umher, hatten manchen Ärger und starben, wie es scheint, relativ früh.[60] Keiner von beiden kehrte jemals wieder nach Burgsteinfurt zurück.

Die drei Schwestern blieben unverheiratet und lebten auch nach dem Tod ihrer Mutter in Burgsteinfurt zusammen. Lina, die älteste, erblindete bereits in mittleren Jahren. Noch nicht einmal fünfzig, wurde „Star" auf beiden Augen bei ihr diagnostiziert. Mit 55 sah sie nichts mehr. Mit 60 hatte sie den Verstand verloren und lebte wieder ganz *„in ihrer Kindheit"*.[61] Julie, die jüngste, erkrankte an Rheuma und so heftig an Asthma, dass sie *„bei der geringsten Anstrengung keine Luft mehr"* bekam *„und auch des Nachts häufiger aufstehen und das Fenster öffnen"* musste, *„um Luft zu schöpfen"*.[62]

Sophie kümmerte sich um beide, zog sie, als es gar nicht mehr anders ging, jeden Tag *„wie Kinder"* an und aus, fütterte sie und sorgte für den gemeinsamen Lebensunterhalt.[63] Zwischenzeitlich nahm sie zusätzlich noch Waisenkinder in Kost und Pflege, die es ihr längst nicht immer zu danken wussten.[64] Das Bedürfnis, sich aufzuopfern und nur für andere zu leben, war ihr – ähnlich wie ihrer Mutter – in Fleisch und Blut übergegangen. Sie konnte anders nicht leben. Bevor sie am 30. Mai 1894 starb, war auch sie zum Fürsorgefall geworden.

Namensflucht

oder

Das Dilemma der Assimilation

„Burgsteinfurt, den 26. Febr[uar] 1868

Königliche Hochlöbliche Regierung!

Ich sehe mich aus vielfachen Gründen gezwungen, den ergebenen Antrag zu stellen:
'Königliche Regierung wolle geneigt darin willigen, meinen Hausnamen Itzig ändern und dafür den Namen Blumenfeld annehmen zu dürfen.'
So schwer es mir wird, in meinem 52sten Jahre meinen Namen abzulegen, der sich in merkantilen Kreisen zu meines Vaters wie meines Großvaters Zeiten weit über 100 Jahre hinaus bewährt hat und den auch ich in Ehren weiterführe – wie ich durch die Anlagen zu bewahrheiten mich beehre, so sehe ich mich doch im Interesse meiner Kinder dazu veranlaßt.
Meine beiden Söhne, der eine 20, der andre 23 Jahre alt, haben das hiesige Gymnasium absolviert und das Abiturienten-Examen gemacht, sich dem Kaufmannsstande widmend, haben sie in Hamburg die Lehre bestanden. Dort trat jüngst das in dem Namen Itzig liegende Hinderliche an sie heran. Man wollte junge Leute des Namens nicht aufnehmen, da er zu Neckereien und Witzeleien unter dem Geschäftspersonale zu leicht Anlaß gebe und so Verdrießlichkeiten entständen, die nicht zu verhindern.
In wie vielen andern Fällen ich wie meine Kinder Unangenehmes zu erfahren hatten, da der Name in Witzblättern so oft seine Anwendung findet, möge aufzuzählen mir erlassen sein. – Ich habe als Mann von reifern Jahren eingesehen, daß es unmöglich ist, bestehende Vorurteile der Massen als Einzelner irgend zu bekämpfen und wie ich alles angewandt habe, um meinen Kindern eine gute Erziehung zu geben, wollte ich auch zuletzt noch das für ihre weitere Laufbahn Hinderliche abwenden. Für den einen meiner Söhne besteht dies schon jetzt darin, daß er in einem Hamburger Geschäfte als Teilhaber Aufnahme fände, wenn nicht der Name das Hindernis wäre.
Die Änderung meines Namens bringt meines Wissens auch Niemandem irgend einen Nachtheil. Seit mehreren Jahren habe ich mich vom Geschäfte zurückgezogen, ich habe weder Schulden noch Verpflichtungen und wel-

chen Rufes ich mich erfreue, möge daraus folgern, daß ich als Kreisdeputierter, Stadtverordneter und als Schulvorsteher wiederholt gewählt wurde und noch fungiere.
So bitte ich denn um geneigte Gewährung meines Gesuchs, den Familiennamen Blumenfeld annehmen zu dürfen oder sonst doch zu gestatten, daß meine Kinder ihn führen dürfen.

Euer Königlich Hochlöblicher Regierung
gehorsamster Diener
Feibes Itzig"[1]

Einen Namenswechsel vorzunehmen, ist ein einschneidender Akt, ein Bruch mit der eigenen Vergangenheit, mit der eigenen Identität. Er fällt fast immer schwer. Ganz besonders gilt das jedoch dann, wenn man eigentlich gute Gründe hätte, auf die eigene Vergangenheit stolz zu sein und den bisher geführten Namen in Ehren zu bewahren.

Die Familie des Kaufmanns Feibes Itzig war in Burgsteinfurt schon seit der Mitte des 18. Jahrhunderts bekannt. Damals, zu Beginn der Regierungszeit des Grafen Karl Paul Ernst, hatte sich ein Mann namens Isaac Samuel, der sich selbst auch schlicht und einfach Itzig nannte, mit seiner Frau Mathe in der Stadt niedergelassen. Isaac Samuel kam aus dem Amt Reckenberg in der Nähe von Gütersloh und war offenbar ein ziemlich wohl situierter Mann.[2]

Obwohl der knapp 30jährige für seinen Schutzbrief 150 Reichstaler bezahlen musste, mietete er doch gleich nach seiner Ankunft für stolze 20 Reichstaler jährlich *„fast das beste Bürgerhaus in der Stadt"*, das *„von Wulfensche Haus"* an der Steinstraße, das auch andere, alteingesessene Burgsteinfurter wie der Sattler Schoo, gern bezogen hätten, wenn nur die Miete niedriger gewesen wäre.[3]

Von Beruf war Isaac Samuel Kaufmann, und wie fast alle seine Glaubensbrüder in Burgsteinfurt handelte er mit einem breiten Sortiment von Waren. Besonders intensiv betrieb er jedoch den Handel mit Tuchen, Wollwaren und anderen Textilprodukten. Nachdem die Wandschneidergilde sich bereit gefunden hatte, diesen Handel in Burgsteinfurt auch den Juden zu gestatten, wenn diese die Gilde mieteten, schloss er kontinuierlich entsprechende Mietverträge mit ihr ab.[4]

Isaac Samuel war offenbar ein ausgesprochen rühriger und tüchtiger Mann. Zu seinen Kunden zählte er nicht nur die gräfliche Familie, die Mitglieder des Hofes und die Einwohner der Stadt. Er ließ seine Waren von seinen Söhnen und seinem langjährigen Knecht Salomon auch in andere

Regionen wie zum Beispiel in die Grafschaft Bentheim oder nach Holland transportieren, um sie dort an den Mann zu bringen.

Obwohl ihm diese Transporte wiederholt großen Ärger mit den Grenzbeamten des Hochstifts Münster bescherten, in dem eine andere Judenordnung herrschte und das seine Leute doch gleichwohl jedes Mal durchqueren mussten, zahlten sich das Risiko und die Plackerei offensichtlich für ihn aus. Wegen seiner wirtschaftlichen Erfolge, seiner *„florierenden Nahrung"*, wie es im damaligen Amtsdeutsch hieß, gehörte er jedenfalls durchgängig zu den am höchsten veranschlagten Steuerzahlern in der Stadt.[5]

Isaac Samuel hatte sieben Kinder, fünf Söhne und zwei Töchter.[6] Von diesen sieben Kindern sollte Samuel, der Älteste, sein Nachfolger und Haupterbe in Burgsteinfurt werden. Der 1753 Geborene war seit Anfang der achtziger Jahre mit Elise Benjamin verheiratet, hatte seinerseits vier Kinder und war der Großvater von Feibes Itzig. 1781 machte Samuel erstmals von sich reden, und zwar dadurch, dass es ihm gelang, eine Konzession des Grafen zu bekommen, die es ihm erlaubte, sein Elternhaus an der Steinstraße samt *„Hof und Stockhaus"* von seinem damaligen Besitzer Arnold Prümers zu kaufen.

Er war, soweit sich feststellen lässt, der erste Burgsteinfurter Jude überhaupt, dem eine solche Gunst zuteil wurde. Für rund 500 Reichstaler ging das Haus, das inzwischen unter der Katasternummer 126 registriert war, am 22. Mai in den Besitz der Familie über und wurde gleich darauf gründlich renoviert, denn Samuel hatte dem Grafen versprochen, das Gebäude nach dem Kauf in eine wahre *„Zierde der Stadt"* zu verwandeln.[7]

Als Geschäftsmann war Samuel nicht immer so erfolgreich, wie er es sich wünschte. Sein Hauptproblem bestand darin, dass die Kapitaldecke des väterlichen Geschäftes gerade in den Jahren, in denen er allmählich die Verantwortung dafür übertragen bekam, aus verschiedenen Gründen schrumpfte. So verlor sein Vater wegen einer Dummheit – er hatte von einem Leineweber gekochtes Garn gekauft, was in Burgsteinfurt streng verboten war – seinen Schutzbrief und durfte anschließend froh sein, dass er ihn für teures Geld zurückkaufen konnte.[8]

Vor allem aber mussten mehrere seiner Geschwister, die sich verheiraten und unabhängig machen wollten, mit ihrem Erbteil abgefunden werden: 1793 oder 1794 war es zunächst David, der nach Delmenhorst zog, 1797 folgte Chaim oder Heiman, der mit seiner Frau Brendel in Burgsteinfurt an der Wasserstraße (Nummer 229) einen Laden für Kurzwaren eröffnete, und als 1799 Samuels Vater starb, wurden vermutlich nach und nach auch die Anteile der übrigen vier Geschwister fällig.[9]

Da Samuel trotz dieser und vielleicht noch anderer Verpflichtungen geschäftlich nicht kürzer treten wollte, sondern im Gegenteil den Umfang des Tuchhandels zeitweilig noch vergrößerte[10] und außerdem zusätzlich ansehnliche Fouragelieferungen übernahm – zwischen 1796 und 1801 wickelte er zusammen mit Lefmann Isaak die Versorgung der preußisch-hannoverschen Demarkationstruppen ab[11] –, konnte es nicht ausbleiben, dass er sich stark verschuldete.

1803 war er praktisch zahlungsunfähig geworden und musste Graf Ludwig um einen sogenannten Anstandsbrief bitten, das heißt um ein Papier, das ihm offiziell erlaubte, die Rückzahlung seiner Schulden für die nächsten fünf Jahre auszusetzen.[12] Sein Haus an der Steinstraße hatte er zu diesem Zeitpunkt bereits mit zwei Hypotheken zu 400 beziehungsweise 150 Reichstalern belastet, und auch sonst waren wohl alle Mittel ausgeschöpft. Die gräfliche Regierung prüfte Samuels Antrag minutiös. Er selbst musste seine Vermögenswerte nach bestem Wissen und Gewissen offen legen und einen „Offenbarungseid" leisten.[13] Am Ende bekam er dann den „Anstandsbrief" bewilligt, allerdings nicht kostenlos. Trotz seiner Zahlungsschwierigkeiten musste er sich verpflichten, als Entschädigung in den nächsten fünf Jahren jährlich 50 Reichstaler an das gräfliche Rentamt zu bezahlen.[14]

Obwohl Samuel Itzig 1803 noch verhältnismäßig jung war, konnte er die Krise selbst nicht mehr vollständig meistern. Wahrscheinlich noch bevor das fünfjährige Moratorium abgelaufen war, erkrankte er schwer. Vermutlich vom Schlag getroffen, verlor er nicht nur sein Sprachvermögen, sondern wurde auch gelähmt und musste das Geschäft vorzeitig seinen beiden Söhnen Moses – Feibes Itzigs Vater – und Salomon überlassen.

Die Brüder, beide zwischen zwanzig und dreißig Jahre alt und noch ledig, hatten sicher schon lange mit ihrem Vater zusammengearbeitet und kannten sich in seinem Unternehmen aus. Dennoch waren sie um ihre Aufgabe nicht zu beneiden. Da ihre älteste Schwester Esther bereits verheiratet war – sie lebte mit ihrer Familie in Haltern – und die andere, Julie, ihr Elternhaus im Jahre 1811 ebenfalls verließ, um als Ehefrau des Jacob Michael Feibes nach Lengerich zu ziehen, mussten sie mit der ganzen unglücklichen Entwicklung praktisch alleine fertig werden und neben der Sanierung des Geschäfts zugleich auch die Pflege und Betreuung ihres Vaters übernehmen.[15] Die einzige Hilfe, die sie gelegentlich in Anspruch nehmen konnten, war möglicherweise die ihrer Tante Reischen, der Schwester ihres Vaters, die mit ihrem Mann Salomon Israel gleich um die Ecke am Markt wohnte.

Umso bemerkenswerter waren die Leistungen, die die beiden Brüder in den nächsten Jahren vollbrachten. 1813 hatten sie die Schulden ihres Vaters bereits vollständig abgetragen. Auch die beiden Hypotheken auf dem Haus an der Steinstraße waren gelöscht. 1814/15 bauten sie das Haus großzügig aus und um. Gleichzeitig zahlten sie ihre beiden Schwestern aus, die bis dahin rücksichtsvoll auf die Einforderung ihres Erbes von je 1.000 Reichstalern verzichtet hatten, und traten nun ihrerseits ebenfalls in den Stand der Ehe ein. Moses heiratete Jette Boas, die älteste Tochter eines wohlhabenden Tuch- und Ellenwarenhändlers aus Lübbecke, Salomon ehelichte Frommet Alsberg aus Volkmarsen in Hessen.

1816 wurde das gemeinsame Vermögen der Brüder auf rund 16.000 Reichstaler – eher mehr als weniger – geschätzt.[16] Ihr Geschäft galt als das größte und bedeutendste *„Handelshaus"* in der Stadt und trug, wie Bürgermeister Terberger einige Jahre später schrieb, mit seinem breiten Sortiment an Betten, Stoffen und Tuchen, Kleidern, Spitzen und sonstigen Modeartikeln nicht wenig zur *„Beförderung des Luxus"* in Burgsteinfurt bei.[17]

Wie und wodurch es Moses und Salomon im Einzelnen gelang, eine derart eindrucksvolle Erfolgsbilanz hinzulegen, ist nicht genau festzustellen. Sicher ist jedoch, dass sie stark von den durch die Franzosen eingeführten neuen Freiheits- und Gleichheitsrechten profitierten, die sie offenbar gern und geschickt zu nutzen verstanden. Wie die Lefmanns, die Marcus oder auch die Israels vom Markt waren sie für die neuen Ideen insgesamt sehr empfänglich und teilten die Befürchtung mancher Glaubensgenossen nicht, die darin gleich eine fundamentale Bedrohung des jüdischen Wertsystems erkennen wollten. Moses und Salomon waren Anhänger der Haskala, der jüdischen Reformbewegung, und erstrebten die vollständige Emanzipation.

Am 13. Oktober 1816, genau fünf Tage nachdem in ganz Westfalen die preußische Besitzergreifung gefeiert worden war, wurde Feibes Itzig geboren. Sein Vater Moses und die meisten seiner übrigen Verwandten, die sich, wie anzunehmen ist, an diesem oder einem der nächsten Tage an der Wiege des Kindes einstellten, sahen die zufällige Nähe seiner Geburt zu dem großen historischen Ereignis sicher als ein gutes Omen an.

Überall im Land wurde zu dieser Zeit noch heftig über die veränderten politischen Verhältnisse debattiert. Längst nicht alle waren damit vorbehaltlos einverstanden. Viele, vor allem alteingesessene münsterländische Poalbürger, wären jetzt, nach dem Ende der Franzosenzeit, viel lieber zu ihren alten heimischen Landesfürsten zurückgekehrt, als Untertanen des preußischen Königs zu werden.

Für die Itzigs stellte die preußische Lösung dagegen eine gute Lösung dar. Neben der großen politischen Stabilität und Sicherheit, die sie unterschiedslos allen Einwohnern Westfalens garantierte, bescherte sie ihnen als jüdischen Groß- und Fernhandelskaufleuten auch noch die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen, die sie sich vermutlich am meisten wünschten. Allein die Tatsache, weiterhin zu einer „Großmacht" mit einem ebenso großen inländischen Markt zu gehören, bedeutete für sie schon sehr viel.

Gegenüber solchen Vorzügen fiel die Enttäuschung darüber, dass die neuen Herren die ihnen und ihren Glaubensgenossen von den Franzosen zugestandenen Freiheits- und Gleichheitsrechte nicht sogleich vervollständigten, sondern erst einmal auf unbestimmte Zeit festschrieben, nicht allzu schwer ins Gewicht. Sie dämpften sie gleichsam ab.

Wahrscheinlich konnten die Itzigs die Forderung der Regierungsverantwortlichen in Berlin, die jüdischen Untertanen in den neu hinzu gewonnenen Landesteilen müßten sich zuerst noch besser ihrer christlichen Umwelt anpassen, sich noch stärker assimilieren, bis zu einem gewissen Punkt sogar verstehen. Angesichts der elenden gesellschaftlichen Randexistenz, die viele ihrer Glaubensbrüder, wenn auch zumeist unverschuldet, immer noch führten, kam sie zumindest nicht unerwartet. Führende Köpfe in der jüdischen Reformbewegung hatten immer schon betont, dass die vollständige Gleichberechtigung ohne erhebliche Gegenleistungen wahrscheinlich nicht zu bekommen sei. Und im Übrigen bestätigte die Forderung aus Berlin nur den von ihnen eingeschlagenen Weg. Sie ermahnte sie höchstens, ihn noch zielstrebiger und mit mehr sozialem Engagement zu gehen als bisher. Einen zwingenden Grund, die Zukunftsaussichten des kleinen Feibes weniger optimistisch zu beurteilen, glaubten sie darin jedenfalls nicht zu sehen.

Der Junge blieb kein Einzelkind. In den nächsten Jahren brachte Moses' Frau Jette noch vier weitere Kinder zur Welt, drei Söhne und eine Tochter, die jedoch alle sehr früh starben. Eins nach dem anderen hauchte bereits nach wenigen Tagen, Wochen oder allerhöchstens Monaten sein Leben wieder aus, weil es ihm an Widerstandskraft fehlte.[18] Und auch Feibes war wohl eher ein schmächtiges als ein robustes Kind.

Über die ersten Jahre seiner Schulzeit ist nur wenig bekannt. Es ist jedoch wohl davon auszugehen, dass seine Ausbildung von Anfang an zweigleisig ausgerichtet war. Als er vier oder fünf Jahre zählte, wurde er wahrscheinlich, wie es seit eh und je üblich war, zunächst mit einem Stück Kreide und einer Schiefertafel in den Cheder geschickt, um dort zusammen mit den anderen Knaben der Gemeinde in die Grundlagen der jüdischen Religion eingeführt zu werden. Gleichzeitig oder nur unwesentlich später dürfte er aber auch schon die ersten privaten Unterrichtsstunden in den

wichtigsten weltlichen Elementarschulfächern wie zum Beispiel in Deutsch oder in Rechnen erhalten haben.

Nach der Einführung der allgemeinen Schul- beziehungsweise Unterrichtspflicht für jüdische Kinder in Westfalen wurde er dann zusammen mit seinem drei Jahre älteren Cousin Feibes Jacob Feibes aus Lengerich und dessen gleichaltrigem Cousin Feodor Blumenfeld aus Osnabrück auf die neu eingerichtete Elementarschule der später so genannten Marks-Haindorf-Stiftung in Münster geschickt.[19]

In Burgsteinfurt war zu dieser Zeit wegen der Eskapaden des unglücklichen Lehrers Bernhard Freudenberg und der starken Überlastung der christlichen Elementarschulen der Stadt an eine befriedigende Fortsetzung seiner Ausbildung nicht mehr zu denken, während man in Münster zum Start der neuen Schule einige zusätzliche Schüler von außerhalb, die im Übrigen ein angemessenes Schulgeld zu bezahlen hatten, ganz gut gebrauchen konnte.[20]

Feibes' Vater Moses wusste darüber bestens Bescheid. Er war nämlich ebenso wie sein Lengericher Schwager Jacob Michael Feibes und viele seiner übrigen Verwandten ein großer Bewunderer der Haindorfschen Bildungs- und Ausbildungsinitiative. Seiner Meinung nach war sie genau der richtige Weg, die von der Regierung in Berlin geforderte stärkere soziale und kulturelle Anpassung der Juden zu forcieren, weshalb er sich auch sofort als ehrenamtlicher Mitarbeiter der Stiftung hatte anwerben lassen. Gemeinsam mit dem Krämer Isaac Grotta sollte er in den nächsten Jahren ihre Geschäfte in „Burgsteinfurt und Umgebung" führen, das heißt ihre Subskriptions- und Spendensammlungen in diesem Raum betreuen, die Bewerber für eine Ausbildung als Handwerker oder Elementarschullehrer begutachten, Meister für die Ausbildung von Lehrlingen gewinnen und die Ausbildungsgänge einzelner Zöglinge als Mentor und Ansprechpartner begleiten.[21]

Feibes' Aufenthalt an der neuen Schule in Münster begann Ende 1825 und dauerte, wie es scheint, insgesamt drei Jahre. Der Unterricht, den er während dieser Zeit erhielt, war ebenso solide wie modern und mit demjenigen, mit dem sich seine Kameraden in Burgsteinfurt zufrieden geben mussten, wahrhaftig kaum zu vergleichen. Er wurde in allen Fächern, weltlichen wie religiösen, von anerkannten Fachleuten erteilt, die zum Teil auch für die Ausbildung der Lehramtskandidaten der Stiftung zuständig waren, denen die Schule gleichzeitig als Übungsschule diente.

Die Kinder absolvierten im Durchschnitt 32 bis 34 Stunden pro Woche und hatten dabei ein Pensum zu bewältigen, das es zumindest den klügeren unter ihnen ermöglichen sollte, anschließend ein Gymnasium zu besuchen.

In Münster brauchte die Schule keinen Vergleich zu scheuen. Die meisten der acht christlichen Elementarschulen der Stadt waren ihr sogar deutlich unterlegen, so dass sich schon bald auch katholische und protestantische Familienväter, zumeist höhere Beamte oder Militärs, dazu entschlossen, ihre Kinder an der Haindorfschen Anstalt unterzubringen.[22] Vom Beginn des dritten Schuljahrs an drückten sie zum Teil mit Feibes zusammen im gleichen Klassenraum die Schulbank, ein Umstand, der das Selbstwertgefühl des gerade 12jährigen jüdischen Jungen aus Burgsteinfurt sicher nicht unbeeinflusst ließ.

1829 kehrte Feibes nach Burgsteinfurt zurück. Nachdem dem jungen Elias Marcus, dem sein Vater anderthalb Jahre zuvor einen Platz am Haindorfschen Lehrerseminar besorgt hatte, nach glänzend bestandenem Examen die Erlaubnis erteilt worden war, in der Stadt auf Kosten der Gemeinde eine eigene jüdische Elementarschule zu eröffnen, konnte er die letzten beiden Jahre seiner Schulzeit auch hier, an dieser neu gegründeten Anstalt seiner Heimatstadt, verbringen. Aus Gründen der Solidarität mit der Gemeinde war es sogar dringend geboten.

Die beiden Jahre wurden zu einer schwierigen Übergangszeit für ihn. Denn kaum war er wieder zu Hause eingezogen, starb seine Mutter. Gerade 36 Jahre alt, wurde sie, noch bevor Feibes seine Bar Mizwa gefeiert hatte, von einer schweren Brust- und Lungenfellentzündung dahingerafft[23], so dass er plötzlich niemanden mehr hatte, der sich während seiner schulfreien Zeit um ihn kümmern konnte. Sein Vater, ständig in Geschäften unterwegs, hatte keine Zeit dazu, und ein qualifizierter Erzieher, der die Aufgabe hätte übernehmen können, war wegen der rigorosen Beschränkung der Freizügigkeit für jüdische Lehrer und Dienstboten in Preußen kaum zu bekommen. Die Folge davon war, dass er viel allein bleiben musste und häufig nichts Besseres mit sich anzufangen wusste, als „nutzlos" in den Straßen der Stadt herumzustreifen.[24]

Zu Beginn der dreißiger Jahre begann Feibes' berufliche Karriere. Sie war natürlich weitgehend vorprogrammiert. Nachdem Moses und Salomon, wie wahrscheinlich schon seit längerem vereinbart, ihre enge geschäftliche Zusammenarbeit aufgelöst hatten – Salomon richtete mit seinem Anteil an dem gemeinsam ererbten und erwirtschafteten Vermögen sowie der tatkräftigen Unterstützung seines Schwagers Abraham Alsberg aus Volkmarsen an der Wasserstraße (Nr. 207) seine eigene Manufakturwarenhandlung ein[25] –, trat Feibes zunächst als Auszubildender in das Geschäft seines Vaters ein.

Ob er seine gesamte Lehrzeit – vom Anfang bis zum Ende – hier in der heimischen Umgebung der väterlichen Firma an der Steinstraße verbrachte oder ob er wenigstens einen Teil davon in einem fremden Unternehmen absolvierte, um zusätzliche Kenntnisse und Erfahrungen zu sammeln, ist nicht eindeutig festzustellen. Da Letzteres jedoch für einen angehenden Großhandelskaufmann gang und gäbe war, ist auch in diesem Fall wohl davon auszugehen.

Nach dem Abschluss seiner Lehre wurde Feibes vermutlich zuerst als einfacher „commis", als Handlungsgehilfe, dann aber sehr schnell als „commis voyageur", als Handlungsreisender der väterlichen Firma eingesetzt. Das war alles andere als ein einfacher Aufgabenbereich, den er damit übertragen bekam. Er erforderte viel Selbständigkeit und Disziplin, großes Geschick und eine gehörige Portion Frustrationstoleranz, alles Tugenden also, die für einen noch nicht Zwanzigjährigen durchaus nicht selbstverständlich waren, die Feibes aber offenbar bereits in großem Maße ausgebildet hatte.

Hinzu kam, dass er augenscheinlich über ein recht angenehmes, ein „gewinnendes" Äußeres verfügte und weitaus robuster war, als manche Ärzte ihm bescheinigen zu können meinten. Zeitgenössische Quellen beschreiben ihn als einen schlanken, immer etwas blassen jungen Mann mit krausem, schwarz-braunem Haar, großen bräunlich-grauen Augen, einer leicht gebogenen Nase, einem kleinen Mund, der, wenn er lächelte, zwei Reihen gesunder Zähne erkennen ließ, und einem dunkelbraunen Bart.[26]

Die erste größere Reise, die Feibes im Auftrag der Firma übernehmen musste, führte ihn im Sommer 1835 gleich zur Margarethenmesse in Frankfurt an der Oder. Die Frankfurter Messe galt als großer Umschlagplatz für den Handel mit dem Osten und wurde Jahr für Jahr von mehr als 5.000 Menschen besucht, darunter immer eine große Anzahl kapitalkräftiger jüdischer Handelsherren und Großeinkäufer aus Russland und aus Polen.[27] Auf dieser ersten größeren Reise wurde Feibes noch von seinem Onkel Salomon begleitet. Bei den nächsten Touren – unter anderem nach Halle an der Saale, dann nach Berlin, zur großen Ostermesse nach Leipzig, die für den Osthandel ebenfalls sehr wichtig war, und wiederum zur Margarethenmesse nach Frankfurt an der Oder – war er jedoch wohl schon auf sich allein gestellt.[28]

Überall, wohin er kam, wartete eine Menge Arbeit auf ihn, hatte er – möglichst ohne großen Zeitverlust, damit die Kosten niedrig blieben – die ihm aufgetragenen Geschäfte abzuwickeln: Einkäufe zu tätigen oder Waren an den Mann zu bringen, Neubestellungen entgegenzunehmen und Au-

ßenstände zu kassieren, Reklamationen nachzugehen, Werbung zu betreiben sowie Kontakte mit Geschäftspartnern zu pflegen.[29]

Dennoch war das Geschäftliche, war die Arbeit nicht alles, womit es Feibes auf seinen Reisen zu tun bekam und womit er sich befasste. Getreu dem Grundsatz, dass der Nur-Kaufmann, der Nur-Geschäftsmann, derjenige, der nichts anderes als seinen Umsatz und seine Bilanzen im Kopf hatte, auch der schlechtere Kaufmann sei, weil es ihm in entscheidenden Augenblicken viel eher an Einsicht, an Gespür für die Zusammenhänge fehle, war er offenbar immer auch bereit und bemüht, sich auf anderes einzulassen, seinen Horizont also zu erweitern, seinen Blick zu schärfen, kurz, seine Erfahrungen mit der Welt und den Menschen weiter zu vertiefen.[30]

Moses' plötzlicher Tod im Frühjahr 1840 beendete die ruhige und bis dahin völlig planmäßige Entwicklung. Wie seinerzeit sein eigener Vater Samuel starb der Sechsundfünfzigjährige, der auf alle immer einen ungemein robusten und vitalen Eindruck gemacht hatte, an den Folgen eines Schlaganfalls. Am 12. April, mittags um zwei Uhr, schloss er in seinem Haus an der Steinstraße für immer die Augen, und am 14. April wurde er auf dem jüdischen Friedhof am Bagno vermutlich direkt neben seiner Frau Jette beigesetzt.[31]

Das Unglück machte Feibes, der sich eigentlich, wenn alles „normal" weiter gelaufen wäre, erst noch einige Jahre als Teilhaber der Firma hätte bewähren sollen, sofort zu ihrem kaufmännischen Leiter und einige Zeit später auch zu ihrem alleinigen Besitzer.[32] Mit vierundzwanzig Jahren, dem Alter, in dem man in Preußen großjährig wurde, war er somit wirtschaftlich bereits weitgehend sein eigener Herr und konnte nun beweisen, was in ihm steckte, wie viel die Erziehung, die er genossen hatte, tatsächlich wert war und ob die Hoffnungen, die sein Vater in ihn gesetzt hatte, wirklich berechtigt gewesen waren.

Gut achtzehn Monate nach Moses' Tod heiratete Feibes Itzig Jeannette Blumenfeld aus Osnabrück, eine Schwester Feodor Blumenfelds, seines Schulkameraden aus Münsteraner Tagen. Die junge Frau stand ungefähr im gleichen Alter wie er und war, obwohl sie außer Feodor noch fünf weitere Geschwister hatte, eine gute bis sehr gute Partie.

Die Familie Blumenfeld wohnte in Osnabrück in der Hasestraße 36. Sie gehörte wie die Itzigs der jüdischen Reformbewegung an. Nathan, der Vater, war Bankier. Er war vor vielen Jahren aus Mergentheim, das heute zu Baden-Württemberg gehört, nach Osnabrück gekommen und hatte sich dort mit Rebekka Feibes aus Lengerich vermählt. Einer von Jeannettes Brüdern, Bernhard, war als *„Associé der Firma Fortlage und Blumenfeld*

en gros-Geschäft von Baumwollen- und Manufacturwaren" im gleichen Metier wie Feibes tätig, ein anderer, Julius, studierte Medizin und sollte dermaleinst Sanitätsrat werden.

Auch Jeannette war offenbar von Kindesbeinen an sowohl mit der jüdischen als auch mit der weltlichen „deutschen Kultur" bekannt und vertraut gemacht worden. Noch im hohen Alter von über achtzig sollte sie später voller Stolz von ihren Unterhaltungen mit Albert Lortzing, dem berühmten Komponisten der Oper „Zar und Zimmermann", erzählen, der gern und häufig im Haus der Blumenfelds an der Hasestraße in Osnabrück verkehrte.[33]

Die Gemeinsamkeiten zwischen den Itzigs und den Blumenfelds waren so groß, ihre Verbindungen miteinander vorher schon so eng, dass der Gedanke an eine verabredete, eine arrangierte Ehe nicht von der Hand zu weisen ist. Wenn es aber so war, dann verstanden die Arrangeure ihr Handwerk. Die Ehe wurde, soweit das Außenstehende beurteilen können, ausgezeichnet, und die beiden Eheleute blieben einander bis an ihr Lebensende – über mehr als fünfzig Jahre hinweg – tief verbunden. Jeannette hielt sich dabei meistens mehr im Hintergrund, spielte bei aller Aufgeklärtheit die traditionelle Rolle der treusorgenden Gefährtin, die ihrem Mann Feibes den nötigen familiären Rückhalt für seine geschäftlichen, aber auch für seine nicht eben geringen gesellschaftlichen Ambitionen bot.

Als die Hochzeit im Oktober 1841 wahrscheinlich in Osnabrück, jedenfalls nicht in Burgsteinfurt, gefeiert wurde, herrschte eine Art zuversichtlicher Umbruchstimmung vor. Nachdem König Friedrich Wilhelm III. im vergangenen Jahr gestorben war und sein Nachfolger Friedrich Wilhelm IV. den Thron bestiegen hatte, schien die Zeit der reaktionären Erstarrung in Preußen vorbei zu sein und ein Geist der Veränderung und der Liberalisierung die Oberhand gewonnen zu haben. Als pragmatisch denkende Kaufleute mochten die Itzigs und die Blumenfelds die großen Gesten des neuen Monarchen wie die Milderung der Zensur, die Amnestierung politisch Verfolgter oder die Berufung liberaler Professoren auf renommierte Lehrstühle in Bonn und in Berlin vielleicht eher skeptisch beurteilen.[34] Es gab jedoch anderes, Handgreifliches und Bescheidenes, das auch ihre Zuversicht weckte.

Mehr als zehn Jahre hatten Feibes' Vater Moses und sein Onkel Salomon zum Beispiel im Verband mit den übrigen Burgsteinfurter Kaufleuten vergeblich um den Bau einer Chaussee von Münster über Burgsteinfurt nach Gronau gekämpft. Jetzt war das Projekt plötzlich genehmigt worden.[35] Ein anderes Beispiel war die jüdische Schule. Um ihre Finanzierung besser zu sichern, hatten Salomon und Isaac Weinberg, der Vorsteher der

Burgsteinfurter Judenschaft, ebenfalls schon vor Jahren versucht, die Regierung dazu zu bewegen, der Schule den Status einer öffentlichen Lehranstalt zu gewähren, und waren formvollendet abgewiesen worden.

Vor ein paar Monaten hatten sie den Vorstoß in etwas anderer Form einfach wiederholt und siehe da, diesmal erfolgreich. Auch die längst überfällige Einführung der revidierten Steinschen Städteordnung an Stelle des noch aus der Franzosenzeit stammenden Munizipalitätssystems konnte als verheißungsvolles Signal gedeutet werden. Joseph Weinberg wollte bei den ersten Wahlen im nächsten Herbst sogar kandidieren. Auch Feibes' Überlegungen gingen vielleicht schon in diese Richtung. Allerdings kamen diese ersten Wahlen für ihn wohl noch zu früh.

Am 27. Juni 1842 brachte Jeannette ein gesundes Mädchen zur Welt. Die frischgebackenen Eltern waren bestimmt sehr erleichtert, dass alles so glatt verlaufen war. Nach dem, was seinerzeit mit Feibes' Geschwistern geschehen war, die bekanntlich alle bald nach der Geburt gestorben waren, dürften ihre Sorgen groß gewesen sein. Sechsmal sollte sich die Aufregung in den nächsten Jahren noch wiederholen, denn so oft kam Jeannette noch nieder. Bis auf einmal ging jedoch alles gut. Nur ihr Viertgeborenes, ein kleines Mädchen, mussten sie schon nach drei Jahren wieder hergeben.[36]

Da beide Elternteile gleichermaßen aufgeklärt und modern, assimilations- und emanzipationswillig waren, gaben sie ihren Kindern ausnahmslos einheimische oder – wie es damals hieß – nichtjüdische Namen. Das war seit einiger Zeit problemlos möglich. Früher hätte es vielleicht Schwierigkeiten gegeben. Denn unter dem alten König waren „christliche" Vornamen für Juden tabu. Natürlich wusste niemand ganz genau, was christliche und was jüdische Vornamen waren, da beide Gruppen mehr oder weniger aus dem gleichen Fundus schöpften.

Deshalb war es in der Vergangenheit auch immer wieder zu Diskussionen, demütigenden Untersuchungen und nicht selten willkürlichen Untersagungen gekommen. Jetzt war die Sache glücklicherweise geklärt. Bis auf Namen wie Christian, Christoph, Peter oder Paul, die, wie es in der offiziellen amtlichen Regelung hieß, unmittelbar *„mit der christlichen Religion in Beziehung"* standen, waren alle Namen auch für jüdische Kinder erlaubt, so dass Feibes und Jeannette also frei wählen konnten.[37]

Dennoch taten sich die beiden bei ihren Entscheidungen bisweilen schwer. Als 1844 ihr erster Sohn das Licht der Welt erblickte, hätten sie ihn gemäß der alten jüdischen Tradition eigentlich nach seinem kürzlich verstorbenen Großvater väterlicherseits Moses nennen müssen. Dazu konnten sie sich jedoch nicht mehr durchringen; andererseits mochten sie aber auch nicht ganz darauf verzichten. Ihre Lösung sah schließlich so aus, dass

sie, um ihr Gewissen zu beruhigen, einfach zwei Namen ins offizielle Geburtsregister eintragen ließen, den traditionellen Namen Moses oder Moritz und als eigentlichen „Rufnamen" des Kindes Max.[38]

Sozusagen mit „zum Haus" von Feibes und Jeannette Itzig gehörte der noch ledige Kaufmann Moses Weyl, der jüngste Sohn von Salomon Weyl, dem Vorsteher der Haltener Judenschaft und Feibes' Tante Esther.[39] Moses Weyl war die rechte Hand des Hausherrn in der Firma, sein stellvertretender Geschäftsführer, der Mann mit Prokura. Er vertrat den Chef, wenn der auf Reisen war, oder er ging seinerseits auf Reisen, wenn der Chef nicht reisen wollte, weil ihm andere Verpflichtungen wichtiger erschienen. Ob Feibes sich möglicherweise vorgenommen hatte, häufiger bei seiner Familie zu Hause zu bleiben, als sein Vater es getan hatte, wissen wir nicht. Feststeht in jedem Fall, dass er auch nach seiner Hochzeit ungemein viel selbst unterwegs war.

1843 machte er wahrscheinlich seine ersten persönlichen Erfahrungen mit der Eisenbahn, die in seinem weiteren Leben noch eine große Rolle spielen sollte. Bald nachdem die erste Bahnlinie auf deutschem Boden zwischen Nürnberg und Fürth eröffnet worden war, hatte sich wie in anderen Städten auch in Frankfurt an der Oder ein Eisenbahnkomitee gegründet, das vor allem den Bau einer Strecke zwischen Berlin und Frankfurt betrieb. Der Bau wurde im Herbst 1842 abgeschlossen.[40] Bei seiner nächsten Reise zur Remininscere- oder Margarethenmesse, die wie immer über Minden und Berlin führte, konnte Feibes sie zum ersten Mal benutzen.[41]

Wenn er die Vorzüge der Eisenbahn nicht schon aus Berichten aus England kannte, so dürften sie ihm, dem nüchtern denkenden Geschäftsmann, für den Zeit Geld bedeutete, jetzt schnell klar geworden sein. Das neue Verkehrsmittel legte die Strecke zwischen Berlin und Frankfurt bei einer Geschwindigkeit von sage und schreibe 30 bis 50 Kilometern pro Stunde mehr als dreimal so schnell zurück wie eine der beinahe 200 Postkutschen, die zu Messezeiten wöchentlich zwischen den beiden Städten verkehrten und die Feibes für gewöhnlich transportierten. *„Wie ein Projektil"*, so hörte man immer wieder sagen, schoss ein Eisenbahnzug dahin, Entfernungen schienen keine Rolle mehr zu spielen, sie *„schrumpften"*.[42]

Außerdem wurde das Reisen für den Geschäftsmann endlich kalkulierbar. All die Unwägbarkeiten des Kutschensystems – Unbeherrschbarkeit der Pferde, Unachtsamkeit der Kutscher, Tierquälereien, schlechter Zustand der Straßen und viele andere Dinge mehr, die jeder Reisende kannte – waren bei dem modernen mechanischen Transportsystem glücklich überwunden. *„Da der Schienenweg vollkommen eben und glatt sein muss"*, hatte ein englischer Eisenbahnenthusiast schon vor Jahren angemerkt,

„droht auch bei erhöhter Geschwindigkeit keine Gefahr, [dass ein Fahrzeug umstürzt,] denn die mechanische Kraft wirkt gleichförmig und regelmäßig im Unterschied zur Pferdekraft, die bekanntlich genau das Gegenteil ist."[43]

Natürlich gab es Kritiker des neuen Systems, die meinten, dass die Eisenbahn eine *„Vergewaltigung der Natur"* sei, ein *„Dampfteufel"*, der den Menschen mit seiner rasenden Geschwindigkeit überfordere und ihn mit der Zeit nervös, ja höchstwahrscheinlich sogar krank machen müsse.[44] Solchen Einwänden konnte Feibes nicht folgen. Er wurde zu einem großen Bewunderer und Befürworter der Eisenbahn und nutzte sie schon bald zu geschäftlichen Unternehmungen, die er, wenn er weiterhin nur auf Postkutschen angewiesen geblieben wäre, sicher nicht so schnell hätte ausführen können. So reiste er, als das schnell wachsende Netz der Eisenbahnverbindungen es erst einmal einigermaßen problemlos zuließ, nicht mehr nur wie bisher zu den großen Messen nach Frankfurt, nach Leipzig oder Braunschweig, sondern fuhr auch nach Brüssel und nach Paris, in die Zentren der europäischen Spitzen-, Kleider- und Seidenwarenproduktion.[45]

Mitte der vierziger Jahre wurde Feibes' Jahreseinkommen auf rund 2.500 Reichstaler geschätzt, was ganz grob einem heutigen Einkommen von etwa 160.000 Euro entspricht.[46] In der Stadt Burgsteinfurt, in der damals zwischen 2.600 und 2.700 Menschen lebten, darunter rund 200 Juden, durfte er sich damit zu den sechs oder sieben Spitzenverdienern rechnen, war aber dennoch, wie viele andere auch, nicht sorgenfrei. Wiederholte Missernten ließen seit geraumer Zeit überall die Lebensmittelpreise drastisch steigen und die Nachfrage nach Manufakturwaren und anderen gewerblichen Produkten sinken.

In den großen Städten wie in Berlin, aber auch in einigen ländlichen Regionen breitete sich eine neue soziale Erscheinung, die Massenarmut, aus. In Schlesien kam es zu einem Aufstand besonders bedrückter und notleidender Weber, der am Ende blutig niedergeschlagen wurde. Gleichzeitig begannen die großen Hoffnungen, die sich anfangs an den neuen preußischen König geknüpft hatten, allmählich zu schwinden.

Die Liberalen, eine Art lockerer politischer Interessengemeinschaft des wohlhabenden Bürgertums, der auch Feibes sich verbunden fühlte, verlangten immer lauter nach mehr demokratischer Mitbestimmung, nach einer Verfassung, nach einer Garantie der individuellen Freiheitsrechte und nach einem deutschen Nationalparlament. Die Demokraten, eine weitere dieser neuen politischen Interessengruppen, gingen über diese Forderungen noch hinaus und wollten sogar die Unterschichten an der künftigen politischen Willensbildung beteiligt wissen. Beide Gruppen setzten sich im Üb-

rigen auch für die baldige Verwirklichung der vollständigen Judenemanzipation ein, die noch immer auf sich warten ließ.[47]

Anfang 1846 mussten Feibes und Salomon wie auch die übrigen Burgsteinfurter Juden und viele Glaubensgenossen anderswo einen fest vererblichen Familiennamen annehmen. Nachdem die Annahme solcher Namen in den meisten Teilen Preußens in den vergangenen Jahrzehnten schon erfolgt war, sollten jetzt die letzten Lücken geschlossen werden. Die Maßnahme war ein weiterer Schritt der Anpassung, der Eingliederung, der nun doch wieder Hoffnung machte. Die Wahl ihres künftigen Namens stand den Juden dabei frei.

Feibes und Salomon sprachen ihre Entscheidung miteinander ab und waren sich offenbar sehr schnell einig. Da ihre Familie den Namen Itzig ohnehin schon seit Generationen wie einen fest vererblichen Familiennamen führte, wollten sie ihn auch weiterhin behalten. Er hatte sich schließlich bewährt, war in einschlägigen Geschäftskreisen überall bekannt und hatte auch in Burgsteinfurt einen guten Klang.[48] Von negativen Konnotationen, von seiner späteren Stigmatisierung, war offenbar noch nichts bekannt oder sie spielte noch keine nennenswerte Rolle.

Feibes war in Burgsteinfurt inzwischen ein angesehener und allseits geachteter Mann. Er verkehrte in den besten Häusern der Stadt und war mit einigen ihrer prominentesten Bürger wie zum Beispiel dem Arzt Dr. Hofmann bestens bekannt, wenn nicht gar befreundet. Seine Ansichten wurden überall gern gehört, seine Stimme zählte. Und so hatte er denn auch keinerlei Schwierigkeiten, jetzt, da er langsam auf die Dreißig zuging, neben seiner beruflichen Karriere nach und nach auch seine gesellschaftlichen Ambitionen zu verwirklichen, was leider selbst auf lokaler Ebene längst noch nicht jedem Juden möglich war.

So hatte man in der Nachbarstadt Horstmar beispielsweise dem Buchbindermeister Leeser Hertz, einem ebenfalls sehr respektablen Mann, der auch als Vorsteher der dortigen jüdischen Gemeinde fungierte, erst neulich noch den Beitritt zur örtlichen Schützengesellschaft verweigert. Solange den Juden das volle Bürgerrecht nicht gewährt sei, hatten die „gutbürgerlichen" Mitglieder der Gesellschaft argumentiert, könnten sie – besser hätte es wohl heißen müssen „wollten" sie – den Leeser Hertz nicht in ihre Reihen aufnehmen.[49]

Feibes hatte seinen Platz in der Burgsteinfurter Allgemeinen Schützengesellschaft dagegen, wenn nicht alles täuscht, längst gefunden. Und nicht nur das. Auch in dem exklusivsten Burgsteinfurter Verein, der sogenannten

„Ressource", durfte er sich bereits zu den ordentlichen Mitgliedern zählen.[50]

Die „Ressource" war einer jener bürgerlicher Honoratiorenvereine, wie es sie seit einiger Zeit in vielen deutschen Städten gab. Sie nahm nur selbständige „Herren" von mindestens zwanzig Jahren als ordentliche Mitglieder auf, die bereit und in der Lage waren, ein einmaliges Eintrittsgeld von fünf und einen jährlichen Beitragssatz von vier Reichstalern zu bezahlen. Die Aufnahme selbst hing von einer Abstimmung ab, die jedes Mal auf einer eigens dafür einberufenen Mitgliederversammlung per „Ballotage", das heißt mit Hilfe weißer und schwarzer Kugeln, durchgeführt wurde und eine Zweidrittelmehrheit der abgegebenen Voten erforderte. Jeder, der in Burgsteinfurt auf sich hielt oder etwas zu sagen hatte, gehörte dem Verein an oder bemühte sich aufgenommen zu werden.

Das Programm des Vereins umfasste neben geselligen Veranstaltungen – Bällen oder Gesangsabenden – insbesondere Bildungs- und Informationsangebote. Wie in einem vornehmen englischen Club stand jedem Mitglied eine Auswahl von regionalen und überregionalen Zeitungen zur Verfügung, die der Vorstand regelmäßig besorgte.

Genauso wichtig wie das offizielle Programm war jedoch für viele – Feibes sicher nicht ausgenommen – die Funktion des Vereins als Begegnungsstätte, als Ort der Kontaktpflege, der Meinungsbildung und des persönlichen Gedanken- und Informationsaustausches über oft sehr handfeste und praktische Fragen. Nicht selten gingen Geselligkeit und Kommunalpolitik in Gesellschaften wie dieser fließend ineinander über. Auch Jeannette dürfte diese Erfahrung – sehr zu ihrem Leidwesen – mehr als einmal gemacht haben. Denn zu den meisten Festveranstaltungen begleitete sie ihren Mann natürlich. Vor allem die großen Bälle, die jedes Jahr zu Silvester und zu Fastnacht veranstaltet wurden, waren auch für sie wichtige gesellschaftliche Termine.[51]

Sein erstes offizielles ehrenamtliches Engagement übernahm Feibes Ende 1845 allerdings nicht für die Stadt, sondern, man möchte sagen, wie es sich für einen Mann wie ihn gehörte, für die jüdische Gemeinde. Nachdem der Gemeindevorstand vor einiger Zeit dazu aufgefordert worden war, ein dreiköpfiges Repräsentantenkollegium für ihre öffentliche Schule wählen zu lassen, damit nicht bei jeder noch so kleinen Entscheidung gleich eine Gemeindeversammlung einberufen werden musste, hatte man ihn sofort vorgeschlagen und anschließend auch gewählt. Zusammen mit Isaac Grotta, dem alten Mitstreiter seines Vaters im Dienste der Haindorf-Stiftung, und dem Klempnermeister Sally Cohen sollte er die Gemeindevertretung in allen Schulangelegenheiten in den nächsten Jahren übernehmen.[52]

Die Kandidatur für einen Sitz in der Stadtverordnetenversammlung war nach dieser ersten Wahl sozusagen der konsequente nächste Schritt. Er erfolgte nur wenige Monate später im Juni 1846, und zwar in einer augenscheinlich etwas angespannten Atmosphäre. Schuld an dieser Atmosphäre war ein Streit zwischen dem Magistrat und Isaac Weinberg, der zuletzt unnötig eskaliert war. Weinberg hatte bei den Wahlen der letzten sechs Stadtverordneten – es wurde bei jeder Wahl immer nur über die Hälfte der insgesamt 12 Abgeordneten abgestimmt – so viele Stimmen auf sich vereinigt, dass er als „stellvertretender Stadtverordneter" galt, als ein Mann also, der im Eventualfall nachrücken konnte, wenn einer der „tatsächlich" gewählten Abgeordneten ausfiel.

Genau das war nun vor einiger Zeit geschehen, als der Landgerichtsrat Winterbach wegen seiner Versetzung nach Paderborn sein Mandat hatte niederlegen müssen. Doch statt nun an seiner Stelle Isaac Weinberg zu berufen, hatte der Magistrat, aus welchen Gründen auch immer, dem Schreinermeister Lölfer, einem anderen „stellvertretenden Stadtverordneten" den Vorzug gegeben.[53] Weinberg hatte sofort protestiert, war aber beim Magistrat zunächst auf taube Ohren gestoßen und hatte daraufhin, obwohl die Regierung Münster schon zu seinen Gunsten interveniert hatte, einen sehr polemischen Artikel im Steinfurter Kreisblatt veröffentlicht.[54]

Mit diesem Artikel hatte er zwar wahrscheinlich zuallererst sich selbst geschadet. Man musste sich aber fragen, ob er dadurch nicht auch Feibes' Aussichten auf eine Wahl geschmälert hatte. Schubladendenken war damals wie heute weit verbreitet, und die ebenso einfache wie in jeder Hinsicht falsche Gleichung „Jude ist Jude" war schnell aufgestellt.

Solche Befürchtungen erwiesen sich jedoch als grundlos. Feibes' Kandidatur für die Stadtverordnetenversammlung war auf Anhieb erfolgreich. Am 17. Juli 1846 wurde er im Rathaus von Bürgermeister Terberger vereidigt. Und es sollte nicht die letzte Vereidigung dieser Art für ihn bleiben. Da auch Isaak Weinberg den von ihm eingeklagten Platz inzwischen erhalten hatte, waren somit von nun an zwei Juden im Burgsteinfurter Stadtparlament vertreten, eine Tatsache, die die „Allgemeine Zeitung des Judentums" für bemerkenswert genug hielt, um in einer ihrer nächsten Ausgaben die folgende Privatmitteilung aus Burgsteinfurt abzudrucken: *„Bei der am 5. d. M. hierselbst stattgefundenen Wahl der Stadtverordneten wurde der Kaufmann Herr Feibes Itzig mit unter die Zahl derselben aufgenommen. Der Herr I. Weinberg ist schon seit einiger Zeit als Stadtverordneter in Funktion; so dass jetzt zwei Israeliten hier als städtische Mitarbeiter fungieren. Möge doch bald die Zeit kommen, wo man eine solche einem Israeliten gewordene Auszeichnung nicht mehr als Merkwürdigkeit berichtet."*[55]

Knapp ein Jahr später, im Juni 1847, schien die vollständige Gleichberechtigung tatsächlich in Reichweite zu sein. Auf dem ersten Vereinigten Preußischen Provinziallandtag, den der König nach Berlin einberufen hatte, stand das Thema Judenemanzipation mehrere Tage lang auf dem Programm. Das Gesetz, das bald darauf erschien, erfüllte die Erwartungen jedoch nicht ganz. Zwar konnten sich nun alle Juden des Landes preußische Staatsbürger nennen, gleichwohl blieben ihnen immer noch bestimmte Rechte vorenthalten. Schlüsselpositionen in Verwaltung, Justiz und Militär konnten sie nach wie vor nicht erreichen.[56]

Das Gesetz passte zu der insgesamt sehr inkonsequenten, halbherzigen Politik, die die Berliner Zentralregierung – und nicht nur sie – gerade in dieser Zeit betrieb. Statt die ohnehin bereits vorhandene Unzufriedenheit abzubauen, rührte diese Politik sie weiter auf. Durch eine neuerliche Missernte nahmen zudem die wirtschaftlichen und sozialen Probleme weiter zu, so dass die oppositionellen Kräfte – ob es sich nun um Demokraten oder Liberale handelte – überall an Boden gewannen.[57] Auch in Burgsteinfurt und dort namentlich in Feibes' „Ressource" dürfte man sich über die politische und wirtschaftliche Gesamtentwicklung in Preußen und den anderen deutschen Einzelstaaten Gedanken gemacht haben. Gesprächsstoff lieferte sie jedenfalls genug.

In der jüdischen Gemeinde debattierte man zunächst vor allem über jene Bestimmungen des neuen Gesetzes, die die Bildung überörtlicher Synagogengemeinden oder Synagogenbezirke vorsahen. Niemand verstand offenbar ganz genau, wie diese Bestimmungen auszulegen waren, und deshalb machte man sich große Sorgen, dass die Selbständigkeit, die Autonomie der Burgsteinfurter Gemeinde, verloren gehen könnte. Im Februar 1848 wurden Isaak Weinberg als Vorsteher der Gemeinde und Feibes' Onkel Salomon als dessen Stellvertreter von Bürgermeister Terberger in der Angelegenheit gehört. Sie sprachen sich eindeutig gegen jeden Zusammenschluss mit anderen Gemeinden aus. Die Burgsteinfurter Gemeinde sollte in jedem Fall für sich bleiben. Auch Feibes war natürlich unbedingt dafür.[58]

Terbergers Bericht über die Einvernahme Salomons und Isaak Weinbergs war kaum abgefasst, als erste Nachrichten von Unruhen in ganz Deutschland, vor allem aber in Berlin eintrafen. Dort protestierten seit dem 7. März Bürger, Studenten und Arbeiter gemeinsam für die Annahme der mittlerweile sattsam bekannten Reformforderungen der Liberalen, mit denen Feibes sympathisierte. Am 18. März fand eine Massenkundgebung auf dem Schlossplatz statt. Als sich bei dem vom König angeordneten Ver-

such, den Platz mit militärischer Gewalt zu räumen, aus unbekannten Gründen zwei Schüsse lösten, kam es zu blutigen Barrikadenkämpfen in der Stadt, bei denen 303 Menschen starben, darunter auch mehrere Juden, zehn, wie die einen, 21, wie die anderen behaupteten.

Nach einem Tag gab der König nach und beugte sich den Freiheitskämpfern. Am 21. März nahm er in einer feierlichen Proklamation *„An mein Volk und an die deutsche Nation"* die „Märzforderungen" der Liberalen an. Einige Tage später wurden dann ein liberales Ministerium eingesetzt und Wahlen sowohl für ein preußisches Parlament als auch für ein deutsches Nationalparlament, das in Frankfurt tagen sollte, ausgeschrieben.[59]

Als sich in Burgsteinfurt herumsprach, der König habe sich, um weiteres Blutvergießen zu vermeiden, vor jedem einzelnen der gefallenen Barrikadenkämpfer, die man auf Bahren und Leiterwagen auf dem Schlossplatz an ihm vorbeigetragen habe, ehrerbietig verneigen müssen, vor den Juden genauso wie vor den Christen, da mag mancher aus der jüdischen Gemeinde sarkastisch bemerkt haben *„Na also! Da haben wir doch endlich die vollständige Gleichheit erreicht!"*[60]

Bei den doppelten Parlamentswahlen, die in Burgsteinfurt am 1. und 2. Mai in dem großen Schützenzelt abgehalten wurden, das seit einigen Jahren im Bagno aufgestellt war, war Feibes als potentieller Wahlmann für die Frankfurter Nationalversammlung nominiert. Beide Wahlen waren nämlich indirekt, das heißt, dass die Bevölkerung zunächst nur jeweils fünf Wahlmänner zu bestimmen hatte, die dann anschließend in einem gesonderten zweiten Wahlgang zwischen den eigentlichen Kandidaten entschieden. Stimmberechtigt waren von den rund 2.700 Einwohnern der Stadt für die Wahlen zum Berliner Parlament 505 und für die Wahlen zum Frankfurter Abgeordnetenhaus 523 Bürger.[61]

Und natürlich setzte sich Feibes auch diesmal durch. Als erklärter Anhänger der Liberalen war er gerade bei dieser Wahl für viele genau der richtige Mann. Zusammen mit dem Landrat von Basse, dem Apotheker König, dem Fürstlichen Regierungsrat Schüssler und dem Oberlandgerichtsrat Wiens sollte er die Bürgerschaft bei der Abstimmung über die Kandidaten für die Frankfurter Paulskirche vertreten.

Ohne Frage bedeutete diese Wahl eine ganz besondere Ehre für ihn, einen wunderbaren Vertrauensbeweis, bestätigte sie doch nicht nur sein ungemein hohes Ansehen, seine anscheinend uneingeschränkte Anerkennung in der Stadt. Sie erlaubte ihm auch, sich nun gleichsam definitiv als Angehöriger einer Vorhut der Gesellschaft der Zukunft zu fühlen, als eine sozusagen exemplarische Existenz mit entsprechenden Verpflichtungen in wirt-

schaftlicher, sozialer, geistig-kultureller und, wie sich jetzt herausstellte, auch in politischer Hinsicht.

Bevor sich die jeweils fünf Burgsteinfurter Wahlmänner auf den Weg machten, erging noch eine Mahnung, ein *„Appell"*, des Kreiswahlleiters Dr. Dupré an sie, in dem dieser in pathetischen, aber für Feibes' Selbstwertgefühl sicher sehr wohltuenden Worten noch einmal die Verantwortung hervorhob, die ihnen durch ihre Wahl übertragen worden sei: *„Im Zeitraum von 4 Wochen"*, so hieß es in dem Appell, *„sehen wir großartige Staatsumwälzungen, die sich in Preußen am 21. März vollzogen. Deutschland, unser schönes Deutschland soll wieder einen Staat bilden. Durch ein einiges freies und mächtiges Deutschland ist uns die Garantie einer schönen Zukunft gewährt. Der Deputierte, den wir nach ... Frankfurt senden, muss sich die Aufgabe stellen, hinzuwirken auf einen einheitlichen Zustand unter einem deutschen Kaiser, mit einem durch freie Wahl aus dem Volk hervorgegangenen selbständigen Parlament. Alle müssen gleich sein vor dem Gesetz."*[62]

Die Euphorie hielt indessen nicht lange an. Bereits im Herbst leitete der König in Preußen die Gegenrevolution ein. Der Ruf der Demokraten nach einem „zweiten" radikaleren Umsturz gab ihm die willkommene Handhabe dazu. Am 1. November setzte er zunächst ein konservatives „Kampfkabinett" ein, und bereits acht Tage später ließ er das gerade gewählte preußische Parlament in die Provinz nach Brandenburg verlegen. Da es ihm gelang, für beide Maßnahmen einen bedrohlichen Staatsnotstand vorzuschützen, ließen sich viele seiner Untertanen selbst im liberalen Lager täuschen.[63] Auch Feibes gehörte, wie es scheint, dazu.

Am 20. November schloss er sich jedenfalls ohne Bedenken dem Beschluss der Burgsteinfurter Stadtverordnetenversammlung an, dem König eine *„Adresse"* zukommen zu lassen, in der sich das Gremium ausdrücklich *„mit den energischen Maßnahmen, welche Se. Majestät gegen den gefährlich werdenden Terrorismus in seiner Hauptstadt ergriffen [hat]"*, einverstanden erklärte und auch die Verlegung der „Nationalversammlung" nach Brandenburg guthieß.[64]

Nur einen Monat später wurde das Parlament mittels Staatsstreich aufgelöst und kurzerhand eine Verfassung von oben „oktroyiert", die allerdings eine ganze Reihe liberaler Zugeständnisse enthielt. Anfang 1849 war der ganze „Revolutionsspuk", wie manche es ausdrückten, endgültig vorüber. Die Gemüter hatten sich beruhigt. Es herrschte wieder Ruhe und Ordnung im Land, und die Dinge liefen wie eh und je. Die Ablehnung der ihm durch das Paulskirchenparlament angetragenen Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV. und das Ende der Frankfurter Nationalversammlung im Mai wa-

ren beinahe nur noch ein Nachspiel, das viele schon gar nicht mehr registrierten.[65]

In den nächsten Monaten änderte sich in Feibes' unmittelbarer Umgebung in Burgsteinfurt einiges. Sein Onkel Salomon führte einen Ausverkauf durch. Noch bevor die letzten Nachwehen der Revolution vollständig abgeklungen waren, hatte er sein Geschäft in der Wasserstraße aufgelöst und zog mit seiner Familie nach Münster um.[66] Sein Schritt kam nicht ganz unerwartet. Salomon war mittlerweile über sechzig Jahre alt und hatte schon seit Jahr und Tag mit erheblichen gesundheitlichen Problemen zu kämpfen. Er konnte nicht mehr gut hören, wurde häufig von Hautausschlägen geplagt, gegen die er nichts anderes tun konnte, als immer wieder Hausbäder zu nehmen und dann und wann nach Bad Bentheim zu fahren, um dort zu kuren. Und vor allem hatte er beständig unter Kopfschmerzen zu leiden, die zeitweilig so schlimm wurden, dass er gelegentlich sogar schon eine „Fontenelle", ein durch eine Erbse offengehaltenes künstliches Hautgeschwür, hatte anlegen lassen, durch das die Schmerzen abgeleitet werden sollten.[67]

Immer mehr junge Leute wanderten aus, vor allem nach Amerika, über den großen Teich. Auch die ersten jüdischen Glaubensgenossen hatten sich bereits dorthin auf den Weg gemacht, wo angeblich alles viel besser, freier und toleranter war, wie man vor einiger Zeit sogar in der „Allgemeinen Zeitung des Judentums" hatte lesen können.[68] Johanna, die älteste Tochter des Hausierers Levy Heineberg, hatte vor einigen Jahren den Anfang gemacht. Von ihren fünf Geschwistern waren ihr anschließend zuerst zwei, dann drei jeweils zusammen gefolgt. Und nun schickte sich auch Isaak Weinbergs Ältester, der Gelbgießer Meyer Weinberg, an, die Neue Welt zu „erobern". Er sollte nicht der Letzte bleiben. Insgesamt wanderten zwischen 1845 und 1870 zwanzig oder einundzwanzig Juden aus Burgsteinfurt aus, alles in allem noch verhältnismäßig wenige, wenn man bedenkt, dass aus ganz Deutschland in diesem Zeitraum über 150.000 Juden emigrierten.[69]

Feibes' erste längere Reise nach der Revolution war die früher bereits erwähnte große Geschäftsreise nach Brüssel und nach Paris im November 1849. Soweit es sich an der Entwicklung seiner Gewerbesteuerzahlungen ablesen lässt, hatte sein Geschäft in den letzten Jahren unter dem ungünstigen Konjunkturverlauf ebenso gelitten wie manches andere Unternehmen. Zwar zahlte er nach dem Fürsten (als Mühlenbesitzer) immer noch die höchsten Gewerbesteuern in der Stadt, sie waren aber zwischen 1845 und

1849 um 25 Prozent gesunken. Deshalb versuchte er jetzt offenbar, möglichst rasch neue Impulse zu setzten, um die Flaute zu überwinden.

Der Erfolg blieb jedoch, wie es scheint, zunächst gering. Und das war nicht seine einzige Sorge. Anfang Januar 1850 wurden die hartnäckigen Gerüchte, nach denen der König die eben erst gewährte Verfassung revidieren wollte, wahr. Viele der liberalen Zugeständnisse wurden bei dieser Revision zurückgenommen. Als Jude durfte Feibes noch froh sein, dass nicht auch das Emanzipationsgesetz vom Juli 1847 fiel.

Die Forderungen danach waren laut genug. Man brauchte nur die allgemein als „Kreuzzeitung" bekannte „Neue Preußische Zeitung", das Leib- und Magenblatt der Konservativen, aufzuschlagen, um darauf zu stoßen.[70] Und noch etwas Unangenehmes, ja äußerst Schmerzhaftes für Feibes geschah. Nur wenige Wochen nach seiner Rückkehr aus Paris hatte er den Tod seiner Tochter Laura, seiner Viertgeborenen, zu beklagen, der eine schmerzhafte Lücke in seine Familie riss, die sich erst wieder schloss, als Jeannette anderthalb Jahre später einer weiteren Tochter, Flora, das Leben schenkte.[71]

Ungeachtet dieser Rückschläge und Schwierigkeiten ließ Feibes in seinem öffentlichen Engagement für die Stadt und für die jüdische Gemeinde nicht nach. Jammern und Wehklagen waren weder Jeannettes noch seine Sache. Er tat einfach weiter „seine Pflicht", so wie es jeder gute Preuße, ob Christ oder Jude, eben zu tun pflegte.

Im Stadtrat stand in diesen Tagen die eigentlich längst überfällige Neuordnung der Armenverwaltung an. Diese hatte seit über dreißig Jahren in den Händen eines Gremiums gelegen, das fast ganz unter dem Einfluss des Presbyteriums der reformierten Kirche stand. Nach einer Entscheidung der obersten Regierungsbehörden aus der Zeit noch vor der Revolution war eine solche Regelung nicht länger tragbar. Die Verwaltung des Armenwesens war nicht als eine kirchliche, sondern als eine bürgerliche Angelegenheit zu betrachten, und so musste der Stadtrat also dringend einen neuen „unabhängigen" Armenvorstand wählen.[72]

An der Wahl schieden sich jedoch die Geister. Auf der einen Seite wollte die reformierte Kirchengemeinde trotz Ministerialerlass und Regierungsverfügung nicht kampflos auf ihre bisherige Macht verzichten. Auf der anderen Seite forderten die verschiedenen konfessionellen Minderheiten teilweise recht lebhaft ihre Beteiligung an dem neu zu konstituierenden Gremium ein.

Auch Feibes war in diesem Fall Partei. Er vertrat entschieden die Interessen der Juden. Nachdem deren Anrecht auf Armenunterstützung durch die Stadt vor wenigen Jahren endlich anerkannt worden war – lange genug

hatte man darum gestritten –, versuchte er im Stadtparlament eine Mehrheit für den Vorschlag zu gewinnen, im künftigen Armenvorstand immer einen Platz für einen Repräsentanten der jüdischen Gemeinde zu reservieren. Seiner Meinung nach war die Einrichtung eines derartigen Quorums für die Verwirklichung wirklicher Gleichberechtigung in diesem Bereich wichtig und nötig.

Wie enttäuscht war er deshalb, als er merkte, dass er mit seinem Vorstoß bei seinen Kollegen nicht durchdrang. Um am Ende wenigstens ein Zeichen zu setzen, entschloss er sich, aus Protest an der Wahl des neuen Armenvorstandes selbst nicht teilzunehmen. Unmittelbar vor der Abstimmung im Stadtparlament verließ er demonstrativ den Sitzungssaal.[73]

Weitgehend hausgemacht war die beinahe gleichzeitige Krise der jüdischen Schule. Unterschwellig schwelte sie schon seit Monaten. Mit dem plötzlichen, ja überstürzten Abschied des verdienstvollen Elias Marcus, dem die Schule fast allein ihr hohes Ansehen zu verdanken hatte, trat sie offen zutage. Die Verantwortlichen in der Gemeinde, Feibes eingeschlossen, bedauerten die Entwicklung zutiefst und bemühten sich, die Krise so schnell wie möglich in den Griff zu bekommen, bevor sie weiter eskalierte.

Nicht ohne Schwierigkeiten gelang es ihnen in den nächsten Monaten, einen einigermaßen gleichwertigen Nachfolger zu finden. Der erste Bewerber, der Lehrer Benamin Wolff aus Lübbecke, den Feibes persönlich vorgeschlagen hatte und anfangs favorisierte, fiel beim Probegottesdienst in der Gemeinde durch.[74] Wolff war ein überzeugter Reformer, ein Mann, der in Lübbecke nicht nur die deutsche Predigt, sondern auch *„deutsches Gebet und deutschen Gesang"* in den Gottesdienst eingeführt hatte.[75] Vermutlich beabsichtigte er, ähnliche Neuerungen auch in Burgsteinfurt einzuführen. Und das war sein „Fehler". Denn von neuen Formen des Gottesdienstes wollte man in der Burgsteinfurter Gemeinde nichts wissen.

Mehr Beifall fand ein anderer Kandidat, Hermann Schwarzauer aus Schwarza. Er wusste sowohl beim Probegottesdienst als auch beim Probeunterricht in der Schule zu gefallen. Dafür meldete die Regierung Münster gegen seine Einstellung Bedenken an. Schwarzauer hatte vor Jahren aus falsch verstandenem Ehrgeiz einmal eine Urkundenfälschung begangen. Trotz Geringfügigkeit und längst verbüßter Strafe trugen die Behörden dem fast Vierzigjährigen diese „Jugendsünde" immer noch nach. Feibes und seine Kollegen fanden das übertrieben. Nach reiflicher Überlegung entschlossen sie sich, Hermann Schwarzauer eine Chance zu geben und stellten ihn ein, zunächst wie üblich auf Probe.[76]

Mit der vorläufigen Wiederbesetzung der Lehrerstelle war die Krise der Schule jedoch noch nicht bewältigt. Wie sich zeigte, waren einige Ge-

meindemitglieder an einer guten Fortführung der Anstalt eigentlich gar nicht interessiert. Aus Kurzsichtigkeit, aus Geiz und Illoyalität lehnten sie die ganze Einrichtung ab. Am liebsten wären sie sie ein für allemal losgeworden.

Da das aber nicht so einfach möglich war, versuchten sie sie weiter zu sabotieren. Also zweifelten sie jetzt kurzerhand die Haushaltsführung des dreiköpfigen Repräsentantenkollegiums an. In einem elfseitigen Beschwerdeschreiben an die Regierung Münster warfen sie Feibes und seinen beiden Mitstreitern vor, nach der Anstellung des Lehrers Schwarzauer einen Etat verabschiedet zu haben, der *„die notwendigen Bedürfnisse der Schule bedeutend"* übersteige und auch sonst von Fehlern und Ungereimtheiten nur so strotze.[77]

Obwohl er die Attacke als *„nicht wenig kränkend"* empfand, reagierte Feibes auf die Vorwürfe erstaunlich gelassen. In Zusammenarbeit mit den beiden anderen Betroffenen Isaak Grotta und Sally Cohen gelang es ihm, sie völlig sachlich und nüchtern zu entkräften. Das Ärgerlichste an der ganzen Angelegenheit bestand für ihn vielleicht darin, dass sich ausgerechnet Samuel Israel, der zweiundsechzigjährige Cousin seines verstorbenen Vaters, der es im Übrigen wahrlich nicht nötig hatte, jeden Groschen dreimal umzudrehen, zum Wortführer der opponierenden Quertreiber und Querulanten gemacht hatte.

Andererseits konnte Feibes diese Tatsache nicht wirklich überraschen, denn Samuel Israel war schon seit langem mit nichts und niemandem mehr zufrieden. Selbst mit seiner eigenen Familie lag er in ständigem Streit. Seine Mutter Reischen oder Rosa, geborene Itzig, hatte bis zu ihrem Tod vor einigen Monaten nicht wenig unter ihm gelitten.[78]

Nach gut zwei Monaten wurde die Beschwerde des *„Samuel Israel und Konsorten"* von der Regierung Münster rechtskräftig abgewiesen. Hermann Schwarzauer konnte seine Arbeit als Kantor und Lehrer der Gemeinde, wie vertraglich vereinbart, fortsetzen, und seine vorübergehende Anstellung konnte in eine feste Anstellung umgewandelt werden.[79] Die Schule blühte wieder auf, und Feibes durfte nach einiger Zeit mit Genugtuung registrieren, dass erstmals sogar ein christlicher Bürger versuchte, seine Kinder dort unterzubringen. Es war der Stadtauktionator Ibershoff, der die Vorteile der kleinen Lehranstalt gegenüber den stark besuchten christlichen Elementarschulen der Stadt offenbar besser zu würdigen wusste als manches unverbesserliche Mitglied der jüdischen Gemeinde.[80]

Feibes' eigenen Kindern, zumindest den drei älteren von ihnen, kam die Renaissance der jüdischen Schule nur noch begrenzt zugute. Während die Tochter Olga aus dem schulpflichtigen Alter beinahe schon heraus war,

wurden die beiden Söhne Max und Bernhard von ihrem Vater in der nächsten Zeit auf die höhere Schule geschickt. Beide kamen, einer nach dem anderen, auf das zu Ostern 1853 als Rechtsnachfolgerin der ehemaligen „Hohen Schule" (wieder) eröffnete Gymnasium Arnoldinum. Max, der Ältere, gehörte sogar zu den ersten 27 Schülern, die an der zunächst in einem Notbehelf, einer *„freundlichen Baracke"* auf dem „Friedhof Nr. 3", untergebrachten Anstalt aufgenommen wurden. Mit noch nicht ganz neun Jahren war er einer der Jüngsten.[81]

Feibes sah im Gymnasium nicht nur den Weg zu einer angemessenen beruflichen Karriere, vielleicht sogar zur Hochschulbildung, sondern auch das beste Mittel, in die kultivierte Gesellschaft aufgenommen zu werden. Er hoffte, dass die Fähigkeit, Cäsar in Lateinisch, die Ilias in Griechisch und das Nibelungenlied in Althochdeutsch lesen zu können, seinen Söhnen die soziale Eingliederung erleichtern würde, zu der die kommerziellen und gesellschaftlichen Erfolge ihres Vaters sie berechtigten. Die Kosten für diesen bürgerlichen „Luxus" brachte er gerne auf. Dabei waren diese Kosten nicht gerade niedrig. Das Schulgeld am Gymnasium Arnoldinum betrug pro Schüler drei bis zehn Reichstaler vierteljährlich, je nach Klassenstufe gestaffelt, so dass Feibes schon bald 30 bis 40 Reichstaler pro anno zu bezahlen hatte.[82]

Auf der anderen Seite war der Prestigegewinn beträchtlich. Zu seinem Status als Stadtverordneter und Mitglied der „Ressource" passte es glänzend, dass seine Söhne nun auch noch zu den Arnoldinern gehörten. Gleich beim ersten Stiftungsfest der Schule, das, solange noch kein eigenes Schulgebäude vorhanden war, jeweils im Festsaal des neuen Vereinshauses der „Ressource" an der Kirchstraße stattfinden sollte, durfte Max als kleiner Sextaner einen Beitrag zur Gestaltung der offiziellen Feierstunde leisten. Er war ausgewählt worden, ein Gedicht – Grimms „Der Wolf und der Fuchs" – zu rezitieren, und da er seine Sache offenbar gut machte, wurde ihm die Ehre im nächsten Jahr noch einmal gewährt. Diesmal durfte er ein Gedicht von Kopisch – „Die Heinzelmännchen" – aufsagen.[83]

Natürlich achtete Feibes streng darauf, dass neben der weltlichen Bildung seiner Sprösslinge der Religionsunterricht auch nach dem Schulwechsel nicht zu kurz kam. Die Zweigleisigkeit blieb oberstes Gebot. Da am Gymnasium kein jüdischer Religionsunterricht angeboten wurde, mussten Max und Bernhard sonntags, wenn alle ihre Klassenkameraden frei hatten, zusätzlich zu Hermann Schwarzauer in den Privatunterricht gehen. Als die Zahl der jüdischen Schüler am Arnoldinum allmählich zunahm, beantragte Feibes, Hermann Schwarzauer als offiziellen Religionslehrer am Gymnasium anzustellen. Der Vorschlag wurde von den anderen Offiziellen

der Gemeinde und von Bürgermeister Terberger tatkräftig unterstützt, vom Provinzialschulkollegium in Münster aber aus formalrechtlichen Gründen abgelehnt.[84]

1853 hatten Feibes' Geschäfte in etwa wieder den Umfang angenommen, den sie vor der kleinen Rezession im Jahre 1845 besessen hatten. Damit wollte er sich jetzt jedoch nicht mehr zufrieden geben. Inzwischen hatte nämlich in ganz Europa eine Welle der Hochkonjunktur eingesetzt. Neue Märkte einer bisher unbekannten Dimension begannen sich aufzutun. Wie in England setzten sich auch in Deutschland überall verstärkt Maschinen und Fabriken durch, mit denen die Produktion gesteigert werden konnte. Zahlreiche neu gegründete Banken sowie eine neue Form der Kapitalbeschaffung, die Aktiengesellschaft, boten gute Möglichkeiten, nun auch große und kostenintensive Projekte finanziell zu realisieren.[85]

Feibes' Wunsch, diesen wirtschaftlichen Aufschwung für sich ebenfalls zu nutzen oder es doch besser als bisher zu tun, führten ihn dazu, sich mit seinem Schwager Bernhard Blumenfeld, dem bisherigen *„Associé der Firma Fortlage und Blumenfeld en gros-Geschäft von Baumwollen- und Manufakturwaren"* in Osnabrück, zu verbinden und mit ihm zusammen seine Firma zu einem gemeinsam betriebenen moderneren Unternehmen um- und auszubauen.

1854 zog Bernhard Blumenfeld mit seiner Frau Johanna und seinen beiden Kindern Louis und Albert nach Burgsteinfurt um. Bis Ende Juli wurde Feibes' Geschäft auseinander dividiert. Detailhandel und Großhandel wurden voneinander geschieden, auch nominell. Während der Detailhandel unter dem alten Geschäftsnamen Samuel Itzig weiterlief, sollte die Großhandelsabteilung fortan unter dem Namen „Blumenfeld und Comp." firmieren. Gleichzeitig wurde dieser Abteilung ein eigenes Industrieunternehmen, *„ein Etablissement ... zur Fabrikation von Tuchen, Zephyr und Burkeens"* angeschlossen.[86]

Dieses Unternehmen wurde allerdings nicht in Burgsteinfurt eingerichtet. Es bekam seinen Standort in Guben in der Niederlausitz, also in unmittelbarer Nähe der für Feibes' Geschäfte von jeher so wichtigen östlichen Absatzmärkte.[87] Von Guben bis Frankfurt an der Oder war es nicht weit. Auch Berlin, Leipzig oder Breslau ließen sich bequem erreichen. Die Neiße war von hier aus schiffbar und die erste Eisenbahnlinie, die niederschlesisch-märkische, von Berlin über Guben nach Breslau, war bereits seit einigen Jahren in Betrieb.[88] Der Sitz der Geschäftsführung, zumindest eines Teils davon, sollte in Burgsteinfurt bleiben. Außerdem wurde Moses Weyl, Feibes' langjähriger Prokurist, *„in seiner bisherigen Stellung"* bestätigt.[89]

Es dürfte sicher anzunehmen sein, dass die doch recht erheblichen Veränderungen, sobald sie in Burgsteinfurt bekannt geworden waren, zu einigen Spekulationen führten. Doch obwohl das Herzstück der neuen Firma „Blumenfeld und Comp." weit entfernt im Osten angesiedelt war, hegte Feibes keinerlei Pläne, seine Heimatstadt ganz aufzugeben und sie vielleicht über kurz oder lang mit seiner Familie zu verlassen. Dazu war er der Stadt viel zu sehr verbunden, viel zu stark in ihr und dem umliegenden Münsterland verwurzelt. Burgsteinfurt sollte unverändert sein Lebens- und Karrieremittelpunkt bleiben. Mehrere zusätzliche öffentliche Aufgaben, die er übernahm, machten das sehr schnell klar.

Als einige Monate nach der erfolgreichen Geschäftsumwandlung die seit 1847 vorgesehene Bildung der neuen Synagogenbezirke erfolgte – entgegen den ursprünglichen Wünschen der Gemeindeoberen sollte Burgsteinfurt nun doch mit anderen Gemeinden zu einer Verwaltungseinheit zusammengeschlossen werden –, wurde er zusammen mit Isaak Weinberg und dem Kaufmann Lefmann Leeser aus Rheine in den Bezirksvorstand gewählt, der anschließend von der Regierung Münster den Auftrag erhielt, als Erstes Statuten für den neuen Synagogenbezirk zu entwerfen.[90]

Bald darauf folgte seine Wahl zum stellvertretenden Mitglied der Industrie- und Handelskammer Münster. Auch diese Einrichtung war gerade erst ins Leben gerufen worden. Ihre Aufgabe bestand darin, als Hilfsorgan der vorgeordneten Provinzial- und Zentralbehörden die wirtschaftliche Entwicklung des (Kammer-) Bezirks, der zunächst noch nicht den ganzen Regierungsbezirk, sondern nur die Stadt Münster sowie die Kreise Münster Land, Warendorf, Beckum, Steinfurt und Tecklenburg umfasste, im Blick zu behalten und mehr oder weniger regelmäßig Gutachten darüber zu verfassen.

Gleichzeitig sollte die Kammer die Interessen der eingesessenen Kaufmannschaft dem Staat oder einzelnen Firmen gegenüber vertreten. Zur Wahl der Mitglieder waren alle in der Gewerbesteuerklasse A veranlagten Handeltreibenden und Fabrikanten berechtigt. Im Kreis Steinfurt, der insgesamt drei der dreizehn Mitglieder und zwei der neun Stellvertreter stellte, waren das zum Zeitpunkt von Feibes' Berufung knapp 100, darunter etwa 10% Juden.[91]

Obwohl der Prozess der Assimilation, der Anpassung an die Umwelt in diesen Jahren gute Fortschritte machte, das bei Behörden und Bevölkerung verrufene Bettel- und Hausierwesen aufgrund des allgemeinen wirtschaftlichen Aufschwungs stark zurückging, das Bildungsniveau stieg und zusehends mehr jüdische Glaubensgenossen den Aufstieg in den bürgerlichen Mittelstand schafften, blieben antijüdische Ressentiments und Vorurteile

nach wie vor weit verbreitet. Verschiedene Publikationen und Publikationsorgane trugen nicht unwesentlich dazu bei.

So setzte die „Kreuzzeitung" ihren Feldzug gegen die Emanzipation mit zum Teil schmählichen und hetzerischen Argumenten fort. Ihr Chefredakteur Wagener behauptete, dass die jüdischen Wucherer und Preistreiber einen Vernichtungskrieg gegen das Christentum führten. Er warnte vor einer angeblich jüdischen Reformierung Deutschlands. In einem 1855 erschienen Roman von Gustav Freytag mit dem Titel „Soll und Haben" wurde der jüdische Kaufmann als ein moralisch wenig gefestigter, von Ehrgeiz und Habgier beherrschter Geschäftemacher mit befremdlichen und schlechten Manieren im Gegensatz zum ehrbaren christlichen Kaufmann geschildert. Der jüdische Kaufmann hieß „Veitel Itzig", und seine Geschichte wurde massenhaft gelesen. Sehr beliebt waren auch die Judenwitze und Judenkarikaturen, die zum Repertoire der seit einem Jahrzehnt in größerer Zahl erscheinenden sogenannten „Witzblätter" gehörten. Ob im „Kladderadatsch" oder im „Eulenspiegel", ob in der „Reichsbremse", den „Fliegenden Blättern", den „Leuchtkugeln" oder den „Düsseldorfer Monatsheften" – den „Juden als komische Figur" konnte man fast in all diesen Blättern finden. Und die Witze wurden gern und häufig kolportiert.[92]

Feibes tat sein Bestes, solche Erscheinungen zu ignorieren. Er neigte dazu, sie als Nachwehen einer beinahe schon vergangenen Epoche anzusehen, als ärgerliche und zum großen Teil niveaulose Störungen, die den allgemeinen Fortschritt nicht aufhalten konnten und die es deshalb nicht verdienten, dass ein erfolgreicher und angesehener Kaufmann und Bürger wie er sich ernsthaft den Kopf darüber zerbrach. Er hatte Anderes und Besseres zu tun.

Im März 1858 kandidierte Feibes zum ersten Mal für den Kreistag.[93] Trotz all der Ehrenämter, die er bereits innehatte, war sein gesellschaftlicher und politischer Ehrgeiz noch lange nicht erschöpft. Während seine Firma seit ihrer Umstrukturierung offenbar ungemein gut lief, so gut, dass er jetzt, nur dreieinhalb Jahre später, bereits ernsthaft ans Aufhören denken konnte, ließ sich auf der gesellschaftlichen Erfolgs- und Karriereleiter noch einiges erreichen.

Der Kreistag war mit dem Stadtparlament, dem Feibes seit über zehn Jahren angehörte, nicht zu vergleichen. Für die Zusammensetzung des Kreistags galt das altständische Prinzip. Danach besaß jeder Besitzer eines landtagsfähigen Rittergutes in dieser Versammlung eo ipso einen Sitz, eine sogenannte Virilstimme, während die Städte und Landgemeinden durch

Deputierte vertreten wurden, die die jeweiligen Stadt- beziehungsweise Gemeindeparlamente bestimmen mussten.[94]

Für Feibes hatte die Kandidatur für den Kreistag wahrscheinlich einen doppelten Reiz. Neben der Möglichkeit, seinen Einfluss in der Stadt weiter auszubauen, sich noch „unentbehrlicher" zu machen, lockte ihn die Aussicht, neue oder engere Beziehungen zu all den Standesherren und Rittergutbesitzern der Region zu knüpfen, zum Steinfurter Fürsten, zum Fürsten zu Salm-Horstmar, zum Herzog von Rheina-Wolbeck sowie den Besitzern von Gut Falkenhof, Gut Welbergen oder Gut Althaus, um nur einige zu nennen.

Denn so ausgeprägt das bürgerliche Selbstbewusstsein auch sein mochte, in Burgsteinfurt galt immer noch am meisten, wer mit dem Fürsten oder mit einer der anderen adligen „Persönlichkeiten" auf gutem Fuße stand und bei ihnen gelegentlich seine Visitenkarte abgeben durfte. Feibes' Gegenkandidaten bei der Abstimmung im Stadtparlament waren Bürgermeister Terberger und der Kaufmann Josef Veltrup. Von diesen dreien machte Veltrup am Ende das Rennen. Mit sechs von acht Stimmen wies er seine beiden Mitbewerber deutlich in die Schranken, die ihrerseits beide nur ihre eigene Stimme für sich verbuchen konnten.[95]

Im Juli hatte Feibes wieder einmal das Vergnügen, einen seiner Söhne, diesmal Bernhard, den jüngeren der beiden, als Rezitator beim Arnoldifest zu erleben. Das Fest fand inzwischen nicht mehr in den Vereinsräumen der „Ressource" statt, sondern im sogenannten Kiosk im fürstlichen Bagno.[96] Es gehörte längst zu den wichtigen gesellschaftlichen Veranstaltungen in der Stadt. Für Feibes war es wahrscheinlich Ehrensache, so oft es seine Geschäfte zuließen, an der Feierstunde teilzunehmen, vor allem natürlich dann, wenn einer seiner Söhne zu den Vortragenden gehörte. Diesmal durfte Bernhard Schillers „Kassandra" zum Besten geben, eine lange Ballade voller Anspielungen auf die griechische Mythologie, die viele Zuhörer sicher nur halb oder gar nicht verstanden, die dafür aber bestimmt umso größeren Eindruck machte.[97]

Leider konnte Jeannette ihren Mann in diesem Jahr zu der Feierstunde nicht begleiten. Acht Jahre nach der Geburt ihrer jüngsten Tochter Flora erwartete sie wieder Nachwuchs. Sie war bereits im siebten oder achten Monat, und Ärzte meinten, dass es in einem solchen „Zustand" grundsätzlich besser sei, geschlossene Räume mit vielen Menschen, in denen die Luft schnell verbraucht war, zu meiden, um *„Ohnmachten und anderen Zufällen"* aus dem Weg zu gehen. Sie konnte sich also hinterher nur erzählen lassen, wie es gelaufen war, ob Bernhard nervös gewesen sei, ob er auch keinen „Hänger" gehabt und ob er viel Beifall bekommen habe. Am

20. August brachte sie dann ihr sechstes Kind zur Welt, abermals eine Tochter, die nach Jeannettes jüngster Schwester den Namen Emilie bekam.

In der Öffentlichkeit wurde zu dieser Zeit viel diskutiert. Bereits das ganze Jahr über waren Gerüchte in Umlauf, dass vielleicht bald die Zeit der politischen Windstille, die seit dem Scheitern der Revolution in Preußen eingekehrt war, zu Ende gehen könnte. Seit mehreren Monaten war Friedrich Wilhelm IV. schwer erkrankt. Infolge eines Schlaganfalls litt er unter einer unheilbaren Geistesstörung. Die Hoffnungen richteten sich auf seinen Bruder Wilhelm, der seit dem Ausbruch der Krankheit an seiner Stelle die Regierungsgeschäfte führte. Als dieser nach der offiziellen Übernahme der Regentschaft im Oktober tatsächlich einen *„neuen Kurs"* einleitete, indem er als Erstes das erzkonservative Kabinett Manteuffel ablöste, ein gemäßigt liberales Kabinett an seine Stelle setzte und einschneidende Reformen ankündigte, war Feibes nicht der Einzige, der sich darüber froh und glücklich zeigte.[98]

In ganz Deutschland kam in den nächsten Monaten die liberale Bewegung, der er sich zurechnete, neu in Schwung. Ermutigt durch die positive Entwicklung in Preußen und angespornt zudem durch die italienische Einigung, gründeten Liberale und Demokraten gemeinsam den Nationalverein. Er nahm das 1849 gescheiterte Konzept einer nationalen Einigung auf parlamentarischer Grundlage unter preußischer Führung wieder auf. Wenn nicht alles täuscht, schloss sich Feibes dem Verein gleich in den ersten Monaten seines Bestehens als zahlendes Mitglied an, so wie viele andere Juden überall in Deutschland es taten. Obwohl die Mitgliedschaft für die meisten von ihnen keine neuen Aufgaben mit sich brachte – Ortsvereine des Nationalvereins gab es nicht –, fühlten sie sich doch wieder einmal an einer idealen Aufgabe beteiligt, diesmal sogar an einer, für die es sich eventuell *„Gut und Blut"* zu opfern lohnte.[99]

Nur wenige Monate später, im Frühjahr 1860, war Jeannette schon wieder schwanger, und im August – erneut im August – konnte Feibes sein siebtes Kind, die kleine Helene, in den Armen halten. Fast schien es so, als ob Jeannette und er seit der Konsolidierung der neuen Firma ihren zweiten Frühling erlebten. 19 Jahre war es her, dass sie geheiratet hatten. Ihre älteste Tochter Olga hatte selbst bereits das heiratsfähige Alter erreicht, während Max seit Ostern schon in die Unterprima ging und sich bald auf das Abitur vorbereiten musste. Man konnte den Eindruck gewinnen, als ob es der Familie so gut ging wie niemals zuvor.

Im Herbst feierte die ganze Stadt ein großes Fest: Die Einweihung des neuen Gymnasialgebäudes an der Wasserstraße, das nach anderthalbjähriger Bauzeit endlich bezugsfertig geworden war. Die Feier war auf den 15.

Oktober, den Geburtstag des Königs, festgesetzt und sollte sich über den ganzen Tag hinziehen. Festumzug, Festgottesdienst, Schlüsselübergabe, Festansprachen, Festessen und gemütliches Beisammensein mit den zahlreichen „hohen Gästen" aus Nah und Fern – man hatte an alles gedacht und ein volles Programm. Wochenlang hatte das Festkomitee die Veranstaltung sorgfältig vorbereitet.

Feibes war gleich mehrfach in die Sache involviert: Als Angehöriger des Festkomitees, als Schülervater, als Stadtverordneter und als Mitglied der „Ressource", in deren Räumlichkeiten die Ehrengäste schon am Vorabend herzlich willkommen geheißen wurden. Den größten Eindruck hinterließ er jedoch als großzügiger Spender und Mäzen. Als die Schüler des Gymnasiums, mittlerweile waren es 93 an der Zahl, darunter sieben Juden, sich am Morgen des Einweihungstages gegen 8.30 Uhr auf dem Schulhof versammelt hatten, um anschließend geschlossen durch die festlich geschmückten Straßen der Stadt zum Rathaus und von dort dann zusammen mit den geladenen Gästen weiter zur Großen Kirche zu ziehen, konnte Direktor Rohdewald drei vorher bestimmten Primanern eine preußische, eine fürstliche und eine städtische Fahne übergeben, die Feibes der Schule zur Erinnerung an diesen großen Tag geschenkt hatte. Der Direktor ermahnte die Schüler, das wertvolle Geschenk stets *„in Ehren zu halten durch unverbrüchliche Treue für den König, durch Ehrerbietung vor dem Hochfürstlichen, um die Schule hochverdienten Hause und durch dankbaren Gehorsam gegen die Anordnungen und Gesetze der Stadt, die sie gastlich aufgenommen"*. Anschließend machte sich der Zug mit wehenden Fahnen auf den Weg durch die Stadt.[100]

Es ist schwer zu sagen, ob die zunehmenden gesellschaftlichen und familiären Ansprüche und Ambitionen Feibes in seinem Entschluss, sich frühzeitig aus dem Geschäftsleben zurückzuziehen, bestärkten oder ob es sich eher umgekehrt verhielt. Sicher ist, dass er noch vor seinem 46. oder 47. Geburtstag tatsächlich ernst damit machte. Wir wissen nicht genau, wie sein Abschied im Einzelnen aussah, an wen er seine Firma beziehungsweise seine Firmenanteile verkaufte. Manches spricht jedoch dafür, dass ein Teil an Moses Weyl, der andere an seinen Schwager Bernhard Blumenfeld ging. Für seine beiden Söhne war offenbar schon etwas anderes vorgesehen. Sie sollten oder wollten nach dem Gymnasium Burgsteinfurt verlassen, um in einer der großen Städte, in Hamburg, Berlin oder London, dort, wo sich viel mehr Geld als in der Provinz verdienen ließ, Bankkaufmann zu werden. Das Geschäft ihres Vaters weiterzuführen, war wahrscheinlich schon seit langem kein Thema mehr für sie.

Der Eintritt in den Ruhestand oder, wie er selbst zu sagen pflegte, in das *„Pensionärsdasein"* bedeutete für Feibes keinen Rückzug und erst recht keinen Akt der Resignation. Die Befreiung von seinen beruflichen Pflichten eröffnete ihm die Möglichkeit, sich nun etwas ausführlicher und konzentrierter einigen Dingen zu widmen, die ihm besonders am Herzen lagen. Zu diesen „Herzensangelegenheiten" gehörte ganz offensichtlich die Entwicklung der Stadt. Der rasche wirtschaftliche Fortschritt der vergangenen Jahre, die „Industrielle Revolution", wie der Prozess inzwischen vielfach genannt wurde, wirkte sich in mannigfacher Weise auf die Städte aus. Bevölkerungszahl, äußere Erscheinung und innere Struktur veränderten sich zum Teil in atemberaubender Manier. Manche Kommunen erlebten innerhalb kürzester Zeit einen regelrechten Entwicklungsschub.[101]

Für einen solchen Schub fehlten Burgsteinfurt alle Voraussetzungen. Angesichts der Probleme, die damit häufig verbunden waren, wie Wohnungsnot, Massenarmut, Zunahme von Krankheitsepidemien, Identitätsverlust, wünschte ihn sicher auch niemand herbei. Die Sorge der Burgsteinfurter Stadtväter beschränkte sich darauf, alles Nötige zu tun, damit die Stadt von der Entwicklung nicht völlig abgekoppelt wurde, den Anschluss verpasste und am Ende auf der Strecke blieb.

Einige Fortschritte waren in jüngster Zeit zu verzeichnen. Erste Bauvorhaben außerhalb der durch die ehemaligen Befestigungsanlagen markierten mittelalterlichen Grenzen waren genehmigt und ausgeführt. Rottor, Wassertor und ein großer Teil der Stadtmauern waren gefallen. Die Chaussee nach Münster beziehungsweise Gronau war fertiggestellt; ebenso eine zweite, die aus Richtung Horstmar kam und in Richtung Hörstel zur Grenze des Kreises Tecklenburg führte. Die Postkutsche von Münster nach Gronau und umgekehrt kam nicht mehr nur zweimal wöchentlich, sondern mittlerweile einmal täglich durch.[102] Aber das alles war noch nicht genug. Um gegenüber anderen Städten der Region, namentlich gegenüber der zügig emporstrebenden Stadt Rheine konkurrenzfähig zu bleiben, musste noch mehr getan werden. Vor allem musste baldmöglichst ein Eisenbahnanschluss her. Feibes wusste das nur zu gut.

Seit seiner vermutlich ersten Fahrt mit der Eisenbahn vor gut 17 Jahren hatte sich das Eisenbahnnetz rasant ausgedehnt. Seinerzeit waren in ganz Deutschland gerade einmal etwas mehr als 1.000 km Schienen verlegt gewesen. 1845 waren es 2.130 km und 1860 bereits 11.300 km.[103] Bisher waren alle Pläne, Burgsteinfurt in dieses wachsende Netz einzubinden auf die eine oder andere Weise fehlgeschlagen. Dabei hatten mindestens zwei Versuche sehr vielversprechend ausgesehen. An beiden hatte sich Feibes beteiligt. An dem letzten ziemlich intensiv. Er war gereist, um sich klug zu ma-

chen, und hatte persönlich bei den Burgsteinfurter Kaufleuten und Gewerbetreibenden die Werbetrommel gerührt. Leider nicht sehr erfolgreich.[104]

Seit einiger Zeit gab es nun eine neue Initiative. Sie war von dem Fabrikunternehmer Friedrich Rottmann und seinem Borghorster Kollegen Johann Heinrich Brader angestoßen worden und mündete nach einigem Hin und Her in den Plan, eine Verbindung von Münster über Altenberge, Nordwalde, Borghorst und Burgsteinfurt nach Enschede in die Wege zu leiten. Der Plan stieß in den betroffenen Städten und Gemeinden auf viel positive Resonanz. Wie üblich, bildete sich ein Komitee zur Förderung des Unternehmens, das sich am 19. Oktober 1864 in Münster zu einer gemeinsamen Sitzung traf.

Auf dieser Sitzung wurde beschlossen, die weitere Bearbeitung der Angelegenheit einem siebenköpfigen Ausschuss unter Vorsitz von Erbprinz Ludwig zu Bentheim-Steinfurt zu übertragen. Dem Ausschuss sollten außer dem Erbprinzen je zwei Vertreter des Kreises Steinfurt und der Stadt Münster sowie je ein Repräsentant der Stadt Burgsteinfurt und der Gemeinde Borghorst angehören.

Der Erbprinz teilte der Burgsteinfurter Stadtverordnetenversammlung das Ergebnis der Verhandlungen zwei Tage später persönlich mit und bat darum, möglichst umgehend *„die Wahl des von der Stadt ... zu gestellenden Mitgliedes vorzunehmen"*. Dabei machte er deutlich, dass er sich unbedingt ein Votum für Feibes wünschte. *„Ich erlaube mir zugleich auf den Herrn Feibes Itzig aufmerksam zu machen"*, schrieb er, *„welcher sich dieser Eisenbahnangelegenheit seither hat sehr angelegen sein lassen"*.[105] Der Wunsch des Prinzen war den Stadtvätern natürlich Befehl. Sie gaben Feibes den erforderlichen Auftrag, und der dankte es ihnen in der Folgezeit, indem er zu einem außerordentlich engagierten Verfechter des Projekts wurde. Er setzte sich mit Leib und Seele dafür ein.

Die Arbeit für die jüdische Gemeinde wurde unterdessen etwas einfacher gegenüber früher. Dank des öffentlich-rechtlichen Status, den sie seit der Umsetzung des Emanzipationsgesetzes von 1847 besaß, traten bestimmte Konflikte, von denen häufig auch die Schule betroffen war, nicht mehr auf. Die meisten Aufgaben, die Feibes als Schulrepräsentant und bald als Schulvorstand zu erledigen hatte, waren reine Routine.

Das galt freilich nicht für die Planung einer Jubiläumsveranstaltung zum hundertjährigen Bestehen der Synagoge, die für den Mai 1863 vorgesehen war. Zusammen mit Isaak Weinberg, Sally Cohen, Joseph Marcus und einigen anderen hatte Feibes die Verantwortung dafür übernommen. Ein Hauptproblem bei der Planung ergab sich daraus, dass ausgerechnet 1863 ungewöhnlich viele öffentliche Jubiläen und Gedenkfeiern anstanden, mit

denen man sich wohl oder übel messen musste: Am 15. Februar der hundertste Jahrestag des Hubertusburger Friedens, der den Siebenjährigen Krieg beendet hatte, am 17. März die Wiederkehr des Tages, an dem die Freiheitskriege begonnen hatten, und am 18. Juli das alljährliche Arnoldifest. Man musste sich schon einiges einfallen lassen und einiges investieren, um damit konkurrieren zu können.

Die vorgesehene Feier fand schließlich am 9. Mai statt und wurde für die Gemeinde zu einem großartigen Erfolg. Sowohl das Fürstenhaus als auch die Behörden, Vertreter der Schulen und der Kirchen sowie Teile der Bürgerschaft nahmen an den verschiedenen Veranstaltungen teil. Sie begannen morgens mit einem großen Festgottesdienst in der Synagoge. Nachmittags folgte ein gemütliches Beisammensein im Bagno mit „Harmoniemusik", gespielt vom Musikchor des 5. Westfälischen Infanterie-Regiments Nr. 53 unter Leitung seines Kapellmeisters Ihnenfeld, und einer Tombola, *„einer Verlosung verschiedener Gegenstände"* zum *„Amüsement der Damen"*. Ein Ball im festlich geschmückten Schützenzelt im Bagno bildete am Abend Abschluss und Höhepunkt des Festes, das vielen Gemeindemitgliedern noch lange in Erinnerung blieb.[106]

Nicht immer ließen sich die Interessen der Stadt und die der Gemeinde problemlos miteinander in Einklang bringen. Noch bevor das neue Eisenbahnprojekt richtig in Gang gekommen war, drohte der Stadt der Verlust des Amtsgerichts. Da den Justizbehörden die Unterbringung in dem bisherigen Gebäude an der Kirchstraße nicht mehr genügte, erwogen sie einen Umzug ausgerechnet nach Rheine. Feibes unterstützte den sofortigen Vorstoß der Stadtverordnetenversammlung beim Fürsten, den Justizbehörden das leerstehende Gebäude der Hohen Schule als Alternative zu dem geplanten Umzug nach Rheine anzubieten.

Nur widerstrebend ließ sich der Fürst auf den Vorschlag ein. Da das alte Schullokal für den vorgesehenen Zweck um- und ausgebaut werden musste, beauftragte er den Regierungsrat Dr. Schüssler als einen seiner Bevollmächtigten, mit der jüdischen Gemeinde Verhandlungen aufzunehmen, um eventuell die hinter der Synagoge liegenden Gärten zu erwerben. Die Gemeinde reagierte darauf, indem sie als Erstes ebenfalls einen Bevollmächtigten für die Verhandlungen bestimmte, und zwar niemand anderen als Feibes. Der aber sah sich durch diese Berufung vor die schwierige Aufgabe gestellt, einerseits möglichst günstige Bedingungen für die Abtretung der Gärten auszuhandeln – die Vorstellungen der Gemeinde gingen da sehr weit –, andererseits aber auch darauf zu achten, dass das, wie er selber meinte, wichtige Anliegen der Stadt dabei nicht in Gefahr geriet. Die Verhandlungen zogen sich mit langen Unterbrechungen über mehrere Jahre

hin, ehe sie tatsächlich zur Zufriedenheit aller abgeschlossen werden konnten.[107]

Für Spannung sorgten fast täglich die Nachrichten aus der hohen Politik. Sie waren häufig nicht sehr erfreulich. Die Euphorie der ersten Monate nach dem Beginn der *„neuen Ära"* war längst dahin. Statt, wie erhofft, zu einer einvernehmlichen Zusammenarbeit zwischen Regierung und dem von Feibes' Liberalen dominierten Parlament war es noch im ersten Jahr von Wilhelms Regentschaft über die Frage einer Heeresreform zu einer grundsätzlichen Auseinandersetzung zwischen beiden Kräften gekommen, die sich immer mehr zu einem Verfassungskonflikt ausweitete. Ein Großteil der Liberalen hatte die ohne die Zustimmung des Parlaments auf den Weg gebrachte Heeresreform torpediert, indem er die erforderlichen Haushaltsmittel zunächst nur provisorisch, später dann gar nicht mehr bewilligte.

Um die Pattsituation aufzulösen, hatte Wilhelm, inzwischen König geworden, im September 1862 den erzkonservativen pommerschen Junker Bismarck, der bis dahin Gesandter in Paris gewesen war, zum preußischen Staatsminister berufen, und der regierte nun einfach gegen das Parlament, ohne verfassungsmäßig verabschiedetes Etatgesetz nach einer von ihm erfundenen „Lückentheorie" und dem Recht des Stärkeren.[108]

Die Liberalen waren machtlos gegen diesen Coup. Außerdem waren sie sich nicht einig. Viele ließen sich beeindrucken und wurden wankelmütig, als es dem neuen starken Mann gelang, in einem Feldzug gegen Dänemark 1864 Schleswig und Holstein für den Deutschen Bund zu erobern. Feibes konnte das gut verstehen. Sein Oppositionsgeist hielt sich, bei allen Bedenken, die er gegen die „cäsaristische" Politik Bismarcks hegen mochte, ohnehin in Grenzen. Schon aufgrund seiner vielen öffentlichen Ämter und persönlichen Erfolge neigte er eher einer konservativ-liberalen als einer fortschrittlich-liberalen Haltung zu. Er legte großen Wert darauf, in seiner Grundeinstellung staats- und vor allem königstreu zu sein.

1865 fiel sein Geburtstag mit den Feiern zum fünfzigsten Jahrestag der Vereinigung Westfalens mit Preußen zusammen. Die zentrale Festveranstaltung fand in Münster statt. Bei dieser Gelegenheit lernte Feibes den König aus nächster Nähe kennen, ja er wurde ihm sogar „persönlich" vorgestellt. Feibes war nämlich ausgewählt worden, als Mitglied einer offiziellen Delegation der Stadt Burgsteinfurt an den Feierlichkeiten teilzunehmen.

An der Seite von Bürgermeister Terberger jun., Fabrikant Rottmann, dem Rentner Friedrich Erkelenz und dem Pastor im Ruhestand August

Nolda sollte er dem Monarchen die Grüße der Stadt überbringen und, wenn möglich, *„in einer besonderen Audienz"* eine *„Petition in Betreff der projektierten Eisenbahn von Münster über Steinfurt nach Enschede"* überreichen. Die Mission wurde im Stadtrat als außerordentlich wichtig eingestuft, weil die Konkurrenz aus Rheine ebenfalls eine Abordnung nach Münster schicken wollte.[109] Unter all den Festveranstaltungen, die Feibes in den letzten Jahren mitgemacht hatte und in Zukunft noch mitmachen sollte, stellte diese für ihn sicher ein ganz besonderes Erlebnis dar, so dass es erlaubt sein mag, sie hier etwas ausführlicher zu schildern.

Wegen der immer noch ungünstigen Verkehrsverbindungen machte sich die kleine Burgsteinfurter Honoratiorengruppe wahrscheinlich schon am Dienstag, dem 17. Oktober, in der üblichen Festtagskleidung, in Frack und Zylinder, auf den Weg in die Bezirkshauptstadt. Dort herrschte ein reges Treiben. Seit Sonntag trafen fast ununterbrochen Droschken, Züge und Sonderzüge mit Delegationen und Schaulustigen ein. Die ganze Stadt war aufgeputzt. Einige Straßen glichen wahren Laubengängen. Insbesondere der Prinzipalmarkt, der Spiekerhof und die Frauenstraße waren überaus reich geschmückt. Kaum dass man dort unter den vielen Kränzen, Girlanden, Flaggen und Fahnen die Farbe der Häuser noch erkennen konnte. In zahlreichen Fenstern prangten Büsten des Königs und der Königin, des Kronprinzen und der Kronprinzessin. Am Ausgang der Frauenstraße war ein von acht Säulen getragener Triumphbogen in corinthischem Stil errichtet, von dem Einheimische meinten, dass es der gleiche sei wie bei den Huldigungsfeierlichkeiten vor fünfzig Jahren.

Gegen fünf Uhr nachmittags traf der Sonderzug mit dem Königspaar in Münster ein. Tausende von Menschen, darunter sicher auch Feibes und die übrigen Mitglieder der Burgsteinfurter Delegation, säumten die Straßen, als sich die Equipagen mit den nach allen Seiten *„huldvoll grüßenden"* königlichen Majestäten, den Prinzen und Prinzessinnen sowie den für den Empfang verantwortlichen Spitzen der Verwaltung unter dem Geläut der Glocken und dem Jubel der wogenden Menge langsam vom Bahnhof durch die Stadt zum königlichen Schloss bewegten. Abends veranstaltete die Münsteraner Bürgerschaft, begleitet von drei Musikcorps, zu Ehren der königlichen Gäste einen Fackelzug durch die gesamte Innenstadt, der gegen neun Uhr mit dem Abspielen der Nationalhymne und einem feierlichen Zapfenstreich vor dem Schloss zu Ende ging.

Die eigentliche Festveranstaltung, um derentwillen Feibes, Bürgermeister Terberger, Fabrikant Rottmann, Friedrich Erkelenz und Pastor Nolda nach Münster gekommen waren, begann am nächsten Morgen um 10 Uhr früh mit Festgottesdiensten im Dom und in der evangelischen Kirche.

Gleich im Anschluss daran versammelte sich die kleine Burgsteinfurter Delegation mit sämtlichen anderen Deputierten der Kreise und Städte, den Mitgliedern des Provinziallandtags, der Ritterschaft, den Behörden und Beamten sowie den Veteranen der vergangenen Kriege auf dem Domplatz vor dem Gebäude der Bezirksregierung, um von dort in feierlichem Zug zum Schloss zu marschieren, vor dem gegen 12.30 Uhr der Hauptfestakt stattfand.

Der Akt war stimmungsvoll, dauerte aber nicht sehr lange. Nachdem sich alle Teilnehmer des Festzugs auf den für sie bestimmten Plätzen der Tribüne eingefunden und die versammelte Prominenz – die Standesherren, die Generalität, *„das Gefolge der Allerhöchsten und Höchsten Herrschaften"*, die Minister Freiherr von Bodelschwingh und Graf Eulenburg, die Oberpräsidenten von Westfalen und der Rheinprovinz, der Bischof und der Generalsuperintendent – auf dem oberen Teil der Freitreppe Aufstellung genommen hatten, erschienen der König und die Königin und präsentierten sich der Menge. Als das erste Festlied des Sängerchors verklungen war, ergriff der Landtags-Marschall Graf von Westphalen das Wort, um im Namen der Provinz die vor 50 Jahren geleistete Erbhuldigung zu wiederholen und zu erneuern. Seine Rede endete mit einem *„Hoch auf Ihre Majestäten"*, in das im nächsten Augenblick, begleitet von Kanonendonner, die ganze auf dem Schlossplatz versammelte Menge lautstark einstimmte. Es folgte eine kurze Erwiderung des Königs, ehe zum Abschluss noch einmal ein Lied angestimmt wurde.

Gleich nach der Beendigung der offiziellen Feier fand dann „endlich" der für Feibes aufregendste Teil der gesamten Veranstaltung statt: Die persönliche Vorstellung der Deputierten aller Kreise und Städte in den Räumen des Schlosses, bei der sich auch die Gelegenheit bot, die Petition der Stadt Burgsteinfurt zu überreichen. Am Nachmittag war dann noch ein Festessen im Ständehaus vorgesehen, während am Abend eine allgemeine Illumination, ein weiterer Fackelzug und ein Festball im Rathaus für einen stimmungsvollen Ausklang des Tages sorgten.[110]

Kaum neun Monate nach diesem eindrucksvollen Erlebnis, im Frühsommer des darauffolgenden Jahres, stand Preußen schon wieder im Krieg. Diesmal ging es gegen die Österreicher. Bismarck hatte den Waffengang ausgelöst und damit den Unmut gegen sich noch vergrößert. Von Ruchlosigkeit und Frivolität, von Frevel und Bruderkrieg war die Rede. Doch der Staatsminister hatte auch diesmal Erfolg. Im ersten Blitzkrieg der europäischen Geschichte drang die preußische Armee in bisher unbekanntem

Tempo bis nach Böhmen vor und schlug die Österreicher bei Königgrätz vernichtend.

Trotz großer Verluste, die zu beklagen waren, schwenkten zahlreiche Kritiker jetzt um. Die Empörung machte teilweise überschwänglicher Begeisterung Platz. *„Bismarck"*, so schrieb ein Beobachter zwei Tage nach Königgrätz aus Berlin, *„ist jetzt der populärste Mann in Preußen. Alles schwärmt für ihn, auch die Demokraten. Ich hoffe, er bringt uns ein einiges Deutschland zu Stande."*[111] Sechs Wochen später wurde ein Friedensvertrag unterschrieben, demzufolge Österreich viel von seinem Einfluss auf deutsche Länder verlor und seine Zustimmung zur Gründung eines Norddeutschen Bundes unter preußischen Führung gab.

Feibes teilte die allgemeine Freude. Nur wurde die seine noch dadurch gesteigert, dass aufgrund eines glücklichen Zusammentreffens ausgerechnet in diesen „glorreichen" Wochen auch noch sein lang gehegter persönlicher Traum von einem Sitz im Kreistag in Erfüllung ging. Genau drei Tage nach dem Abschluss des Prager Friedens gelang es ihm, im Stadtrat endlich eine ausreichende Mehrheit für ein Kreistagsmandat hinter sich zu bringen. Es war immerhin bereits sein vierter Anlauf. Mit neun zu eins Stimmen bei zwei Stimmenthaltungen trug er diesmal einen glänzenden Sieg über den Gastwirt Prümers davon und durfte die Stadt somit in den nächsten sechs Jahren auf Kreisebene vertreten.[112]

In seiner Hochstimmung war er jetzt, nicht anders als ein großer Teil der Liberalen, beinahe vorbehaltlos dazu bereit, Bismarck alles zu „verzeihen", ihm für die Verfassungsverletzungen der letzten Jahre gleichsam nachträglich Absolution zu erteilen. *„Ich beuge mich vor dem Genie eines Bismarck, der ein Meisterstück der politischen Kombination und Tatkraft geliefert hat"*, schrieb damals ein anderer Liberaler aus Berlin an einen Freund. *„Ich habe dem Mann alles, was er bisher getan hat, vergeben, ja mehr als das, ich habe mich überzeugt, dass es notwendig war, was uns Uneingeweihten als frevelhafter Übermut erschien, es hat sich hinterher herausgestellt als unerlässliches Mittel zum Ziel. [...] Ich gebe für einen solchen Mann der Tat ... hundert Männer der liberalen Gesinnung, der machtlosen Ehrlichkeit."*[113] So oder so ähnlich dürfte auch Feibes gedacht haben.

Als sich im nächsten Jahr bald nach der Eröffnung des konstituierenden Reichstags des Norddeutschen Bundes eine neue Nationalliberale Partei bildete, die in Zukunft die Regierungspolitik auf parlamentarischer Ebene unterstützen wollte, begrüßte er die Neugründung nicht nur, er sympathisierte offen mit ihr. Die Ziele, für die sie sich einsetzte, standen seinen eigenen Wünschen und Idealen so nahe, dass er sie in Zukunft bei jeder Ge-

legenheit – etwa bei Wahlen – tatkräftig unterstützte. Der Nationalverein, dem er, nach allem, was wir wissen, bis dahin ununterbrochen angehört hatte, löste sich ohnehin fast gleichzeitig auf.

Auch privat gab es Veränderungen zu verzeichnen. Im August 1867 trat das erste von Feibes' Kindern in den Stand der Ehe. Elf Monate, nachdem Jeannette und er ihre eigene Silberhochzeit gefeiert hatten, heiratete ihre älteste Tochter Olga den vier Jahre jüngeren Kaufmann Sally Elkan aus Hamburg und zog zu ihm in die Elbmetropole. Nach Max und Bernhard, die es gleich nach dem Abitur ebenfalls in die norddeutsche Hansestadt verschlagen hatte, war Olga das dritte der sechs Kinder, das sein Elternhaus an der Steinstraße verließ. Kurz nach Chanukka und nach Weihnachten konnte Olga Jeannette und Feibes bereits die freudige Mitteilung machen, dass sie bald Großeltern werden würden. Wenn alles gut ginge, würde sie im August ihr erstes Kind zur Welt bringen.

Vorher stand aber noch Max' 24. Geburtstag an, der Tag also, an dem Feibes' ältester Sohn großjährig wurde. Es sollte für die ganze Familie ein wichtiger Tag werden. Denn es ist wohl davon auszugehen, dass Feibes aus Anlass eben dieses Tages – um Max, aber auch Bernhard, der 14 Tage vorher Geburtstag hatte, einen besonderen Wunsch zu erfüllen – die Änderung seines Familiennamens von Itzig in Blumenfeld vornehmen ließ. Die zeitliche Abfolge der Ereignisse legt diesen Schluss jedenfalls nahe. Am 28. Februar reichte Feibes seinen Änderungsantrag bei den zuständigen Behörden in Münster ein. Am 6. April wurde er nach ungewöhnlich zügiger Bearbeitung bewilligt, und am 29. Mai feierte Max seinen 24. Geburtstag.[114]

Es lohnt sich, sich diese Feier etwas genauer auszumalen, um sich die Absurdität der Situation zu vergegenwärtigen, in der sich die Juden trotz Assimilation und Emanzipation immer noch oder bereits wieder befanden. Man stelle sich vor: Die Familie vollständig versammelt, alle festlich gekleidet, dazu die Gäste, von denen Feibes als Herr Kreisdeputierter, sein Schwiegervater als Herr Bankier und dessen Söhne als Herr Fabrikant und Herr Sanitätsrat Dr. Blumenfeld angeredet werden, und irgendwann, vielleicht gleich am Anfang oder auch am Höhepunkt des Abends, wenn die Stimmung bereits ziemlich aufgeräumt ist, wird ein Toast ausgebracht, der alle dazu auffordert, gemeinsam auf den glücklichen Tausch des allzu „jüdischen" Namens Itzig gegen den etwas unauffälligeren Namen Blumenfeld anzustoßen, durch den die berufliche Karriere des Geburtstagskindes und seines Bruders Bernhard nun hoffentlich gesichert sein wird.

Seit einiger Zeit war es keine Seltenheit mehr, dass Juden ihren Namen wechselten oder besser gesagt, wechseln mussten, um materielle Nachteile und häufiger noch psychischen Dauerstress von sich und ihren Familien abzuwenden. Jedes Jahr gingen bei den zuständigen Behörden mehrere einschlägige Anträge ein, und die Tendenz war steigend. Selbst in Burgsteinfurt, wo nur gut 200 Glaubensgenossen wohnten, blieb Feibes mit seinem Namenswechsel nicht allein. Ungefähr gleichzeitig mit ihm legte Leffmann Israel, der älteste Sohn des inzwischen verstorbenen Samuel Israel, seinen bisherigen Familiennamen ab und ließ ihn durch den Namen Berna ersetzen. Leffmann Israel oder genauer Dr. Leffmann Israel hatte wohl die weithin bekannte judenfeindliche Einstellung eines Großteils des preußischen Militärs kennen gelernt. Er war nämlich nach seinem Studium Assistenz- und später Stabsarzt beim 55. Infanterie-Regiment in Minden geworden und hatte dort wahrscheinlich zahllose Hänseleien und Demütigungen wegen seines angeblich typisch „jüdischen" Namens über sich ergehen lassen müssen. Seine drei Brüder Moses, Itzig und Isaac folgten später seinem Beispiel nach und nahmen – aus anderen Motiven – ebenfalls den Namen Berna an.[115]

Weshalb es seit etwa 1850 Mode geworden war, die jüdischen Namen verstärkt als Aufhänger für Herabwürdigungen und ressentimentgeladenen Spott zu missbrauchen, lag auf der Hand. Infolge von Assimilation und Emanzipation waren die meisten markanten Merkmale, durch die Juden früher leicht zu identifizieren gewesen waren, verschwunden. Die Namen bildeten – auch nach der Aufnahme in das einheimische Namenssystem – eine der wenigen Ausnahmen. Wenn jemand Cohen, Levy, Schmul oder eben auch Itzig hieß, so wusste jedermann sofort, dass er es mit einem Vertreter der jüdischen Minderheit zu tun hatte. Wegen der außerordentlich engen Beziehung zwischen Name, Person und Identität waren aber Namenspolemik und Namensspott oft besonders schmerzhafte Waffen, die nicht selten das Selbstwertgefühl erheblich verletzten und außerdem natürlich den Namen entwerteten, ihn mit der Zeit im wahrsten Sinne des Wortes unmöglich machten.[116]

Max und Bernhard wussten ein Lied davon zu singen. Wahrscheinlich konnten sie ihren Namen „Itzig" schon seit langem nicht mehr unbefangen nennen, geschweige denn, sich mit ihm identifizieren. Nie konnten sie sicher sein, welche Reaktion er auslöste. Es gab zahlreiche Spottverse, die beinahe jedes Kind kannte: *„Jude, Jude Itzig, Nase krumm, Augen schlitzig"* und Dutzende von Witzen, in denen der Name vorkam: *„Schmul ist bei Onkel Itzig zu Besuch. Plötzlich schreit er entsetzt: ‚Onkel, da an der Wand ist eine Wanze!' Onkel Itzig daraufhin: ‚No, na, deinetwegen werd*

ich einen Rembrandt an der Wand haben'". Witzblätter gaben ihren Karikaturen den Namen Itzig. Bild und Wort ergänzten und steigerten einander dabei gegenseitig. In Gustav Freitags Roman „Soll und Haben" hieß die negative Hauptfigur, wie bereits erwähnt, „Veitel Itzig". Und in einem antisemitischen Pamphlet, das ebenfalls als Roman daherkam, trat als dominierende Figur ein als zwielichtig und abstoßend gezeichneter Bankier und Börsenspekulant namens Isaac Levy Hermann Itzinger auf.[117]

Dass Max Schwierigkeiten hatte, mit einem solchen Namen in einer Bank in Hamburg eine Führungsposition zu bekommen, war beinahe verständlich. In einer Branche, in der es, um das Vertrauen von Kunden und Geschäftspartnern zu sichern, nicht nur auf ein solides Geschäftsgebaren, sondern zusehends stärker auf Äußerlichkeiten ankam, konnte man sich einen Mann mit einer derartigen Schwachstelle, einem derartigen Makel, konnte man sich *„einen Itzig"* nicht leisten. Das hatte auch Feibes einsehen müssen, als seine Söhne ihn darum baten, seinen Namen zu wechseln. Ob er diesen Wechsel, wenn es nur um ihn, Feibes selbst, gegangen wäre, ebenfalls vorgenommen hätte, muss dahin gestellt bleiben. Feststeht, dass er, soweit es sich nachweisen lässt, persönlich weder einen Vorteil noch einen Nachteil davon hatte und sein Leben in eben der Weise fortzusetzen versuchte, in der er es bis dahin geführt hatte.

Sein leicht elitäres Selbstverständnis half ihm dabei. Indem er seinen Schritt als die Entscheidung eines Mannes ausgab, der eingesehen hatte, dass es schlechterdings unmöglich war, die bestehenden *„Vorurteile der Massen als Einzelner irgend zu bekämpfen"*, hob er sich, wie er es früher schon getan hatte, von eben diesen Massen nach oben hin ab und schützte sich so davor, seine bisherigen Bemühungen um Anerkennung und Reputation grundsätzlich in Frage stellen zu müssen. Er war und blieb ein erfolgreicher und angesehener „Bürger", ein Mann, der sich als Liberaler gerade jetzt mehr denn je zu den für die Zukunft von Staat und Gesellschaft wichtigen, wenn nicht ausschlaggebenden Kräften zählen durfte. Die Entwicklung und der Fortschritt, so konnte er sich einreden, waren auf seiner Seite. Und schien es nicht so, als ob er tatsächlich Recht damit hätte?

Am 3. Juli 1869 wurde das Grundgesetz des Norddeutschen Bundes verabschiedet, das endlich die rechtlich-politische Gleichstellung der Juden festschrieb. *„Alle noch bestehenden, aus der Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses hergeleiteten Beschränkungen"*, hieß es da, *„werden hierdurch aufgehoben. Insbesondere soll die Befähigung zur Teilnahme an der Gemeinde- und Landesvertretung und zur Bekleidung öffentlicher Ämter vom religiösen Bekenntnis unabhängig sein."* Ein Jahr später führten dip-

lomatische Verwicklungen zu einem weiteren Krieg, dem deutsch-französischen, wie er später heißen sollte, in dem es um nichts weniger als um die endgültige Verwirklichung des deutschen Nationalstaates ging.

In ganz Deutschland schlugen die Wellen der Empörung und des Nationalismus hoch, als Napoleon III., von Bismarck provoziert, Preußen am 19. Juli 1870 den Krieg erklärte. Die Stimmung war vollkommen anders als vor vier Jahren. *„Die Wut ist furchtbar und großartig"*, schrieb ein neutraler Beobachter aus der Schweiz in einem Brief an seine Eltern, *„es ist nicht wie anno 66, wo man sich am Ende doch als den angreifenden Teil fühlte und wo nicht jedermann die politische Notwendigkeit des Kampfes klar war; vielmehr ist das allgemeine Gefühl das, dass es gilt, einen Tigersprung abzuwehren. Es gibt in diesem Momente in Norddeutschland keine Parteien mehr; kein Mensch agitiert für den Frieden, weil der Krieg als absolute Notwendigkeit erscheint; es ist die zweite Auflage von 1813."*[118]

Am Gymnasium Arnoldinum legten die Oberprimaner in aller Eile ein Notabitur ab, um anschließend sofort ins Heer einzutreten. Die ersten Nachrichten von den Kriegsschauplätzen in Saarbrücken klangen nicht gut. Doch dann trafen Erfolgsmeldungen ein: Von den Sturmangriffen bei Wörth und bei Weißenburg. Es floss viel Blut und die Verluste der süddeutschen Truppen waren hoch. Entscheidend wurden die Umfassungsschlachten bei der Festung Metz in Lothringen und bei Sedan, wo Napoleon III. gefangengenommen wurde. Feibes stellte im Stadtrat den Antrag, *„den Soldaten im Felde Geld nachzuschicken und ihren Familien Unterstützung aus städtischen Mitteln zu geben."*[119] Insgesamt nahmen 131 Burgsteinfurter an den Feldzügen teil, darunter Leo Simons aus der jüdischen Gemeinde.[120]

Für Feibes und alle anderen „Daheimgebliebenen" blieb der Krieg zutiefst unwirklich, unwirklich wie ein heroisches Spiel. Direkte Auswirkungen spürten sie kaum. Die Kampfhandlungen waren allzu weit entfernt. Es gab zwar zwei Lazarette in der Stadt und manchmal wurden Kriegsgefangene aufgegriffen, die aus dem Gefangenenlager in Münster entwichen waren, aber das waren keine existentiellen Affären, sondern nur die abenteuerlichen Zugaben des großen Spiels. Gewiss, es gab die Verwandten und Mitbürger „da draußen im Feld", und dann und wann hatte man einen Gefallenen zu beklagen. Aber dafür ging es auch um viel, und man hatte noch Ideale, glaubte an Ehre, an Heldentum und vor allem an die zukünftige „Nation".

Entsprechend ungebrochen war der Jubel jedes Mal, wenn Postmeister Schulze vor der Post an der Schulstraße die Siegesdepeschen laut verlas, bevor er sie am Postgebäude anschlug. Die Schülerkapelle des Gymnasi-

ums, geleitet von Prinz Georg zu Bentheim-Steinfurt, hatte stets ihre Instrumente zur Hand, formierte sich schnell zu einem Umzug, dem sich unter Vorantritt des imposanten Stadtgendarmen Schulz zumeist die ganze Bürgerschaft anschloss. Abends war dann *„allgemeine Illumination"*, kaum ein Haus, in dessen Fenstern keine Kerzen brannten. Besonders imposant die großen *„Kerzenpyramiden"* in allen Fenstern des Schlosses und, als besonders originell angesehen, die kleine Öllampe im Fenster des winzigen Kürschnerladens von Joel Heimann mit dem Blatt Papier daneben, auf dem in großen Buchstaben zu lesen stand: *„Ein gutes Herz fürs Vaterland ist besser als viel Öl verbrannt."*[121]

Als der Sieg endgültig feststand und im Spiegelsaal von Versailles das zweite deutsche Kaiserreich proklamiert worden war, erhielt Feibes im Stadtrat den Auftrag, in Zusammenarbeit mit den Stadtverordneten Coers und Schütz *„den aus dem Felde heimgekehrten Kriegern zu Ehren"* auf städtische Kosten ein Fest zu organisieren. Es wurde am 2. September, dem ersten Jahrestag der Schlacht bei Sedan, gefeiert und setzte sich aus den mittlerweile üblichen Veranstaltungen – Festumzug, Mittagessen, Harmoniemusik am Nachmittag und Ball am Abend – zusammen.[122]

Die Konsolidierung des neuen Deutschen Kaiserreiches verlief nicht ohne Konflikte und erhebliche Probleme. In den ersten beiden Jahren erlebte die Wirtschaft, angeheizt durch die horrende Kriegsentschädigung, die Frankreich an das Reich bezahlen musste, einen enormen konjunkturellen Aufschwung. Ab Ende 1871 nahm er alle Merkmale eines überschäumenden Booms an. Unzählige neue Firmen, Banken, Konsortien, Aktiengesellschaften schossen aus dem Boden. Die sonst so sparsamen deutschen Bürger ließen sich auf wilde Spekulationen ein, so lange, bis der Ballon schließlich platzte. Am 9. Mai 1873, einem *„schwarzen Freitag"*, brach die Börse in Berlin zusammen. Viele der neu gegründeten Firmen mussten Bankrott anmelden und ihre Arbeiter entlassen. Streiks, Demonstrationen und die Suche nach Sündenböcken folgten.

Auf politischer Ebene kam es gleich im ersten Jahr zu einem heftigen Konflikt mit der katholischen Kirche und der neu gegründeten Zentrumspartei als ihrer politischen Vertretung. Die tieferen Ursachen lagen in der Politik des amtierenden Papstes. Dieser hatte schon vor Jahren für erheblichen Zündstoff gesorgt, als er in einer Enzyklika alle liberalen Werte wie Volkssouveränität, Glaubens- und Kultusfreiheit als Irrtümer verdammte. Erst vor kurzem hatte er nachgelegt und ein neues Dogma aufgestellt, nach dem der Papst in allen Entscheidungen zu Glauben und Sitte, wenn sie ex cathedra verkündet wurden, unfehlbar sein sollte. Das Dogma schien der

Versuch eines offenbar unverbesserlich Rückwärtsgewandten zu sein, die katholische Kirche zentralistisch und absolutistisch auf Rom und den Papst hin auszurichten. Es wurde in Berlin als Kampfansage an den neuen, vom protestantischen Preußen dominierten deutschen Staat verstanden und das Zentrum, das gleich bei den ersten Wahlen einen für Bismarck und die Liberalen besorgniserregenden Erfolg erzielt hatte, unter Verdacht gestellt, seine Weisungen aus Rom, von jenseits der Alpen (ultramontan), zu erhalten. Ein erbitterter, keineswegs immer von liberalen, geschweige denn demokratischen Gesichtspunkten bestimmter „Kulturkampf" entbrannte.[123]

Feibes gelang es in den ersten zehn Jahren des neuen Reiches noch einmal, einige weitere Stufen auf der Karriereleiter zu erklimmen. Eine Anzahl neuer Positionen und Ämter gesellten sich zu den bisher bekleideten hinzu. 1872 wurde er zunächst mit großer Mehrheit für weitere sechs Jahre in seinem Amt als Kreistagsabgeordneter bestätigt.[124] Im gleichen Jahr wurde er auf Vorschlag der jüdischen Gemeinden Westfalens und der Rheinprovinz in das Kuratorium der Marks-Haindorf-Stiftung berufen.[125] Es folgten die Wahlen ins Kuratorium der Kreissparkasse[126] und zum stellvertretenden Bürgermeister der Stadt Burgsteinfurt[127] sowie die Berufung zum Vertrauensmann des Amtsgerichts[128].

Jeannette hielt ihm wie eh und je den Rücken frei. Auch sie hatte für sich noch eine „neue" Beschäftigung gefunden. Nachdem Olga das Haus verlassen hatte und nur noch Flora, Emilie und Helene zu versorgen waren, hatte sie damit angefangen, Kinder auswärtiger Verwandter, die das Gymnasium Arnoldinum besuchen wollten, in Kost und Logis zu nehmen. Wie es scheint, hatte sie ständig ein oder zwei solcher jungen Leute zu Gast. Anfangs waren es Söhne der Familien Ems und Feibes aus Rheda und aus Münster, um die sie sich kümmerte. Auch ein Enkel von Feibes' inzwischen verstorbenem Onkel Salomon, Julius Itzig, dürfte während seines relativ kurzen Gastspiels am Arnoldinum von ihr betreut worden sein. Schließlich kamen ab Ende der siebziger Jahre ihre eigenen Enkel, Olgas Söhne Willy und Theodor aus Hamburg, um sich von ihrer Großmutter verwöhnen zu lassen.[129]

Von den zahlreichen Aufgaben, die Feibes in seinen verschiedenen Ämtern zu erledigen hatte, waren die meisten nicht sehr spektakulär. Er arbeitete in den Kommissionen zur Veranlagung der Einkommenssteuer und der zivilen Mitglieder des Kreiswehrersatzamtes mit.[130] Er zerbrach sich den Kopf, ob es sinnvoll sei, in Burgsteinfurt ein Schlachthaus einzurichten, fertigte Gutachten darüber an und brachte im Rat einen Antrag durch, sozusagen als ersten Schritt, *„das Schlachten von Schweinen und anderen Tieren auf den Straßen und vor den Häusern"* der Stadt zu verbieten.[131] Er

bereiste zusammen mit anderen Stadtverordneten Städte wie Coesfeld, Dülmen, Recklinghausen oder Gütersloh, um die Anlage von Gaslicht in Burgsteinfurt zu prüfen.[132] Er hatte über die Vergabe von Krediten der Sparkasse mitzuentscheiden und die Geschäftsführung des Kassendirektors Lorenz zu kontrollieren.[133] Er dachte über die Besetzung vakanter Lehrerstellen oder über die Lösung anderer Personalfragen der Haindorfstiftung nach.[134] Er nahm an endlosen Beratungen und Abstimmungen teil, und er saß immer wieder aufs Neue über Zahlen und Aufstellungen gebeugt, um Bilanzen zu prüfen, Kosten zu taxieren oder Haushaltspläne zu entwerfen.

Nur wenige seiner Aktivitäten fielen aus dem Rahmen und fanden etwas größere Beachtung. Ab 1873 ließ er sich verstärkt in den zusehends heftiger werdenden „Kulturkampf" verstricken. Überzeugt, dass es galt, gerade in dieser Frage *„Farbe zu bekennen"*[135] und eindeutig zu zeigen, auf wessen Seite man stand, unterzeichnete er nicht nur mehrere Solidaritätsadressen an die Regierung und an den König. Sein wichtigster Beitrag bestand darin, dass er sich an der Gründung eines neuen Presseorgans der Münsterschen Liberalen, der „Westfälischen Provinzialzeitung", beteiligte.[136]

Die Gründung ging offiziell von einem kleinen Komitee der münsterschen Liberalen aus. Ihm gehörten der Arzt Dr. Hölker, die Professoren August Hosius, Anton Karsch und Levin Schücking sowie der Direktor der Provinzial-Feuersozietät Ferdinand von Noel an. Das erklärte Ziel des neuen Blattes sollte es sein, wie es in einer programmatischen Erklärung hieß, *„nationale und patriotische Gesinnung in den von der ultramontanen Presse beherrschten katholischen Landesteilen der Provinz Westfalen, besonders dem Regierungsbezirke Münster zu nähren und zu pflegen"*. Das Gründungskapital von 9.000 Reichstalern wurde durch Zeichnung von rund 300 Bürgern – darunter wahrscheinlich auch Feibes – aufgebracht. Zu den größten Förderern gehörten der Oberpräsident der Provinz Westfalen von Kühlwetter und der münsterische Regierungspräsident Eduard Delius.[137]

Beim Publikum kam die Zeitung dagegen weniger gut an. Sie wurde zu einem reinen Zuschussunternehmen. Die Zahl ihrer Abonnenten kam nie auch nur annähernd an die Tausend heran. Für die beiden dem Zentrum nahestehenden führenden Tageszeitungen der Region, den „Westfälischen Merkur" und den „Münsterschen Anzeiger", bedeutete das keine ernst zu nehmende Konkurrenz. Im Volksmund wurde die Zeitung wegen des altsächsischen Pferdes im Kopf schon bald nur noch despektierlich als „Pferdeblättchen" bezeichnet.[138]

Ganz so harmlos, wie es dieser Spottname nahe legt, war das Blatt allerdings nicht. Unter seinem Redakteur Karl Theodor Bentlage führte es den

„Kulturkampf" in der Region mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln und verschonte dabei selbst seine eigenen Mitbegründer nicht. Als Feibes kurz vor den nächsten Landratswahlen im Kreis Steinfurt einem Bekannten erzählte, dass er den Freiherrn von Schorlemer für den geeignetsten der drei zur Auswahl stehenden Kandidaten hielt, und er, Feibes, ihm sicher seine Stimme geben würde, wenn Schorlemer nicht zur *„ultramontanen Partei"* gehörte, hatte das unangenehme Folgen für ihn.

Einige Tage später wurde er im „Pferdeblättchen" als Parteigänger und als potentieller Wähler Schorlemers angeprangert, so dass er sich genötigt sah, im Stadtrat umgehend eine Erklärung abzugeben, in der er die Sache richtig stellte. Von seiner persönlichen Wertschätzung Schorlemers machte er aber auch in dieser Erklärung keinen Hehl.[139] Später, als der „Kulturkampf" vorbei war, sollte ihn mit dem Freiherrn eine tiefe Freundschaft verbinden. Und das gleiche galt für den Gründer der Zentrumspartei Ludwig Windthorst.[140] Beide sollten in seinen letzten Lebensjahren, als er schon von Burgsteinfurt nach Münster umgezogen war, bei ihm ein- und ausgehen, so wie umgekehrt er bei ihnen.

Während die Beteiligung am „Kulturkampf" nicht unbedingt zu den Ruhmesblättern in Feibes' langer politisch-gesellschaftlicher Karriere gehört, war an seinen Verdiensten um die Verwirklichung der Eisenbahnverbindung von Münster über Burgsteinfurt nach Enschede nicht zu deuteln. Mehr als sieben Jahre hatte es nach der Gründung des von Erbprinz Ludwig geleiteten Eisenbahnkomitees gedauert, bis mit dem Bau der neuen Strecke begonnen und mehr als zehn, bis der offizielle Bahnbetrieb auf der Strecke aufgenommen werden konnte. Es waren zweifellos sehr anstrengende und nicht immer erfreuliche Jahre für Feibes in seiner Funktion als Vertreter der Stadt Burgsteinfurt in dem genannten Eisenbahnkomitee gewesen.

Mit umso größerer Freude und Genugtuung dürfte er deshalb am 30. September 1875, als endlich alles gerichtet war, zusammen mit zahlreichen Ehrengästen in Münster den festlich geschmückten Sonderzug zur Jungfernfahrt nach Enschede bestiegen haben. Der Zug wurde auf seinem Weg an jedem Bahnhof von einer jubelnden Menschenmenge und Böllerschüssen begrüßt. In Enschede fand nach der Ankunft ein feierlicher Empfang durch die Stadt und ein offizielles Frühstück im Volksgarten statt, bei dem die Bahn als eine große Errungenschaft für die deutsch-holländischen Beziehungen gefeiert wurde. Gut eine Stunde dauerte der Aufenthalt, ehe der Zug mit etwa 80 zusätzlichen Festteilnehmern aus Enschede nach Münster zurückkehrte, wo die Feierlichkeiten im Rathaussaal fortgesetzt und beendet wurden.[141]

Nach der Aufnahme des fahrplanmäßigen Eisenbahnverkehrs stellten sich jedoch schon bald erhebliche Probleme ein. Obwohl als „internationale" Strecke gebaut und gefeiert, fuhren die Züge von Münster zunächst nur bis Gronau. Dort mussten die Reisenden einen Anschlusszug nehmen, der ganze dreimal täglich verkehrte. Auch der grenzüberschreitende Güterverkehr kam nur äußerst schleppend in Gang. Die Folge war, dass die preußische Regierung nach nur zwei Jahren den Plan fasste, auf der gesamten Strecke Sekundärbahnbetrieb mit einer Höchstgeschwindigkeit von 25 km/h einzuführen, um auf diese Weise die Unterhaltungskosten zu dämpfen.[142]

Der Plan alarmierte Feibes sofort, und zwar beinahe so heftig, als ob er persönlich davon betroffen wäre. Er setzte umgehend alle Hebel in Bewegung. Sowie ihm das Vorhaben bekannt geworden war, beriefen er, sein Freund Dr. Hofmann und der Gastwirt Prümers eine Sondersitzung des Stadtrats ein, an der auch der Landrat von Horn teilnahm. Der Landrat berichtete über das Vorhaben der ihm vorgesetzten Behörden, und Feibes setzte anschließend eindringlich *„die großen Nachteile auseinander, welche für die beteiligten Kreise daraus entstehen würden, wenn [tatsächlich] Sekundärbetrieb auf der Münster-Enschede-Eisenbahn eingerichtet würde"*.

Der Rat beschloss daraufhin, eine Kommission einzusetzen, der natürlich auch Feibes angehörte, die *„sich mit den benachbarten ... Gemeinden"* und anderen interessierten Kreisen in Verbindung setzen sollte, um die Herabstufung der Bahn zu verhindern. In den nächsten Wochen war Feibes wieder einmal viel auf Achse und rührte die Werbetrommel. Gemeinsam mit den anderen Kommissionsmitgliedern brachte er eine starke Interessengemeinschaft zusammen, der es am Ende tatsächlich gelang, die preußische Regierung umzustimmen und die Umwandlung der Bahn von Münster nach Enschede in eine Sekundärbahn zu verhindern.[143]

Ab Ende der siebziger Jahre begann es in Feibes' Leben allmählich etwas ruhiger zu werden. Nach und nach verließen Emilie, Flora und Helene, seine letzten drei Töchter, das Haus. Seine beiden Söhne Max und Bernhard heirateten und gründeten in Hamburg ihre eigenen Familien. Alle sechs Kinder waren gut versorgt. Olgas Sohn Willy und sein Bruder Theodor waren die letzten kleinen Gäste, um die Jeannette sich kümmerte, und auch Feibes selbst begann nun merklich kürzer zu treten.

Als 1878 seine zweite Amtszeit als Kreistagsabgeordneter zu Ende ging, kandidierte er noch einmal, fiel aber durch. Drei Jahre später, genau einen Tag vor seinem 65. Geburtstag, legte er sein Stadtverordnetenmandat und,

wie es scheint, die meisten seiner anderen öffentlichen Ämter nieder.[144] Nur seine Funktionen in der jüdischen Gemeinde und sein Amt als Kurator der Marks-Haindorf-Stiftung behielt er bei. Dennoch neigte sich seine Karriere damit durchaus noch nicht ihrem Ende zu. Ihre Krönung sollte sie allererst noch erhalten.

Am 27. Juli 1883 starb in Münster Feibes' Cousin Heinrich Itzig, ein Sohn seines Onkels Salomon. Heinrich hatte in seinem letzten Lebensjahr den Vorsitz des Kuratoriums der Marks-Haindorf- Stiftung geführt. Er war der Nachfolger Jakob Loebs, des umtriebigen Schwiegersohns Alexander Haindorfs gewesen. Die Neuwahlen waren noch für das gleiche Jahr vorgesehen, und Feibes hatte die besten Aussichten. Am 28. Oktober wurde er einstimmig gewählt.[145]

Bereits im folgenden Jahr, sobald Willy sein Abitur am Gymnasium Arnoldinum in der Tasche hatte, zogen Jeannette und er von Burgsteinfurt nach Münster um. Mit dem neuen Amt kamen nämlich noch einmal große Aufgaben auf Feibes zu. Nichts Geringeres als der Bau eines neuen Gebäudes der Haindorf-Stiftung stand bei seiner Amtsübernahme auf dem Plan. Die bisherige Unterbringung der Stiftung im Kloppstadtschen Haus an der Ludgeristraße wurde schon seit langem nicht mehr als opportun angesehen. Das Kuratorium hatte deshalb lange unter Druck gestanden. In den letzten zwei, drei Jahren waren dann endlich die Weichen für einen Neubau gestellt worden, der nun also unter Feibes' Federführung realisiert werden sollte.

Am 2. Mai 1884, dem 100. Geburtstag Alexander Haindorfs und nur wenige Monate nach Feibes' offizieller Amtsübernahme konnte an der Wehrstraße (dem späteren Kanonengraben) der Grundstein gelegt und bereits im September des darauffolgenden Jahres nach etwas mehr als einjähriger Bauzeit das neue, sehr komfortable Vereinsgebäude eingeweiht und bezogen werden. Es war sowohl für die Schüler als auch für die Lehrer eine außerordentliche Errungenschaft. Zum ersten Mal in der langen Geschichte der Stiftung waren *„die äußeren Rahmenbedingungen für einen pädagogisch wertvollen Unterricht und die ordnungsgemäße Betreuung"* vor allem der auswärtigen Schüler wirklich gegeben. Insgesamt 15 Jahre lang sollte Feibes die Geschicke der Haindorf- Stiftung leiten.[146]

Überschattet blieben die letzten Jahre seines Lebens durch die bittere Erfahrung, dass die Judenfeindschaft, die nun Antisemitismus hieß, nicht abnahm, sondern sich nur wandelte. Mehr und mehr nahm sie einen politischen Charakter an und organisierte sich. Einige Parteien nahmen den Antisemitismus in ihr Programm auf, andere nannten sich sogar antisemitisch.[147] Die Gleichberechtigung war zwar nach der Reichsgründung (er-

neut) gesetzlich festgeschrieben worden, bestimmte Führungspositionen blieben den Juden aber de facto immer noch verschlossen. In manchen Vereinen und Verbänden wurden erst gar keine Juden aufgenommen, in anderen sahen sie sich nach wie vor Diskriminierung ausgesetzt.

So war Feibes beispielsweise seit eh und je ein großer Anhänger der Freimaurerbewegung gewesen. Vor vielen Jahren, als er noch häufig beruflich im Osten Deutschlands unterwegs war, hatte er sich in Leipzig als *„ständig besuchendes Mitglied"* der dortigen Loge „Balduin zur Linde" angeschlossen.[148] Später hatte er sich dann der Loge „Zu den drei Balken" in Münster zugewandt und war dort bis in den dritten Grad befördert worden.[149]

Alle Hoffnungen, über diese drei untersten Grade hinauszugelangen und endgültig zu affilieren, hatte er jedoch aufgeben müssen, nachdem die Großloge 1874 zu dem Entschluss gekommen war, dass in den großen „Bund" der Freimaurer wie eh und je auch weiterhin nur Christen als „Brüder" aufgenommen werden konnten.[150] Viele meinten, so schrieb einige Jahre später der Historiker der münsterschen Loge zu dieser Entscheidung „erklärend", *„der Freimaurerbund müsse seinem innersten Wesen nach ein Menschheitsbund sein und dieses erfordere die Beseitigung aller Schranken"*. Das sei an sich auch richtig, aber jede einzelne Loge solle bekanntlich *„gleichzeitig ein Freundschaftsbund sein"*, und ein solcher könne *„nur unter gleichgesinnten und gleichgearteten Brüdern geschlossen"* werden. *„Wir können wohl"*, so fuhr der Chronist dann entlarvend genug fort, *„mit Negern und Gelbgesichtern andächtig im Tempel sitzen, und werden auch dieselben, wenn sie als Gäste an unserer Tafelloge teilnehmen, freundlich und zuvorkommend aufnehmen, wie es der gute Anstand erfordert; allein zu einem ständigen Umgange, der uns nach des Tages Last und Hitze einige Stunden der Erholung gewähren soll, können wir sie nicht wählen, das geht zur Zeit über unser Vermögen."*[151]

In der Presse, an Stammtischen und auf der Straße wurde Feibes' früherer Familienname Itzig immer noch bevorzugt zu Witzen, Karikaturen und Spottversen missbraucht; nur dass jetzt gleichzeitig verstärkt auch der Namenswechsel und die Anpassungsbereitschaft der Juden aufs Korn genommen und gebrandmarkt wurden.[152] Manchmal, wenn man ernsthaft darüber nachdachte, schien die Sache fast aussichtslos zu sein. Es war wie in einer Falle, in der es genauso verhängnisvoll war, sich in die eine wie in die entgegengesetzte Richtung zu bewegen, und der Stillstand ebenfalls keine Lösung bedeutete.

Am 27. Oktober 1891 konnten Jeanette und Feibes ihre goldene Hochzeit feiern. Das Fest wurde von Max und Bernhard in Hamburg ausgerichtet. Auch aus Burgsteinfurt ging an diesem Tag ein Glückwunschschreiben ein. Es trug die Unterschriften sämtlicher Mitglieder der Stadtverordnetenversammlung mit Bürgermeister Terberger jun. an der Spitze. In diesem Schreiben dankte die Versammlung Feibes noch einmal für die vielfältigen Verdienste, *„welche er sich als Stadtverordneter, Schöffe und Kreisdeputierter um das Wohl der Stadt [Burgsteinfurt] erworben"* hatte, und hob dabei vor allem *„seinen Anteil an der Beseitigung der Schwierigkeiten beim Bau der Münster-Enschede-Eisenbahn ehrend"* hervor.[153]

Sechs Jahre später beging Feibes seinen achtzigsten Geburtstag in der Haindorf-Stiftung und spendete ihr aus diesem Anlass einen namhaften Geldbetrag.[154] Er sah sein Wirken für die Stiftung mittlerweile als die größte und bedeutendste Aufgabe an, die sein langes Leben ihm beschert hatte. Einige Monate darauf erkrankte er und legte sein Amt als Kuratoriumsvorsitzender nieder.[155] In Anerkennung seiner großen Verdienste um die münstersche Institution wurde er sofort zu ihrem Ehrenpräses ernannt und außerdem noch im gleichen Jahr vom preußischen König mit dem Kronenorden IV. Klasse ausgezeichnet.[156]

Am 12. Oktober 1898 starb Feibes Blumenfeld, der früher einmal Itzig geheißen hatte, und wurde vier Tage später auf dem jüdischen Friedhof in Münster beigesetzt. An dem Trauerzug, der dem Sarg am frühen Nachmittag des 16. Oktober vom Sterbehaus in der Salzstraße aus folgte, nahmen die Angehörigen der Haindorf-Stiftung beinahe geschlossen teil: Die Kuratoriumsmitglieder, das Lehrerkollegium, die Seminarzöglinge und die Schüler der Seminarschule, sie alle gaben Feibes das letzte Geleit. Am Grab hielten Seminardirektor Dr. Gutmann und Prediger Dr. Mansbach die Trauerreden.[157]

Dr. Gutmann verfasste auch die beiden Nachrufe, die in den nächsten beiden Ausgaben der „Allgemeinen Zeitung des Judentums" erschienen.[158] *„Mit dem Verstorbenen"*, so hieß es in dem einen, *„schied einer jener Männer von hinnen, die aus der ‚guten alten Zeit' alles Gute hinübernehmend, in die neue Zeit sich vortrefflich hineinzufinden und mit ihr rüstig fortzuschreiten"* wussten.[159] Drei Jahre nach Feibes, am 11. Dezember 1901, segnete auch Jeannette das Zeitliche und wurde neben ihrem Mann beigesetzt.[160]

Eine Art Nachspiel: Im Jahre 1906 richtete der Berliner Rechtsanwalt Gumpert eine mehrseitige Eingabe an den Polizeipräsidenten der Stadt Berlin, die wie folgt beginnt:

„Euer Hochwohlgeboren überreiche ich namens und im Auftrage:
1. des Fräuleins Selma Itzig, geb. am 31. August 1868 zu Strassburg i/Westpr.
2. des Fräuleins Rosa Itzig, geb. am 27. Oktober 1869 zu Strassburg i/Westpr., beide zu Berlin, Markgraffenstraße 63 wohnhaft,
deren beide Geburtsurkunden mit dem Antrage, den beiden Antragstellerinnen zu gestatten, fortan den Familiennamen Ilzig führen zu dürfen.
Der Antrag auf Änderung des Familiennamens Itzig in Ilzig bedarf eigentlich kaum einer Begründung. Der Name Itzig ist ein notorischer Spitzname, der seinem Träger von vornherein den Stempel der Lächerlichkeit aufdrückt. Der Name Itzig erweckt unwillkürlich in jedem Menschen die Vorstellung von etwas Widerwärtigem. Als Gustav Freytag in seinem Roman ‚Soll und Haben' es unternahm, jüdische Charaktere zu schildern, da fand er für die Figur, welche den unangenehmen Typus der jüdischen Rasse [sic!] darstellen sollte, keinen geeigneteren Namen als ‚Itzig'. ‚Itzig', das ist der größte Spottname, den der Straßenpöbel einem Menschen jüdischen Glaubens anhängen kann. Doch selbst der Gebildete, der einen Menschen dieses Namens kennen lernt, zuckt unwillkürlich zurück und schaut teils ungläubig, teils voll tiefen Mitleids auf den Armen, der diesen Namen führen muss."[161]

Im Folgenden zeigte der Rechtsanwalt an einer langen Kette von Beispielen, wie die Geschwister Itzig immer wieder versucht hatten, eine Stelle zu finden und immer wieder abgewiesen worden waren nur aufgrund ihres Namens. In Pensionen hatte man sie sogar darum gebeten, sich während ihres Aufenthalts anders zu nennen, damit sie bei den übrigen Gästen keinen Anstoß erregten.

Die Beweise, die der Rechtsanwalt vorlegte, waren so beeindruckend, dass der Namensreferent im Innenministerium auf die Vorlage des ihm nachgeordneten Polizeipräsidenten hin nicht nur den beantragten Namenswechsel von Itzig zu Ilzig genehmigte. Fortan wurden grundsätzlich alle Anträge auf Abänderung des Namens Itzig ohne detaillierte Einzelprüfung mit folgender Standardbegründung positiv beschieden: *„Der Name Itzig, der auch in jüdischen Kreisen als Spottname gilt, kann wohl als ein anstößig klingender und zu frivolen Wortspielen Anlass gebender Name angesehen werden, der geeignet ist, für seine Träger als Quelle dauernder Widerwärtigkeiten zu dienen."*[162]



Abb. 13: Jüdischer Friedhof in Gemünden (Hunsrück)





Abb. 14a u. 14b: Grabstätte Leo Emanuels auf dem jüdischen Friedhof in Gemünden

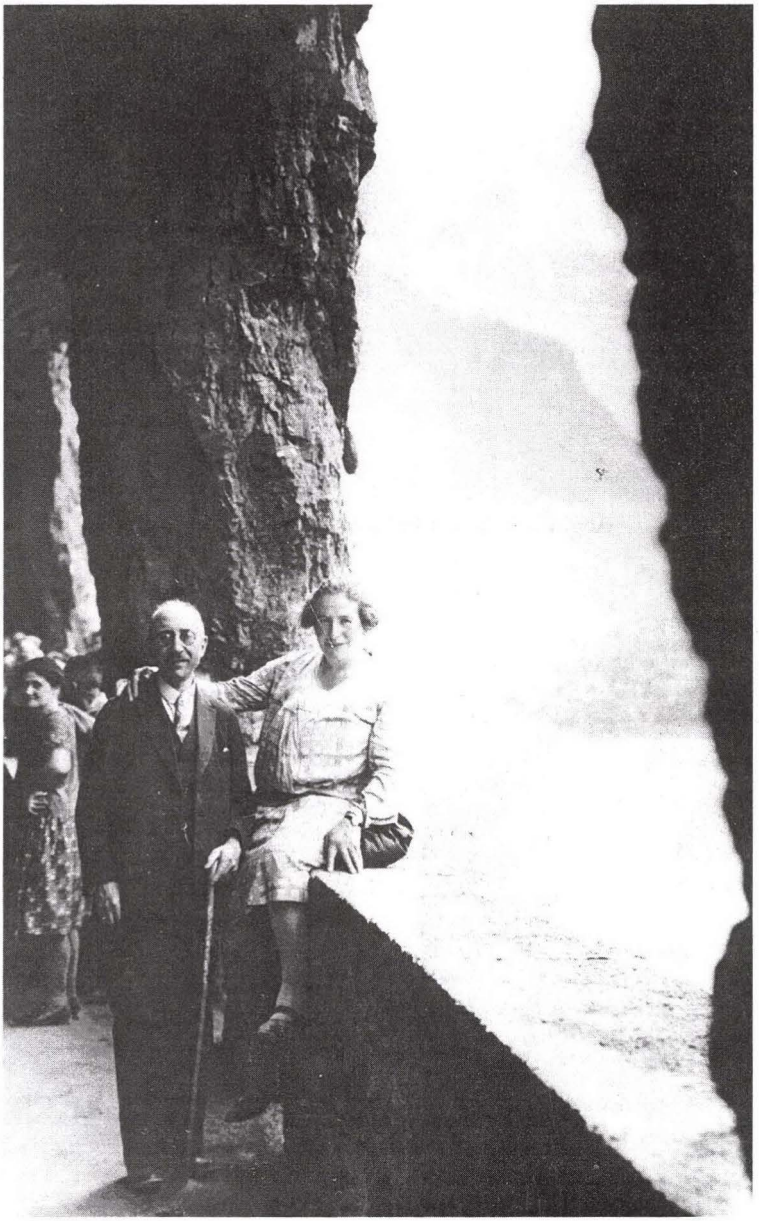


Abb. 15: Hermann und Henny Emanuel auf einer Urlaubsreise

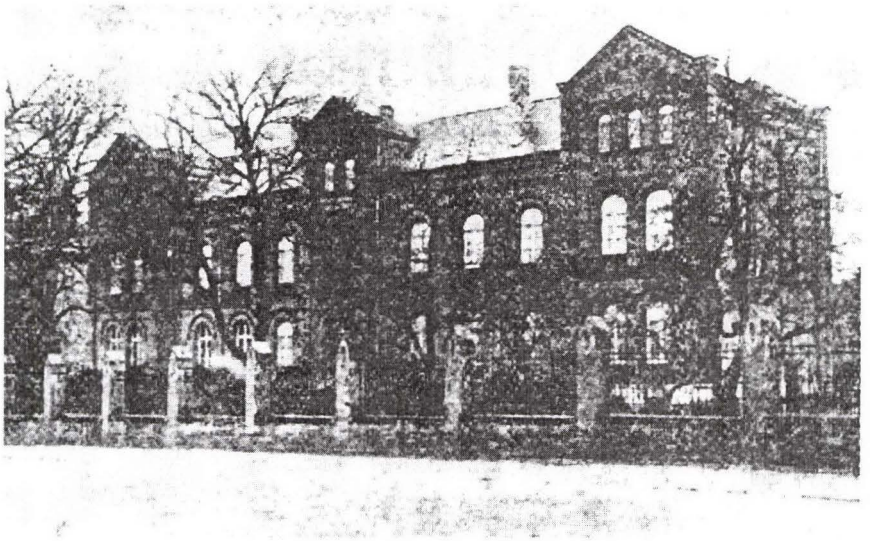


Abb. 16a: Das jüdische Waisenhaus in Paderborn

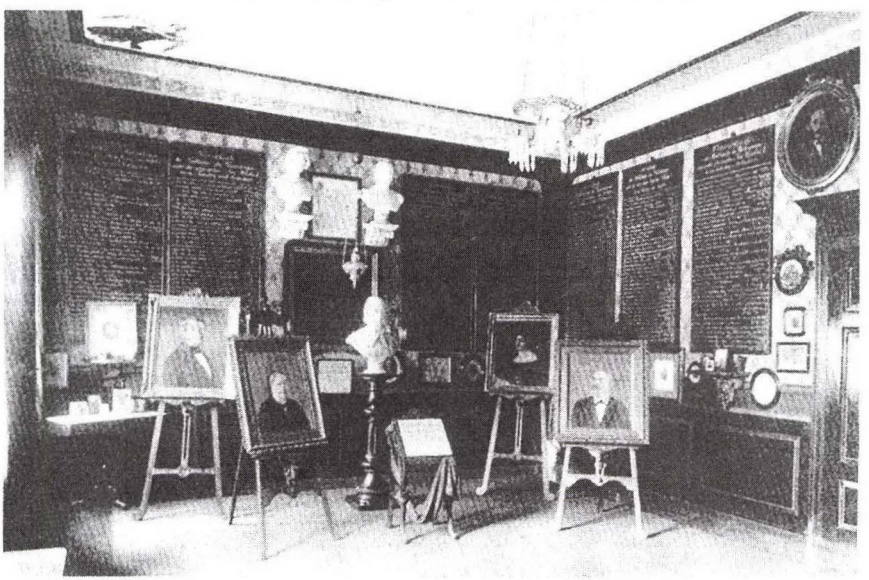


Abb. 16b: Gedenkhalle mit den „Jahreszeiten-Stiftern“ im jüdischen Waisenhaus Paderborn



Dokument

welches die Feier der Jahrzeit Verklärter

in dem

Jüdiſchen Waiſenhauſe

für Weſtfalen und Rheinland zu Paderborn

für ewige Zeiten verbürgt.

Deine Toten leben: יחיו מתיך

Jeſaias 26, 19.

Frau Hedwig Probſtein in Burgſteinfurt

zahlte an die Kaſſe unſerer Anſtalt

Zweitauſend - Mark

und verpflichten wir uns hierdurch die Jahrzeit des in Gott ruhenden

Herrn Arthur Probſtein in Burgſteinfurt

nach den Gebräuchen unſerer heiligen Religion für ewige Zeiten begehen zu laſſen.

Ebenſo wird des Verklärten an den hohen Feiertagen und dem Stiftungstage unſeres Hauſes gedacht und der Name in unſeren Jahresberichten erwähnt werden.

Paderborn, den 7 Juni 1922

Das Kuratorium

des Jüdiſchen Waiſenhauſes für Weſtfalen und Rheinland.

Nikolaus Rawolle — Louis Marcus

Abb. 17: Bestätigung einer „Jahreszeiten-Stiftung“ Hedwig Probsteins



Abb. 18: Theateraufführung der jüdischen Schule

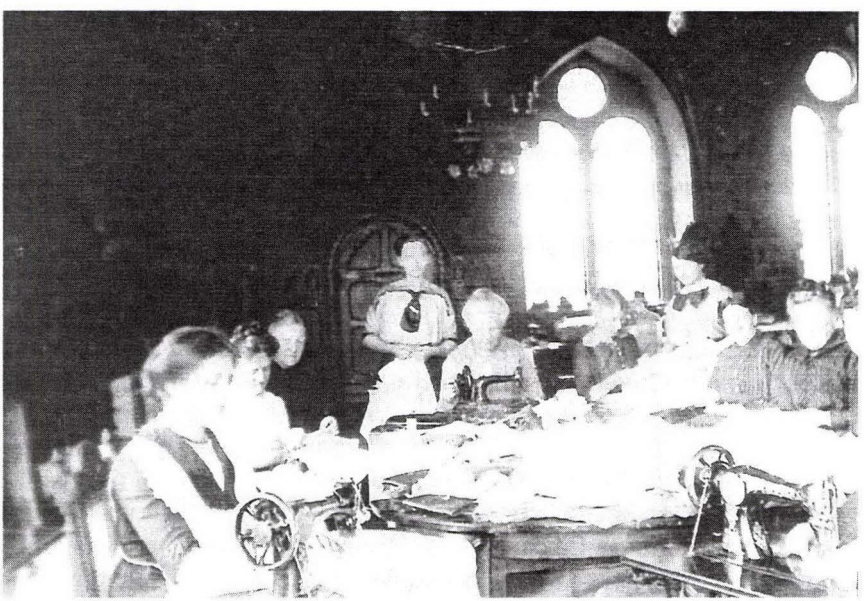


Abb. 19: Näharbeiten im Rittersaal des Schlosses während des Ersten Weltkrieges

Der letzte Kantor und Lehrer

Hermann Emanuel und seine Zeit

Im Spätsommer 1892 kam es in der jüdischen Gemeinde Burgsteinfurt zu einem dubiosen Zwischenfall. Der langjährige Kantor und Lehrer Salomon Braun wurde beschuldigt – zu Unrecht, wie sich später herausstellen sollte[1] –, *„unsittliche Handlungen"* an *„einer Schülerin"* vorgenommen zu haben.[2] Die Vorwürfe führten dazu, dass Braun, noch bevor ein ordentliches Ermittlungsverfahren gegen ihn eingeleitet werden konnte, seine Ämter – aus gesundheitlichen Gründen – niederlegte und Burgsteinfurt auf Anraten des Schulvorstandes *„schleunigst"* und *„in aller Stille"* verließ, um *„weiterem Ärgernis vorzubeugen"*.[3]

Die frei gewordene Kantor- und Lehrerstelle wurde noch im gleichen Monat neu ausgeschrieben. Drei Bewerber kamen in die engere Wahl und stellten sich in den nächsten Wochen in Burgsteinfurt vor. Der Lehrer Adam aus Brilon, der Lehrer Nagel aus Oelde und ein junger Mann namens Hermann Emanuel, der zu dieser Zeit noch in Madfeld im Sauerland angestellt war.

Nachdem alle drei Kandidaten nacheinander eine „Probelektion" in Burgsteinfurt abgehalten hatten, fiel den Verantwortlichen die Entscheidung offenbar nicht schwer. Sehr schnell waren sie sich jedenfalls darüber einig, dem jungen Emanuel den Zuschlag zu geben. *„Von den Bewerbern um die erledigte jüdische Lehrerstelle ... ist der Lehrer Hermann Emanuel zu Madfeld seitens der Synagogen-Gemeinde bzw. des Vorstandes derselben zum Vorsänger gewählt worden"*, trug der Vorsitzende des Schulvorstandes unterm 7. November ins Protokollbuch der jüdischen Schule ein. *„Mit Rücksicht darauf, dass der H. Emanuel recht günstige Zeugnisse von dem Orts- und Kreisschulinspektor seines gegenwärtigen Wohnorts beigebracht hat, auch die hier abgehaltene Probelektion gut ausgefallen ist und endlich derselbe binnen vier Wochen nach erhaltener Mitteilung von der auf ihn gefallenen Wahl eintreten kann, beschloss die Versammlung, bei der Königlichen Regierung zu Münster zu beantragen, dass der g[enannte] Emanuel als Lehrer an der jüdischen Schule hierselbst angestellt werde."*[4]

Da die Regierung Münster gegen den Vorschlag nichts einzuwenden hatte, konnte Hermann Emanuel bereits wenige Wochen später – pünktlich zum Beginn des Jahres 1893 – in sein Amt eingeführt und vereidigt werden. Ortschulinspektor Smend nahm die feierliche Prozedur vor, an der auch die Mitglieder des Schul- und des Synagogenvorstandes geschlossen

teilnahmen.[5] Fast fünfzig Jahre lang sollte Hermann Emanuel das ihm anvertraute Amt des Kantors und Lehrers der Burgsteinfurter Gemeinde verwalten, fünfzig Jahre, in denen sein Schicksal und das Schicksal der Gemeinde unlöslich miteinander zusammenwuchsen.

Zwi Hermann Emanuel stammte aus einfachen Verhältnissen. Seine Wiege stand in Gemünden, einem kleinen, von einem malerischen Schloss überragten Ort im Hunsrück, in dem um die Mitte des 19. Jahrhunderts etwa 1.000 Menschen lebten. Rund 170 davon waren Juden, die in Gemünden eine eigene Synagoge, eine öffentliche Schule und einen Friedhof besaßen.[6] Sie verdienten ihr Brot als Kaufleute und Händler, Bäcker und Krämer, arbeiteten als Handwerker, Makler und Musikanten, als Knechte, Ladengehilfen und Lumpensammler und waren, wie es scheint, bereits weitgehend in das gesellschaftliche Leben des kleinen Fleckens integriert.[6]

Hermanns Vater, der Schuhmacher Leo Emanuel, war im Herbst 1858 aus der benachbarten Kreisstadt Simmern nach Gemünden gekommen. Er war der Sohn eines Lumpensammlers, damals, zur Zeit seines Umzugs, gerade dreiundzwanzigeinhalb Jahre alt[7] und offenbar ein sehr frommer, gesetzestreuer Mann, dem zum Beispiel die Sabbatruhe noch so sehr am Herzen lag, dass er samstags nicht einmal wichtige Dokumente zu unterzeichnen pflegte.[8] Am 13. Oktober 1858 heiratete Leo Emanuel die anderthalb Jahre jüngere Franziska Müller, die Tochter eines in Gemünden ansässigen jüdischen Kleinhändlers und offenbar eine recht einfache und schlichte Frau.

Aus der Verbindung gingen sieben Kinder, vier Söhne und drei Töchter, hervor. Hermann, der am 11. Mai 1869 geboren wurde, war das zweitjüngste in der ansehnlichen Geschwisterreihe, zehn Jahre jünger als sein ältester Bruder Edmund und fünf Jahre älter als seine Schwester Berta.[9] Er war nicht unbedingt ein robustes, wohl aber ein gesundes, körperlich normal entwickeltes Kind. Die einzige Schwäche, die sich mit der Zeit herauskristallisierte, war eine offenbar angeborene Kurzsichtigkeit, die bei Bedarf jedoch durch Augengläser vollständig korrigiert werden konnte.[10]

Hermanns Kindheit und Jugend verliefen alles andere als unbeschwert oder gar glücklich. Als er sechseinhalb Jahre alt war, starb Leo Emanuel, noch keine 41 Jahre alt, offenbar ganz plötzlich und unerwartet und wurde drei Tage später auf dem jüdischen Friedhof in Gemünden beigesetzt.[11]

Das Geld, das er in den vergangenen Jahren als Schuster verdient hatte, hatte wahrscheinlich gerade ausgereicht, um seine Familie mehr schlecht als recht zu ernähren. Mit ungefähr 370 Schustern auf 37.000 Einwohner war sein Metier im Landkreis Simmern gut besetzt[12], und die strukturelle

Krise des Handwerks, die mit der Erfindung immer neuer Maschinen – der Schaftnähmaschine, der Sohlennähmaschine, der Ausstechmaschine und der Zwickmaschine – zusammenhing, hatte sicher auch vor seiner Werkstatt nicht Halt gemacht.[13]

Man kann sich also gut vorstellen, welche untragbare Last nach seinem Tod auf seine Witwe Franziska fiel. Allein, ohne fremde Hilfe, konnte sie, die selbst nur noch fünf Jahre zu leben hatte[14], mit der Situation nicht fertig werden. Ihr ältester Sohn Edmund sollte zwar in die Fußstapfen seines Vaters treten und die Schuhmacherwerkstatt übernehmen. Zu diesem Zeitpunkt hatte er aber noch nicht einmal seine Lehre abgeschlossen und war deshalb auch noch weit davon entfernt, eine Familie ernähren zu können.

Wie im Gesetz vorgeschrieben, wurden für Franziskas Kinder Vormünder bestellt, und es wurde überlegt, wie die Zukunft der sieben am besten gesichert werden konnte. Es gab verschiedene Möglichkeiten. Die sieben konnten, soweit die Kräfte und Mittel ihrer Mutter ausreichten, natürlich zu Hause bleiben. Sie konnten in Pflegefamilien oder bei Verwandten untergebracht werden, oder aber sie mussten ins Heim.

Für Hermann wusste man sich offenbar keinen besseren Rat, als ihm einen Platz in einem jüdischen Waisenhaus zu besorgen. Er kam nach Paderborn, wo es seit knapp zwanzig Jahren eine solche Einrichtung für verwaiste jüdische Kinder aus Westfalen und aus der Rheinprovinz gab.[15] Sie lag an der Leostraße vor dem Kasseler Tor und war in einem großen, dreigeschossigen Gebäude untergebracht, das, wie so viele andere Erziehungs- und Lehranstalten auch, in seiner streng gegliederten massiven Bauweise auf den ersten Blick eher abweisend und beängstigend als Vertrauen erweckend auf einen jungen Neuankömmling wirken musste. An diesem ersten Eindruck konnten auch die Bäume in der Nähe des Eingangs und der große Garten ringsum kaum etwas ändern.[16]

Geleitet wurde das Haus noch von seiner Gründerin, einer ernst blickenden über siebzig Jahre alten Dame, Fräulein Fanny Nathan, die für ihre Verdienste geschätzt, aber auch für ihre Strenge bekannt war.[17] Nach ihrem Tod im Juli 1877 übernahm ihre Nichte und Adoptivtochter, Frau Johanna Marcks-Nathan, die Leitung und brachte mit ihrem *„milden gütigen Wesen“*[18] einen etwas anderen Geist in die Anstalt, der für die meisten Kinder zweifellos eine spürbare Erleichterung bedeutete. So nicht zuletzt auch für den kleinen Hermann Emanuel, den die neue Leiterin offenbar schon bald ganz besonders in ihr Herz geschlossen hatte.[19]

Das erklärte Ziel des Paderborner Waisenhauses bestand darin, die ihm anvertrauten Kinder zu guten und nützlichen deutschen Staatsbürgern zu erziehen, sie gleichzeitig aber auch zu frommen, gesetzestreuen Juden zu

formen, denen der Glaube noch *„ein klar erkanntes geistiges Besitztum ..., eine Herzenssache und ein Segen für das Leben"* bedeutete.[20]

Um das Ziel durchzusetzen, waren die Kinder – durchweg waren es zwischen 45 und 50 Jungen und Mädchen, die in jenen Jahren Hermanns Schicksal teilten[21] – strengen Regeln und Vorschriften unterworfen. Gehorsam, Fleiß, Ordnung, Sparsamkeit und Disziplin waren die Tugenden, die groß geschrieben wurden. Die Freiräume waren dementsprechend eng, die Tagesabläufe offenbar weitgehend vorgegeben.

Alltags stand natürlich der wahrscheinlich zweigleisige Elementarunterricht in der Schule des Heimes im Mittelpunkt. Der Sabbat und die jüdischen Feiertage wurden von den Vorgaben und Forderungen der einschlägigen Religionsgesetze bestimmt. Auch die sogenannten patriotischen Feste und Gedenktage wurden streng befolgt.[22]

Zu den selbstverständlichen Pflichten der Kinder gehörte es, dass sie von Anfang an die Verantwortung für ihre Sachen und Aufgaben weitgehend selber trugen.[23] Darüber hinaus musste jedes von ihnen regelmäßig nach einem festgelegten Plan tageweise bestimmte Arbeiten, *„leichtere ökonomische Geschäfte für das Ganze"*, übernehmen.[24] Und auch die Freizeit, sofern von einer solchen überhaupt gesprochen werden kann, war weitgehend verplant und vorprogrammiert. Vermutlich um Heimweh, Grübeleien und sogenanntem *„unsittlichen Betragen"* vorzubeugen, waren ausgiebige körperliche Aktivitäten – *„Spaziergänge, gymnastische Übungen und muskelstärkende Arbeiten im Garten"* sowie in einer dem Heim angeschlossenen Tischlerwerkstatt – vorgesehen.[25]

Die Verpflegung der Kinder sollte einfach, aber nicht kärglich sein und sie zugleich zur Einhaltung der jüdischen Speisevorschriften erziehen. Die Kleidung war einheitlich und auf das Notwendigste beschränkt. Sie bestand aus zwei *„ordentliche[n] Anzüge[n]"*, einem für die Fest- und einem für die Wochentage, einem leichten Sommeranzug, zwei Paar Schuhen und genügend Leibwäsche, um wöchentlich wechseln zu können.[26] An dieser Kleidung waren Hermann und seine kleinen Kameraden und Kameradinnen überall und jederzeit leicht zu identifizieren. Jedermann, der sie sah, zum Beispiel, wenn einer von ihnen Besorgungen machen musste oder wenn sie am Sabbat gemeinsam durch die Stadt zur großen Synagoge am Busdorf zogen, um dort dem Gottesdienst beizuwohnen, wusste sofort, wer sie waren und wohin sie gehörten.

Die Kontakte zur Welt außerhalb des Heims blieben jedoch sehr eingeschränkt. Besuche von Müttern und Vormündern sowie umgekehrt bei Verwandten waren erlaubt, durften aber nicht Überhand nehmen, damit, wie es hieß, *„die Ordnung der Anstalt oder das sittliche Wohl der Kinder"*

darunter nicht litten.[27] Engere Beziehungen zu Kindern der Paderborner jüdischen Gemeinde gab es kaum, zu christlichen Kindern der Stadt so gut wie gar nicht.[28]

Ein ganz zentraler Punkt war die stete Erziehung zur Dankbarkeit, zur Ehrerbietung für all die Wohltäter und großzügigen Förderer, denen die Anstalt ihr Gedeihen zu verdanken hatte. Eine der wichtigsten Finanzierungsquellen waren die sogenannten „Jahreszeiten-Stiftungen" für Verstorbene, für die die Kinder täglich das Kaddischgebet zu sprechen hatten. Aufgrund einer einmaligen Stiftung von 300 Mark konnte ein Verstorbener in dieses tägliche Totengebet aufgenommen werden.[29]

Außerdem gab es im Haus einen Raum, der eigens als Gedenkhalle eingerichtet war. In diesem Raum waren – sozusagen zur ständigen Mahnung der Kinder – die Namen sämtlicher Stifter auf großen Wandtafeln verzeichnet, von einigen waren auch Photographien aufgestellt, während in der Mitte das ewige Jahreszeitlicht brannte.[30] Es war ein Ehrfurcht gebietender, für manche vor allem der Jüngeren aber sicher auch ein ziemlich unheimlicher Raum.

Hermann verbrachte aller Wahrscheinlichkeit nach nicht weniger als acht oder neun Jahre in dem großen Paderborner Waisenhaus an der Leostraße vor dem Kasseler Tor. Während die meisten seiner Kameraden nach der Vollendung ihres dreizehnten Lebensjahrs entlassen wurden, um bei einem Kaufmann oder einem Handwerker eine Lehre zu beginnen, durfte er sich zu den wenigen „Auserwählten" rechnen, die länger bleiben konnten, weil sie sich *„zugleich durch Fleiß und Sittigkeit"* als wert erwiesen hatten, weiter gefördert zu werden.[31]

Er durfte sich für die Aufnahme in ein jüdisches Kantor- und Lehrerseminar vorbereiten, eine Vergünstigung, die nicht unwesentlich dazu beitrug, dass er sich dem Waisenhaus praktisch sein ganzes weiteres Leben lang verpflichtet und verbunden fühlte und vieles von dem, was er dort erfuhr, an Güte, aber auch an Strenge, später in seine eigenen Erziehungsmethoden übernahm.

Für Hermanns Ausbildung zum Kantor und Lehrer wurde das noch verhältnismäßig junge neo-orthodoxe Seminar in Köln ausgesucht. Es war gegen Ende der sechziger Jahre in Opposition und als Gegengewicht zu dem für manche Juden inzwischen als zu reformorientiert und nachlässig geltenden Seminar der Marks-Haindorf-Stiftung in Münster zunächst in Düsseldorf gegründet worden. Seit Anfang 1884 war es in einem völlig neuen Domizil an der St. Apernstraße in Köln untergebracht, direkt neben der

gleichzeitig errichteten Synagoge der neo-orthodoxen Sezessionsgemeinde Addass Jeschurun.[32]

Der Komplex lag etwas abgesetzt von der Straße und bildete – ähnlich wie das Waisenhaus – eine kleine, relativ abgeschlossene Welt für sich. Man betrat sie von der Straße aus durch ein schmiedeeisernes Tor, das jeden Abend sorgfältig verschlossen wurde, und hatte dann einen schmalen, von den *„dunklen und blinden Mauern"* zweier Nachbargebäude flankierten Gang zu passieren. Sobald die Passage sich zu einem Hofraum weitete, erhob sich rechts die Synagoge mit ihrer imposanten maurischen Kuppel und im rechten Winkel dazu am Ende des Hofes zwischen zwei Frontgärten, über denen im Sommer der Duft von Jasmin und spanischen Wicken lag, das fünfgeschossige Seminargebäude, das für insgesamt etwa 50 Lehramtskandidaten Platz bot.[33]

Als Hermann entweder im Laufe der zweiten Hälfte des Jahres 1885 oder zu Beginn des Jahres 1886 nach bestandener Aufnahmeprüfung, die für sämtliche Bewerber obligatorisch war, in das Seminar aufgenommen wurde, wohnten und lernten dort knapp 25 junge Männer, die sich alle in seinem Alter oder etwas darüber befanden. Direktor des Seminars und zugleich Lehrer für eine ganze Reihe unterschiedlicher Fächer war der Rabbiner der Gemeinde Addas Jeschurun Dr. Hirsch Plato, ein Schwiegersohn des Begründers der neo-orthodoxen Richtung des deutschen Judentums Samson Raphael Hirsch.[34]

Das Innere des Gebäudes war denkbar einfach gegliedert und dem Neuankömmling daher schnell vertraut gemacht. Im Erdgeschoss lagen die Lehrerwohnungen und das Zimmer des Direktors, im ersten Stock die Lehrzimmer, die Übungsschule, die Bibliothek und der Physikraum. Im zweiten Stock waren die Arbeitszimmer sowie ein Kranken- und Badezimmer untergebracht und im Stockwerk darüber die Schlafräume nebst einem Schrank- und einem Waschzimmer. Die Hausmeisterwohnung, die Kaffeeküche und die Wirtschaftsräume lagen in dem gut anderthalb Meter aus dem Erboden herausragenden Kellergeschoss, während das Dach, das einen schönen Blick über die Stadt gewährte, *„zum Trocknen und Bleichen der Wäsche"* genutzt werden konnte.[35]

Geradezu luxuriös dürfte Hermann nach den kargen Waisenhausjahren die Ausrüstung erschienen sein, die er bei seiner Einweisung ganz zu seinem persönlichen Gebrauch zur Verfügung gestellt bekam. Dazu gehörten ein eigener *„Schrank im sogenannten Schrankzimmer, mit je einer Abteilung für Kleider, reine Wäsche, schmutzige Wäsche und Stiefel"*, ein *„Stehpult mit verschließbarem Bücherschrank"* in einem der Arbeitszimmer, *„ein Eßschrank im Kaffeezimmer"* sowie *„ein Regal zur Aufbewah-*

rung des Wichszeugs".[36] Da er als mittellos galt, waren sowohl sein Unterricht als auch seine Unterbringung und seine Verpflegung frei.[37]

Die Ausbildung selbst war überaus anspruchsvoll. Da das Seminar, dem orthodoxen Selbstverständnis seiner Träger entsprechend, den Anspruch erhob, *„dem Staatsgesetze wie dem Religionsgesetze mit gleicher Treue ergebene Lehrer heranzubilden, deren speziell jüdische und allgemeine wissenschaftliche Bildung auf gleicher Höhe [stehen]"*[38], hatte Hermann in den nächsten Jahren alle Hände voll zu tun und ein beträchtliches Pensum zu absolvieren.

Neben der Aneignung gründlicher Kenntnisse in allen weltlichen Elementarfächern, wobei besonderes Gewicht auf deutsche Literatur und vaterländische Geschichte gelegt wurde, musste er bis zum Ende seines Aufenthalts den wesentlichen Teil der Hebräischen Bibel, umfangreiche Passagen des Talmud und große Abschnitte des „Schulchan Aruch" (wörtl. „Gedeckter Tisch"), eines Gesetzeskodex' aus dem 16. Jahrhundert, studiert haben. Es wurde erwartet, dass er am Ende in der Lage war, sich mit jedem nicht allzu schwierigen Passus des Talmud auseinander zu setzen, die Lösung eines wichtigen Problems im „Schulchan Aruch" zu finden und am Sabbat oder an Festtagen eine gediegene Predigt zu halten.[39]

Integraler Bestandteil der gesamten Seminarerziehung war die Schulung der Gesinnung, der Einstellung, der Haltung, war, wie es damals euphemistisch hieß, die sogenannte Charakterbildung. Hermann kannte das bereits aus dem Waisenhaus. Genauso wie dort ging es dabei auch hier vor allem um die Verankerung von traditionsbewußter Frömmigkeit und deutschem Patriotismus. Und ganz ähnlich wie dort sahen auch die Mittel aus. Tägliche Teilnahme an den Gebeten in der Synagoge der „Adass Jeschurun", die zugleich als Seminarsynagoge diente, Sprechen des Kaddischgebets für die großzügigen Jahreszeiten-Stifter, strenge Befolgung der Speisegebote, strikte Einhaltung und feierliches Begehen aller vaterländischen Fest- und Gedenktage sowie möglichst weitgehende Klausur, Abgeschiedenheit von der Welt außerhalb des Seminars.[40]

Wie an anderen Seminaren war die Dauer der Ausbildung in Köln auf drei Jahre terminiert. Da das Institut jedoch zwischen Dezember 1887 und April 1888 wegen wiederholter Scharlachfälle und Halsentzündungen auf ärztliche Anordnung hin über ein Vierteljahr geschlossen bleiben musste, verlängerte sich Hermanns Aufenthalt in dem Haus um ein ganzes Semester.[41] Erst im Frühjahr 1889 war es so weit, dass er seine beiden Abschlussprüfungen ablegen konnte; zunächst diejenige in jüdischer Religion vor einer hausinternen Fachkommission[42] und dann am 18. Mai vor der

Königlichen Prüfungskommission am Schullehrerseminar in Odenkirchen die gewöhnliche, staatliche in den weltlichen Elementarschulfächern.

Während wir über die erste der beiden Prüfungen nichts wissen, fiel die zweite trotz aller Anstrengungen nur durchschnittlich aus. Neben zweimal „Nicht genügend" sechsmal „Gut" und einmal „Sehr gut" erhielt Hermann für die meisten seiner mündlichen und schriftlichen Leistungen ebenso wie für den *„Anfang im praktischen Unterricht"* die Note „Genügend".[43]

Obwohl mit dem Zeugnis eigentlich kein großer Staat zu machen war, hatte Hermann nur wenige Wochen später bereits seine erste Anstellung gefunden. Ende Mai war die Kantor- und Lehrerstelle in dem kleinen sauerländischen Ort Madfeld frei geworden. Am 14. Juni bewarb sich Hermann auf die Stelle, und gut vierzehn Tage später erhielt er die Nachricht, dass er angenommen sei und sein Amt umgehend antreten könne.[44]

Es war eine denkbar bescheidene Stelle, auf der er seine ersten Sporen verdienen sollte. Die Madfelder Gemeinde gehörte als Untergemeinde der Hauptsynagogengemeinde Padberg an. Sie war klein und ziemlich arm. Sie wurde von zehn Familien gebildet, von denen nur eine, die des Vorstehers Salomon Löwenbach, als verhältnismäßig wohlhabend galt. Von seiner Finanzkraft hing in der Gemeinde vieles ab. Sämtliche Familienoberhäupter waren im Übrigen Kaufleute, Krämer und Händler, auch ein Gastwirt war dabei.[45]

Als Gemeindeeinrichtungen gab es neben dem Friedhof lediglich eine unscheinbare, circa dreißig Quadratmeter große Synagoge, in deren Innerem nur ein paar Bänke standen.[46] Diese Synagoge diente gleichzeitig als Schullokal. Die Schule war vor sechs Jahren gegründet worden und hatte keinen guten Ruf. Drei Lehrer hatten sich mit unterschiedlichem Erfolg schon an ihr versucht. In den letzten beiden Jahren hatten die Schulinspektoren das Niveau durchweg als *„gerade noch genügend"* eingestuft.

Dennoch hatte der Vorsteher Salomon Löwenbach bereits zwei Versuche unternommen, der Schule den Status einer öffentlichen Lehranstalt zuerkennen zu lassen. Sie waren beide von der Regierung Arnsberg abgewiesen worden, und die Behörden hatten sogar durchblicken lassen, dass sie nichts dagegen hätten, wenn die Schule einginge und die Kinder wie früher wieder die katholische Elementarschule der Stadt besuchen würden.[47]

Als Hermann im Sommer 1889 nach Madfeld kam und das Regiment über die kleine Lehranstalt übernahm, wurde sie von 24 Schülern besucht, sein Gehalt betrug ganze 500 Mark im Jahr[48], und es war von vornherein klar, dass er hier nur für eine begrenzte Zeit bleiben konnte. Wie lange genau das sein würde, war, wie meistens in solchen Fällen, nur schwer abzu-

sehen. Es hing von zahlreichen Unwägbarkeiten ab, und in diesem Fall schien es derer besonders viele zu geben.

Bei der ersten Revision der Schule, die der Briloner Kreisschulinspektor Wolff nur wenige Tage nach Hermanns Amtsantritt durchführte, wurde die schlechte Beurteilung der Anstalt aus den vergangenen Jahren – *„noch eben genügend"* – noch einmal bestätigt und Hermann damit zugleich kräftig unter Druck gesetzt. Sämtliche Mängel und Defizite wurden dem Zwanzigjährigen sozusagen schwarz auf weiß vor Augen geführt und ihm auf diese Weise eindringlich klargemacht, auf was für eine schwierige pädagogische Aufgabe er sich da eingelassen hatte und was es für ihn alles zu verbessern gab.[49]

Die Demonstration erschreckte Hermann jedoch nicht. Er bewältigte die von ihm übernommene Aufgabe mit erstaunlicher Bravour. In den nächsten zweieinhalb Jahren hob sich das Niveau der Schule beträchtlich. Bei der folgenden Revision im Mai 1890 fand der Kreisschulinspektor den Gesamteindruck zwar noch wenig verändert, aber bereits bei seiner übernächsten Visite bedachte Wolff die Leistungen mit der Note „gut", was seit dem Bestehen der Schule, soweit ersichtlich, noch niemals vorgekommen war.[50]

Der Aufschwung hatte unterschiedliche Folgen. Während er Hermann die entscheidenden Zusatzqualifikationen bescherte, die ihm schließlich im Herbst 1892 den Weg zu seiner Anstellung in Burgsteinfurt ebneten, nützte er der Madfelder Schule nur wenig. Sie konnte sich – nach Hermanns Weggang – nur noch kurze Zeit halten. Als der Gemeindevorsteher Salomon Löwenbach 1895 nach Paderborn umzog, war ihr Schicksal besiegelt. Ohne ihn konnten die übrigen Gemeindemitglieder die Kosten für die Einrichtung nicht mehr aufbringen, und so musste sie noch im gleichen Jahr ihre Pforten schließen.[51]

Die Berufung nach Burgsteinfurt war für Hermann ein großer Glücksfall. Nach einem wenig zufrieden stellenden Examen und nur zweieinhalb Jahren an einer nicht sehr geschätzten Winkelschule gleich an eine öffentlichen Schule geholt zu werden und dann auch noch an eine, die zu den ältesten Westfalens gehörte, war alles andere als selbstverständlich und sicher mehr als das, was er sich während der harten Jahre im Waisenhaus und im Kölner Lehrerseminar hatte erträumen dürfen.

Öffentliche jüdische Schulen waren nämlich rar. In Westfalen gab es gerade einmal 12, in ganz Preußen gut 110, alle anderen – in Westfalen rund weitere 60 – besaßen wie diejenige in Madfeld lediglich den Charakter privater Lehranstalten.[52] Die Vorteile, die es hatte, an einer öffentlichen Schu-

le engagiert zu werden, waren nicht zu übersehen. Es bedeutete, dass man zu einem sogenannten *„mittelbaren Staatsdiener"* ernannt wurde und als solcher einen verhältnismäßig sicheren Arbeitsplatz bekam, der nicht bei jeder Gelegenheit aufgekündigt werden konnte, und überdies ein genau vorgeschriebenes Gehalt, Pensionsberechtigung und noch einige andere Vergünstigungen mehr garantierte.[53]

Hermanns Anstellung in Burgsteinfurt erfolgte allerdings zunächst nur provisorisch, weil ihm für eine Festeinstellung noch das erforderliche zweite Staatsexamen fehlte. Damit der Vorbehalt aufgehoben werden konnte, musste er dieses Examen in den nächsten zwei, drei Jahren, am besten natürlich bald, an einem der prüfungsberechtigten Lehrerseminare der Region ablegen und sich außerdem eine Zeitlang in der Praxis bewähren.[54]

Sein Gehalt wurde von der Königlichen Regierung in Münster auf 1.200 Mark festgesetzt, was der Burgsteinfurter Gemeinde für einen so jungen Lehrer eigentlich als zu hoch erschien, das sie aber dennoch akzeptieren musste.[55] Zusätzlich wurde ihm ein Kantorgehalt von 250 Mark bewilligt, so dass Hermann also von nun an alles in allem ungefähr dreimal so viel wie in Madfeld verdienen sollte.[56]

Als Unterkunft musste er zunächst mit einigen gemieteten Zimmern Vorlieb nehmen, weil die Lehrerwohnung in der neuen Schule an der Kautenstege noch von der Frau seines Vorgängers Salomon Braun und ihren Kindern bewohnt wurde. Die arme Frau hatte nach dem plötzlichen Verschwinden ihres Mannes nicht gleich eine neue Wohnung finden können und da sie in fortgeschrittenem Stadium schwanger war, konnte man auf einen schnellen Umzug nicht dringen. Hermann war jedoch mit den angemieteten Zimmern hochzufrieden. Eine 82 ½ Quadratmeter große Lehrerwohnung mit vier Zimmern, Küche, Waschküche und Vorratsstube schien ihm für seine Bedürfnisse ohnehin zu groß zu sein, so dass er sie nach dem Auszug der Familie Braun sogar erst noch für einige Zeit vermieten ließ, ehe er sie Ende 1895 nach gründlicher Renovierung tatsächlich bezog.[57]

Die Anforderungen, die die neue Aufgabe an Hermann stellte, waren recht umfangreich und mit denen seiner Madfelder Tätigkeit kaum zu vergleichen. Die Burgsteinfurter Gemeinde war, obwohl vielleicht nicht mehr so bedeutend wie vor einigen Jahrzehnten, mit rund 220 Mitgliedern immer noch verhältnismäßig groß und auch immer noch recht angesehen.

In den letzten Jahren hatte sie viel in ihre Gemeindeeinrichtungen investiert. Sie hatte einen neuen Friedhof angelegt, anlegen müssen, weil der alte am Eingang des Bagno keinen Platz mehr bot. Sie hatte für 10.000 Mark das neue Schulgebäude errichten lassen.[58] Und auch die 130 Jahre

alte Synagoge direkt neben der Schule an der Kautenstege, dieses kleine etwa 180 Quadratmeter große Fachwerkgebäude *„mit dem abgewalmten Dach und dem Davidstern im Giebel"*, das in seinem Innern etwa 80 Männern und auf der Empore 50 Frauen Platz bot, war gerade erst gründlich überholt worden.[59] Dieser äußeren Erneuerung der Gemeindeeinrichtungen sollte nun offenbar unter Hermanns Leitung so etwas wie ein innerer Neuanfang folgen.

Außer ihm hatte die Gemeinde noch einen zweiten Bediensteten angestellt, Joseph de Vries, einen sehr frommen und tüchtigen Mann, der aus Holland stammte und in unmittelbarer Nähe der Synagoge wohnte, dort ein kleines Lebensmittelgeschäft betrieb, aber im Winterhalbjahr auch als Schaumer in der neu errichteten Mazzenfabrik Marcus arbeitete.[60] De Vries übte das Amt des Synagogendieners in Personalunion mit dem des Schächters und des Totengräbers aus. Zu seinen Pflichten gehörte es, am Sabbat und an den Feiertagen vor dem Gottesdienst die zum Verlesen anstehenden Passagen aus der Thora herauszusuchen, die Synagoge sauber zu halten, für die Kerzen und den nötigen Schmuck zu sorgen und am Versöhnungstag die Nachtwache zu stellen. Mit ihm bekam es Hermann in den nächsten Jahren also häufiger zu tun.[61]

Außerdem gab es seit gut zehn Jahren in der Gemeinde einen jüdischen Frauenverein, der sich der Wohltätigkeit verschrieben hatte und von einer rüstigen alten Dame, der 65jährigen Friederike Berna, geleitet wurde.[62] Als Gemeindevorsteher fungierte der Stadtverordnete und Seniorchef der Mazzenfabrik Marcus, Joseph Marcus, während dem Schulvorstand neben dem Ortsschulionspektor Smend die Kaufleute Bernhard Leffmann, Albert Heimann; Josef Marcus und Moses Berna angehörten.[63]

Hermanns Aufmerksamkeit wurde fast zwangsläufig zunächst vor allem auf die Schule gelenkt. Sie hatte einst zu den Prunkstücken der Gemeinde gehört und sollte nun nach den Wünschen der Verantwortlichen möglichst bald wieder das werden, was sie einmal gewesen war – oder doch zumindest annähernd.

Hermann war besten Willens, hatte aber alles andere als einen guten Start. Nach nur wenigen Wochen, in denen er die Kinder, die seinen Unterricht besuchten, noch nicht einmal richtig hatte kennen lernen können, wurde er krank. Ein unbedeutendes Frösteln, Mattigkeit, Mangel an Appetit und Schluckbeschwerden stellten sich ein, die Lymphdrüsen am Hals waren leicht geschwollen und wenn er seine Gaumen- und Rachenschleimhäute im Spiegel betrachtete, konnte er feststellen, dass sie stark gerötet waren und einige weißgraue Flecken aufwiesen.

Die ärztliche Diagnose lautete Diphterie und rief gleich die Gesundheitsbehörde auf den Plan. Die hochansteckende Krankheit war überaus gefürchtet. Bis vor wenigen Jahren hatte sie noch zu den häufigsten Todesursachen bei Kindern gehört. Erst seit ihr Erreger bekannt war, gingen die Zahlen allmählich zurück.[64] Um weiteren Infektionen vorzubeugen, wurde Hermann deshalb in Quarantäne gesteckt und die Schule für eine Zeitlang geschlossen. Erst als er vollständig auskuriert war und die Behörde seine Kleider sowie sämtliche Schulräume und Utensilien gründlich desinfiziert hatte, konnte er aufs Neue und diesmal endlich langfristig mit dem Unterricht beginnen.[65]

Etwas weniger als 40 Schüler – nicht ganz doppelt so viele, wie er zuletzt in Madfeld betreut hatte – besuchten in seinem ersten Jahr die kleine Lehranstalt an der Kautenstege. Der Unterricht fand an Alltagen vormittags und nachmittags, am Sonntag nur vormittags statt. An manchen Tagen musste Hermann zusätzlich einigen älteren Schülern und Schülerinnen, die das Gymnasium beziehungsweise die höhere Töchterschule besuchten, Religionsunterricht erteilen. Es waren immer etwa zehn, und der Unterricht fand im gleichen Klassenzimmer wie der normale Elementarunterricht statt.[66]

Neben der Arbeit versuchte er, sich intensiv auf sein zweites Examen vorzubereiten, damit seine provisorische rasch in eine definitive Anstellung umgewandelt werden konnte. Noch im Herbst des gleichen Jahres legte er dieses Examen vor der Prüfungskommission des Lehrerseminars in Kassel ab und bestand es problemlos.[67] Sein Zeugnis reichte er umgehend der Königlichen Regierung in Münster ein, und ein halbes Jahr später, im Juni 1894 besuchte der Kreisschulinspektor Heurig aus Tecklenburg seinen Unterricht, um zu überprüfen, ob auch seine Lehrpraxis bereits so weit fortgeschritten sei, dass sie den Anforderungen für eine Festeinstellung genüge.

Die Prüfungsstunden missglückten jedoch gründlich und da der Schulinspektor dem jungen Mann offenbar nicht sehr wohlwollend gesonnen war, fiel sein Gutachten geradezu vernichtend aus. *„Die jüdische Schule in Burgsteinfurt befindet sich in einem neuen Gebäude“*, schrieb er, *„und macht im Äußern einen guten Eindruck. Weniger befriedigend ist aber der innere Stand der Schule. Der junge Lehrer, der vor einem halben Jahr die zweite Lehrerprüfung in Kassel bestanden hat, soll die Schule, die sich früher in einem durchaus nicht befriedigenden Zustand befunden haben soll, nach dem Urteile des Ortschulinspektors schon gehoben haben, jedoch macht der junge Mann einen noch zu unreifen, fast geckenhaften Eindruck in seiner unterrichtlichen Tätigkeit und hat auch noch zu wenig posi-*

tiven Erfolg in seinem 1 ½ jährigen Wirken in der Schule aufzuweisen, als dass es angezeigt wäre, seine definitive Anstellung schon jetzt ins Auge zu fassen."

Im Folgenden listete Heurig dann pedantisch und zuweilen beckmesserisch Punkt für Punkt sämtliche Beanstandungen auf, die er gegen Hermanns Leistungen vorzubringen hatte, bis praktisch kein gutes Haar mehr an ihnen übrig blieb: *„Beim Beginn des Unterrichts ging viel kostbare Zeit mit der Besorgung solcher Äußerlichkeiten verloren, die ein fleißiger und umsichtiger Lehrer vor dem Anfange der Unterweisung erledigt; dahin gehört das Anfeuchten des Tafelschwammes etc.*

In dem geschichtlichen Religionsunterrichte erwiesen sich die Kinder als zu wenig gefördert. Die klare und verständliche Fassung des eingeführten Buches von Dr. Sontheimer war ohne Grund verlassen; keine Gliederung des Stoffes, keine Erschließung des Inhalts. Die Erzählung ‚Mosis erste göttliche Offenbarung', im Lehrbuche ‚Mosis Offenbarung' benannt, war ohne Leben und unsicher.

Im Deutschen war Uhlands ‚Lied eines Armen' durchgenommen. Der Text war von den Kindern ziemlich gut gemerkt; auch hatte der Lehrer einige Erklärungen gegeben; aber die ganze Art und Weise der Behandlung war zu oberflächlich, unsympathisch. Dass ein Kind auf die Frage: Warum spricht der Dichter von ‚goldener Saat', antwortete: ‚Wenn man sie verkauft, bekommt man Geld davor', mag weniger Schuld des Lehrers sein; dass die Kinder aber nicht die Worte ‚den Sorg und Mühe traf' richtig aufzufassen vermochten, als der Revisor sie auf den Sinn derselben hinleitete, darf wohl als Beweis dafür gelten, dass der Unterricht nicht zum Nachdenken anhält.

Im Rechnen ließen die Kinder im schriftlichen Rechnen alle Zeichen, welche die Rechenoperation andeuten, fort. Auch war die schriftliche Darstellung der Lösung sonst nicht korrekt. Im mündlichen Rechnen waren die Kinder dagegen befriedigend unterwiesen.

Die Realien waren nicht befriedigend behandelt. Der Lehrer war mit den Stoffen gegen die von ihm aufgestellte und der Kreisschulinspektion vorgelegte Pensumsverteilung weit zurück, und doch war das Wissen der Kinder in dem Wenigen, das durchgenommen, gleich Null."[68]

Am Ende der Überprüfung musste Hermann *„ernste Ermahnungen"* Heurigs *„zu größerer Treue im Amte"* über sich ergehen lassen und natürlich die unangenehme Eröffnung ertragen, dass seine definitive Anstellung vorläufig noch nicht erfolgen könne, sondern erst *„nach größeren Leistungen, die zu zeigen ihm bald wieder Gelegenheit gegeben werden solle"*.[69]

Diese Gelegenheit erhielt er offenbar ein halbes Jahr später, und diesmal fiel die Revision positiv aus.

Auch in den nächsten Jahren blieb die Beurteilung von Hermanns Arbeit durch den Kreisschulinspektor Heurig eher reserviert. Seine Leistungen seien *„im Ganzen befriedigend"*, schrieb Heurig einmal kurz. Ein anderes Mal notierte er, Hermann sei *„ein im Ganzen gut veranlagter Lehrer, der mit seinem ... Lehrgeschicke [sicher] mehr als [nur] befriedigende Fortschritte erzielen würde, wenn er etwas frischer wäre"*. Und selbst als der Schulinspektor eines Tages nichts mehr zu beanstanden hatte und zu dem Urteil kam, dass Hermann *„ein guter Lehrer mit guten Kenntnissen und gutem Lehrgeschick"* sei, fügte er doch, so als sei der zu Beurteilende bekanntermaßen ein unsicherer Kantonist, als kleine Mahnung hinzu: *„Nur darf er in seinem Interesse für die Schule nicht erlahmen."*[70]

Andere schätzten Hermanns Arbeit dagegen weitaus höher als der Schulinspektor Heurig ein. Seine Gemeinde war mit ihm durchaus zufrieden, und dann gab es da auch noch den Gerichtssekretär Ahlert, dem Hermann nach dem Auszug der Familie Braun die Lehrerwohnung im jüdischen Schullokal für einige Zeit hatte vermieten lassen. Ahlert, ein aus der evangelischen Landeskirche ausgetretener, konfessionsloser und freisinnig denkender Mann, hatte sich offenbar mit Hermann angefreundet, und als sein ältester Sohn Ostern 1895 eingeschult werden musste, entschloss er sich, ihn zu Hermann in die jüdische Schule zu schicken; und genauso hielt er es ein Jahr später, als sein Zweitgeborener schulpflichtig wurde.[71]

Wie es möglich war, dass die Behörden die Schulwahl Ahlerts zunächst akzeptierten, obwohl seit über 40 Jahren rechtlich festgeschrieben war, dass der *„Besuch der öffentlichen jüdischen Schulen ... auf die jüdischen Kinder beschränkt"* bleiben müsse, ist nicht ersichtlich.[72] Jedenfalls dauerte es bis zum Ende des Jahres 1896, ehe die Regierung Münster unter Berufung auf eben diese Passage einschritt und dem Gerichtssekretär mitteilen ließ, dass seine Kinder die jüdische Schule verlassen müssten und an einer der christlichen Schulen der Stadt anzumelden seien.

Ahlert protestierte umgehend. Er schrieb, dass seiner Meinung nach der angeführte Rechtsgrundsatz *„nicht im Einklang mit dem Gesetz betreffend die Gleichberechtigung der Konfessionen ... vom 3. Juli 1869"* stehe. Er fühle sich deshalb *„durch die Verfügung der Königlichen Regierung"* in seiner *„Gewissensfreiheit gekränkt und werde freiwillig auf den Unterricht"* seiner Kinder *„in der jüdischen Schule nicht verzichten"*. Für den Fall, dass sein Einspruch erfolglos bleiben sollte, drohte er an, *„seine Kinder sofort zur jüdischen Religion übertreten"* zu lassen, *„was ja in kürzester Zeit zu bewerkstelligen sei"*, auch wenn es ihm lieber wäre, wenn seine

Kinder die Entscheidung über ihre Religionszugehörigkeit später einmal selber treffen könnten.[73]

Über Hermann und seine Schule aber schrieb Ahlert: *„Abgesehen von der prinzipiellen [rechtlichen] Frage ist der Besuch gerade der Burgsteinfurter jüdischen Schule für meine Kinder von großem Vorteil."* Im Gegensatz zu den christlichen Schulen der Stadt werde sie von nur 30 bis 40 Kindern besucht und habe *„ein ausreichend großes Lokal"*. Der Lehrer sei *„sehr tüchtig"*, habe *„in Folge der verhältnismäßig geringen Schülerzahl mehr Zeit übrig für jedes einzelne Kind und kenne dessen persönliche Eigenschaften"* daher *„genau"*. Seine, Ahlerts, beiden schulpflichtigen Kinder, *„von denen das ältere körperlich schwächlich, das andere Fremden gegenüber sehr schüchtern"* sei, hingen jedenfalls *„mit großer Liebe an ihrem Lehrer"* und brächten *„ihm das größte Vertrauen entgegen"*.[74]

Ahlerts Protest und seine anschließende Rechtsbeschwerde blieben erfolglos. Als er im Oktober 1897 nach Bielefeld versetzt wurde, stand definitiv fest, dass seine Kinder künftig eine christliche Schule besuchen mussten.

Zu Hermanns außerordentlichen pädagogischen Initiativen zählte in seinen ersten Burgsteinfurter Jahren die Gründung einer kleinen Schülerbücherei. Die Einrichtung war zunächst wenig erfolgreich, weil die finanziellen Mittel fehlten. Damit überhaupt Geld zusammenkam, musste jedes Kind, das die Bücherei nutzen wollte, monatlich 10 Pfennig in eine eigens dafür eingerichtete Kasse zahlen. Das Ergebnis war, dass kaum Mittel eingenommen wurden, weil sich ein viel zu geringer Teil der Kinder an dem System beteiligte.

Die Situation änderte sich, als der Schulvorstand die Nützlichkeit der Einrichtung eingesehen hatte und beschloss, der Bücherei einen jährlichen Zuschuss von zunächst 20 Mark zu gewähren, selbst wenn dadurch der festgesetzte Schuletat überschritten würde.[75] Von da an ging es langsam aber stetig bergauf. Die Zahl der Bücher und Jugendschriften nahm zu und die Benutzung wurde überaus rege. Bis Anfang 1914 wuchs der Bestand auf fast 200 Bände an, die Ausleihe fand einmal wöchentlich statt, und die Bibliothek konnte zum festen Bestandteil der jüdischen Schule gerechnet werden.[76]

Große Anpassungsbereitschaft und Fingerspitzengefühl verlangte Hermann von Anfang an die kultusamtliche Tätigkeit in Burgsteinfurt ab. Wie überall, so war auch hier die Verweltlichung, die Säkularisierung, auf dem Vormarsch. Juden wie Protestanten legten immer weniger Wert auf religiöse Riten. Am Sabbatgottesdienst – am Freitagabend und am Sabbatmorgen

– nahm die Gemeinde längst nicht mehr vollzählig teil. Nur an den hohen Feiertagen, an Pessach, Channukka oder am Versöhnungsfest war die Synagoge regelmäßig noch gut gefüllt.[77]

Die meisten Gemeindemitglieder waren liberal. Sie machten am Sabbat ihre Geschäfte auf und gingen ihrer beruflichen Tätigkeit nach. In manchen Familien wurde gern darüber gestritten, wo es den besten Schweineschinken gab, Moritz Cohen ließ sich den seinen eigens aus Münster besorgen. Milch und Fleischspeisen wurden nicht mehr streng voneinander getrennt, Fastenzeiten nicht mehr penibel eingehalten. Das alles bewies jedoch noch keineswegs, das man in Religionsdingen gleichgültig geworden war. Viele Gemeindemitglieder waren sehr wohl am Glauben und an den Gemeindeangelegenheiten interessiert, auch wenn sie die meiste Zeit in der Burgsteinfurter Mehrheitsgesellschaft verbrachten und sich deren Gepflogenheiten weitgehend angepasst hatten.[78]

Dogmatisches Verhalten und elitäres Bewusstsein, wie Hermann sie im Kölner Seminar kennen gelernt hatte, waren daher fehl am Platze. Was er brauchte, waren Großzügigkeit, Einfühlsamkeit und viel Pragmatismus. 1894, also gleich im zweiten Jahr seiner Amtstätigkeit in Burgsteinfurt kam ein neues Gebetbuch (Tefila) heraus. Es war vom Verband der Synagogengemeinden Westfalens, einem seit gut drei Jahren existierenden freiwilligen Zusammenschluss der Kultusgemeinden der Provinz Westfalen, in Auftrag gegeben und von dem aus Lage stammenden Stettiner Rabbiner Dr. Heinemann Vogelstein erarbeitet worden.[79]

Obwohl das Gebetbuch weitgehend den Grundsätzen der in zahlreichen Großgemeinden wie Berlin, Hamburg, Frankfurt, Dresden, Nürnberg oder München eingeführten Gebetbücher entsprach[80], löste es eine heftige Kontroverse aus, unter anderem deshalb, weil gegenüber dem bisherigen Text die hebräische stark zugunsten der deutschen Sprache zurückgedrängt war und sämtliche Gebete, die sich auf das heilige Land und den Tempel bezogen, fehlten.[81] Führende Vertreter der Orthodoxie liefen gegen das Gebetbuch Sturm. Sie publizierten eine äußerst kritische, ja polemische Gutachtensammlung, der der westfälische Verband sofort eine Reihe von Gegengutachten entgegenstellte. Einige traditionsverbundene Gemeinden traten aus dem westfälischen Verband aus und schlossen sich zu einer eigenen Vereinigung, dem „Verein zur Wahrung der Interessen des Judentums in Westfalen", zusammen.[82]

Für Hermann war die Situation aufgrund seiner streng orthodoxen Erziehung sicher ziemlich delikat. Dennoch wurde unter seiner Regie nicht nur das neue Gebetbuch pünktlich in Burgsteinfurt eingeführt. Er rief bald darauf auch einen Synagogenchor ins Leben, fand nichts dabei, bei feierli-

chen Anlässen gleich einem protestantischen Pfarrer einen Talar zu tragen[83], und schaffte später sogar noch ein Harmonium anstelle einer Orgel für die Synagoge an.[84] Wie weit er sich damit, den Gegebenheiten der Praxis gehorchend, von den Vorstellungen seiner einstigen Lehrer und Erzieher in Köln entfernte, wird deutlich, wenn man sich vergegenwärtigt, dass man in Köln eine derart weitgehende Anpassung an christliche Formen des Gottesdienstes als Preisgabe authentisch jüdischer Tradition zugunsten eines *„Wischi-Waschi-Konfessionalismus"* ansah und entschieden verwarf.[85]

Der Gemeinde gefiel Hermanns Rührigkeit dagegen offenbar sehr, eine Rührigkeit, die in diesen ersten Jahren seiner Tätigkeit außerdem auch noch zur Gründung einer „Chewrah Gemilus Chassidim" und eines „Vereins gegen die Wanderbettelei" führte.[86]

Einen nicht unwesentlichen Teil in Hermanns Arbeit nahmen von Anfang an die repräsentativen Aufgaben ein, die Darstellung der Gemeinde nach außen, das ständige Bemühen, in öffentlichen Belangen so gut wie möglich mit den beiden christlichen Gemeinden der Stadt Schritt zu halten und in keinem Fall Anlass zu Gerede oder gar zu Kritik zu bieten. Die Gemeinde war zwar respektiert, das schiedlich-friedliche Zusammenleben der Konfessionen in der Stadt weitgehend gefestigt. Aber antisemitische Vorurteile und Ressentiments gab es noch überall, ja sie waren seit einigen Jahren virulenter denn je.

1887 war mit dem Marburger Bauernkönig Otto Böckel erstmals ein ausgewiesener Antisemit in den Reichstag gewählt worden. Seit 1893 belief sich die Zahl der antisemitischen Abgeordneten bereits auf 16.[87] Im niederrheinischen Xanten hatte man im Jahr zuvor einen jüdischen Metzger, Adolf Buschhoff, haltlos und beinahe willkürlich angeklagt, einen Ritualmord an einem christlichen Kind verübt zu haben. Es war eine beinahe unglaubliche Geschichte, aber keineswegs der einzige Fall dieser Art in den achtziger und neunziger Jahren.[88]

Im östlichen Westfalen war die Atmosphäre durch *„zahllose Schmähschriften und Hetzreden"* führender Antisemiten gebietsweise so vergiftet, dass einige Gemeinden über geeignete Gegenmaßnahmen nachdenken mussten und ihre Kantoren zu „erfahrenen" Kollegen schickten, um sich beraten zu lassen.[89] In Westerkappeln im Tecklenburger Land sorgte ein evangelischer Pfarrer für Furore, indem er von der Kanzel herab behauptete, in Westerkappeln und Umgebung seien wiederholt *„etliche jüdische Bürger"* durch *„unschickliches und unsittliches Benehmen ... gegen christliche Frauen und Jungfrauen"* aufgefallen. Eine Resolution mit der Auflistung angeblich erforderlicher Selbstschutzmaßnahmen wurde publiziert,

und die konservative preußische „Kreuzzeitung" schlachtete den Vorfall zu einem ausführlichen antisemitisch gefärbten Artikel aus.[90]

Ereignisse wie diese gab es viele. Sie führten im März 1893 zur Gründung des „Centralvereins Deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens", der es unter anderem zu seiner Aufgabe erklärte, die Fortschritte der Emanzipation gegen alle Angriffe zu verteidigen. Der Verein wollte vor allem durch Beratungen und Rechtsauskünfte im konkreten Einzelfall Schutz gewähren, wartete aber auch immer wieder mit allgemeinen Verhaltensmaßregeln auf.[91]

Für die Burgsteinfurter Gemeinde schien die beste Schutz- und Vorbeugungsmaßnahme darin zu bestehen, die bisherigen Gepflogenheiten der Selbstpräsentation und des Zusammenwirkens mit den anderen beiden Konfessionen sowie den übrigen Institutionen in der Stadt nahtlos fortzusetzen und, wo möglich oder erforderlich, vorsichtig weiter auszubauen. Einige der Verpflichtungen, die sich daraus ergaben, waren Hermann wohlbekannt und wurden schnell zur Routine. Dazu gehörte vor allem die Organisation der Schulfeiern zu den patriotischen Fest- und Gedenktagen, die wie im Waisenhaus oder im Kölner Lehrerseminar auch in Burgsteinfurt jedes Jahr nach dem gleichen Muster begangen wurden.

Eine Ausnahme bildete 1897 der 100. Geburtstag Kaiser Wilhelms I., der nach dem Willen der Burgsteinfurter Bürgerschaft zu einem besonderen und spektakulären Ereignis für die Stadt werden sollte. Seit über einem Jahr liefen Vorbereitungen für die Errichtung eines Kaiser-Wilhelm-Denkmals auf dem Marktplatz, zu dem an eben jenem hundertsten Geburtstag, dem 22. März 1897, im Rahmen einer großen Festveranstaltung der Grundstein gelegt werden sollte.[92]

Viele Mitglieder der jüdischen Gemeinde unterstützten das Projekt. Moritz Cohen gehörte neben zahlreichen anderen Honoratioren der Stadt dem federführenden Denkmalausschuss an. Etwa die Hälfte der jüdischen Familienvorstände hatte sich mit größeren oder kleineren Beträgen in die Sammelliste zur Finanzierung des Denkmals eingetragen. Ungefähr 3,5% aller gezeichneten Spenden gingen auf ihr Konto.[93]

Für die Organisation und Durchführung der Festveranstaltung lagen genaue Direktiven vor. Kein Geringerer als Kaiser Wilhelm II. persönlich hatte nämlich Ende 1896 eine, wie es hieß, allgemeine *„Marschroute"* für den 100. Geburtstag Wilhelms I. festgelegt und allen Verwaltungen in mehr oder weniger offiziöser Weise bekannt machen lassen.[94] An diese Ordre hielt man sich. Ihr genau entsprechend wurden die Feierlichkeiten in Burgsteinfurt auf drei Tage angesetzt[95], und von Hermann erwartete man, dass er zu ihrem Gelingen „in angemessener Form" beitrug.

Konkret bedeutete das für ihn, dass er eine stimmungsvolle Predigt für einen Festgottesdienst in der Synagoge vorbereiten musste, dass er seine Schüler gehörig über die Bedeutung des Tages aufklärte, dass er für die vorgesehene Schulfeier eine Anzahl Lieder und Gedichte mit ihnen einübte und dass er dafür sorgte, dass sie bei dem eigentlichen Festakt, der Grundsteinlegung, wie auch bei den anderen Festveranstaltungen, an denen sie teilnehmen sollten, „die nötige Ordnung und Disziplin" an den Tag legten und keiner von ihnen „aus der Reihe tanzte".

Eingeleitet durch Glockengeläut und Kanonendonner am Sonnabend, dem 20. März, begann das Fest am Sonntag mit Choralblasen, Gottesdiensten und einer großen Parade des Kriegervereins. Am Montag fanden die Hauptveranstaltungen statt. Am Vormittag wurden zunächst die Schulfeiern in den festlich geschmückten Klassenzimmern aller Burgsteinfurter Schulen abgehalten. Zur Erinnerung wurde jedem Kind vom jeweiligen Schulvorstand eine Festschrift überreicht.

Gegen zwölf Uhr ging es dann zum Marktplatz, wo sich *„bei rechtem Kaiserwetter"*, wie ein Chronist schrieb, *„schon zeitig eine große Menschenmenge eingefunden"* hatte, um dem feierlichen Akt der Grundsteinlegung beizuwohnen. Alle Fenster der umliegenden Häuser waren von Schaulustigen belagert. Dicht am Fuße des zu errichtenden Denkmals war für Hermann und seine Schüler inmitten der übrigen Burgsteinfurter Schuljugend ein Platz reserviert. Alle waren mit *„Kaiserblumen geschmückt"*. Dann *„rückten unter klingendem Spiel"* die Schüler des Gymnasiums an. Anschließend stellten sich die Stadtverordneten, Gemeindevorsteher und andere Honoratioren der Stadt ein, und *„eine große Volksmenge umschloss den so gebildeten Kreis"*.

Nachdem als letzte die Fürstin von Bentheim-Steinfurt mit zwei Prinzessinnen und ihren Hofdamen eingetroffen war, eröffnete Bürgermeister Terberger jun. den Festakt mit einer Rede auf den *„ruhmreichen Kaiser"*, dem dieser Tag gewidmet war. Im Anschluss daran verlas er *„den Wortlaut der Urkunde, die in das Denkmal eingemauert werden sollte"*, und schloss mit einem Hoch auf den regierenden deutschen Kaiser Wilhelm II. Unter Begleitung der Gymnasialkapelle sang die versammelte Menge daraufhin *„entblößten Hauptes"* die Nationalhymne, ehe die Fürstin vortrat und mit den Worten *„Dem erhabenen Einiger des Reiches – Unserem leuchtenden Vorbilde – Für Pflichterfüllung und Treue"* drei Hammerschläge auf den Grundstein ausführte, der im nächsten Augenblick versenkt und eingemauert wurde.[96]

Am Nachmittag desselben Tages fand noch ein Festessen mit Tafelmusik und am Abend ein Fackelzug mit Illumination und Kommers statt.[97]

Für Hermanns Schüler bildete erst der nächste Tag mit dem großen Kinderfest in den Sälen der Gaststätten Gerwin und Buck sowie in dem der Gesellschaft „Verein" den Höhepunkt der Feiern. Über 1.000 Kinder fanden sich dazu ein und wurden mit Kaffee und Kuchen und Limonade bewirtet. Bei herrlichem Wetter konnten sie anschließend auf dem anliegenden Wilhelmsplatz ihre Spiele treiben.[98]

Nur acht Wochen nach der Grundsteinlegung, am 16. Mai 1897, konnte dann das von dem Düsseldorfer Bildhauer Gustav Prutz gegossene Bronzestandbild – abermals im Rahmen eines großen Volksfestes – enthüllt werden.[99]

Einen zweiten Schwerpunkt in Hermanns Öffentlichkeitsarbeit bildeten neben seiner Beteiligung an der Organisation patriotischer Feste die von ihm eingeführten und gestalteten Theateraufführungen der jüdischen Schüler zu wohltätigen Zwecken. Die Anregung dazu erhielt er wahrscheinlich durch die Idee des Burgsteinfurter „Sammelvereins", junge Leute aller drei Konfessionen zur gemeinsamen Veranstaltung bunter Abende mit Musik, Rezitationen und szenischen Darstellungen zusammenzubringen, um Geld für die Bekleidung armer Kinder und für andere wohltätige Zwecke in die Kassen zu bekommen.

Neben Hermann und seiner jüdischen Schule wurden der katholische „St. Josefs-Verein", der „Gesellenverein" und der evangelische „Jünglingsverein" mit seiner Kapelle für die Gestaltung der Abende gewonnen. Sie fanden meistens im großen Saal der Witwe Gerwin statt und waren in der Regel gut besucht. Hermanns erster Beitrag war eine Bühnenbearbeitung des Märchens „Hänsel und Gretel" nach den Gebrüdern Grimm. Die Aufführung erhielt so viel Beifall, dass sie – offenbar mehrfach – gesondert wiederholt werden musste und Hermann dazu veranlasste, in den nächsten Jahren nach dem gleichen Rezept weitere Märchenbearbeitungen – zunächst „Dornröschen" und dann „Schneewittchen" – auf die Bühne des Gerwinschen Saales zu bringen.[100]

Die Vorbereitung der Aufführungen war jedes Mal sehr zeitaufwendig und arbeitsintensiv. Der jeweilige Grimmsche Text musste in Szenen eingeteilt und in ansprechende Dialoge übertragen werden. Dann galt es, die Rollen zu verteilen, eventuell noch einen Text, der sich als Prolog eignete, oder ein „lebendes Bild" für den Abschluss zu suchen, damit kein Kind zu kurz kam, und dann hatte man auf Regieeinfälle zu warten und endlich natürlich zu proben und immer wieder zu proben.

Für die kleinen Darsteller selbst waren die „Theaterabende" stets große Erlebnisse, über die sie häufig noch wochenlang redeten, zumal wenn sie

anschließend lobend in der Zeitung erwähnt wurden.[101] Aber auch Hermann trugen die Aufführungen viel Lob und Anerkennung ein, und wenn am Ende eines der gemeinsam mit den evangelischen und katholischen Jugendvereinen bestrittenen bunten Abende der greise Dechant Uppenkamp auf die Bühne kam, sich bei den Besuchern und allen Beteiligten bedankte für das, *„was sie im Dienste einer guten Sache getan"* hatten, und ganz zum Schluss den sicher ehrlich gemeinten Wunsch aussprach: *„Wie am heutigen Abend die drei Konfessionen in Eintracht an einem guten Werke gearbeitet haben, so möge auch in Zukunft ein gleicher Sinn hier im Orte herrschen"*[102], dann konnte Hermann mit seiner Arbeit zufrieden sein und den Eindruck haben, dass sich seine Mühen vielleicht doch lohnten.

Privat nahm er offenbar nur wenig am gesellschaftlichen Leben der Stadt teil. In keinem der immer zahlreicher aus dem Boden schießenden Vereine außer in denen der eigenen jüdischen Gemeinde ist er als Mitglied nachzuweisen, und von der Bewerbung um öffentliche Ehrenämter wie dem eines Stadt- oder eines Kreistagsabgeordneten war er wie alle Lehrer und Kultusbeamten ohnehin gesetzlich ausgeschlossen.[103]

Zu Beginn des Frühjahrs 1899 erreichte Hermann die Nachricht, dass Frau Johanna Marcks, die Leiterin des Paderborner Waisenhauses, der er so viel zu verdanken hatte, nach qualvoller, langer Krankheit im israelitischen Krankenhaus in Köln an den Folgen einer Operation gestorben sei.[104]

Der Kontakt zwischen ihm und seiner mütterlichen Gönnerin war in den vergangenen Jahren nie abgerissen. Sie hatten Briefe miteinander gewechselt und dann und wann hatte Johanna Marcks Hermann auch besucht, um zu sehen, wie es ihm ging und wie er sich schlug.[105] Mit wachem Interesse hatte sie die verschiedenen Stationen seines bisherigen Werdeganges seit dem Verlassen des Waisenhauses verfolgt. Sie hatte an seinen *„Sorgen und Kämpfen"* Anteil genommen und sich über seine Erfolge gefreut, zum Beispiel darüber, dass er so schnell eine feste Anstellung gefunden hatte, dass er mit der Burgsteinfurter Gemeinde gut zurecht kam und die Gemeinde offenbar auch mit ihm und dass er augenscheinlich dabei war, Wurzeln zu schlagen und in Burgsteinfurt heimisch zu werden.

Wie zahlreiche andere ehemalige Zöglinge des Waisenhauses reiste auch Hermann nach Paderborn, um an der Trauerfeier für Johanna Marcks in dem ihm wohlvertrauten Haus an der Leostraße teilzunehmen. Einige hochrangige Gäste wie der Geheime Regierungsrat Jentzsch waren ebenfalls erschienen, um der Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen. Zusammen mit einigen anderen „Akademikern", etwa dem Studienrat Dr. Wolfsdorf aus Braunschweig, durfte Hermann sich inzwischen zu den Vorzeige-

absolventen der Anstalt rechnen.[106] Gemeinsam mit zwei „Kameraden" hatte er es denn auch übernommen, den Nachruf der Ehemaligen aufzusetzen und in ihrem Namen zu publizieren. Er lautete wie folgt:

„Am 21. d. Mts. verschied nach längerem Leiden die langjährige Vorsteherin des israel[itischen] Waisenhauses zu Paderborn, Frau Johanna Marcks, geb. Dinkelspiel. Eine tiefe Wunde schlägt diese schmerzliche Nachricht allen denen, die im Leben dieser trefflichen Frau nahe standen, vor allem aber den jetzigen und ehemaligen Zöglingen, denen die Verewigte Vater und Mutter in vollem Maße ersetzt hat. Eine mütterliche Freundin ist für uns dahingegangen, die während unserer Jugend durch ihre warme, liebevolle Zuneigung den Sonnenschein des Glücks in unser Leben brachte, die uns Erwachsenen mit nie versagendem Rate, mit nie ermüdendem Interesse, mit stets bereiter Hilfe zur Seite gestanden hat. Ihre selbstlose aufopfernde Tätigkeit, ihre warme Liebe und Güte machten sie zu einer idealen Frauengestalt, wie sie nur selten im Wandel der Zeiten den Menschen erscheint. Ihr Name wird ewig weiter leben in der Geschichte der Anstalt, der sie ihr Leben gewidmet hat, und in den Herzen ihrer Zöglinge, die unauslöschliche Dankbarkeit an sie kettet.

Hermann Emanuel, Edmund Löwenberg
Dr. Wilhelm Wolfsdorf."[107]

Die Trauerfeier in Paderborn war für Hermann ein Abschied von einer dominierenden Persönlichkeit seiner Kinder- und Jugendjahre, sie bedeutete aber keine endgültige Abnabelung, keine vollständige Loslösung vom Waisenhaus. Zur Nachfolgerin von Johanna Marcks als Leiterin der Paderborner Anstalt wurde ihre Tochter Paula Marcks gewählt, die den engen Kontakt ihrer Mutter zu Hermann aufrecht erhielt.[108]

Hermann blieb so etwas wie ein Sprecher der Ehemaligen, setzte sich für die Gründung einer eigenen Stiftung ein[106] und bemühte sich auch sonst, wo immer möglich, Spenden für die Anstalt zu requirieren. Ob auch die steigende Zahl Burgsteinfurter Jahreszeiten-Stifter seinem Einfluss mit zu verdanken ist, lässt sich nicht nachweisen. Immerhin kauften sich in den Jahren seiner Burgsteinfurter Tätigkeit mindestens siebzehn Gemeindemitglieder in das tägliche Kaddischgebet der Paderborner Waisenhauszöglinge ein.[109]

Die Zeit ging dahin, und ehe Hermann es sich versah, war das alte Jahrhundert vorüber und ein neues hatte begonnen. Es wurde mit großen Erwartungen und Hoffnungen und vielleicht ebenso vielen Ängsten begrüßt. In Tageblättern und Zeitungen war zuletzt ausgiebig und immer wieder auf die großen Leistungen der vergangenen Jahrzehnte zurückgeblickt worden,

auf die Einigung und den Aufstieg des Reiches, auf die Fortschritte der Technik und den rasanten wirtschaftlichen Aufschwung, der Deutschland eine führende Position in der Welt eingebracht hatte.[110]

In Burgsteinfurt war der Fortschritt verhältnismäßig moderat ausgefallen. Die Stadt war zwar wie viele andere, denen die besonderen Standortfaktoren fehlten, von der allgemeinen Entwicklung nicht abgekoppelt worden, aber diese hatte sich nur dosiert, mit zeitlichen Verzögerungen und spezifisch gefiltert durchgesetzt.[111] Die meisten Burgsteinfurter waren darüber nicht traurig und hofften, dass das auch im neuen Jahrhundert so blieb, damit der ländlich-pittoreske Charakter ihres kleinen sauberen Residenz- und Beamtenstädtchens nicht verloren ging.

Gleichwohl nahm das Tempo des Wandels nach der Jahrhundertwende in praktisch allen Lebensbereichen deutlich zu. Die Infrastruktur der Stadt wurde kontinuierlich weiter ausgebaut und eine aktive Wirtschaftsförderung betrieben. Neue Industriefirmen siedelten sich an, andere bauten ihre Kapazitäten aus, so dass nun in wenigen Jahren ein *„breit gefächertes Wirtschaftsgefüge"* mit Schwerpunkten in der Textilproduktion, der Genussmittelherstellung und der Metallverarbeitung entstand.[112] Auch Mitglieder der jüdischen Gemeinde, die Marcus, die Cohens, die Bendix und die Wertheims waren daran beteiligt.

In der Freizeit kamen jetzt immer mehr sportliche Aktivitäten in Mode. Um 1900 wurden auf einem neu angelegten Platz in der Nähe der Bagnogaststätte die ersten Tennisbälle geschlagen.[113] Bald darauf wurde ein Schießclub ins Leben gerufen[114], im Bagno eine neue Badeanstalt angelegt[115]. Der „Turnverein Jahn" erwachte zu neuem Leben[116], der Fußballverein „Union" trug seine ersten Wettspiele aus[117], und sonntags lockten oft Pferderennen zahlreiche Schaulustige auf die Rennbahn, die in der Nähe der Wettringer Chaussee angelegt worden war[118].

Daneben sorgte vor allem die Einrichtung eines Kinos durch den Kaufmann Rudolf Terberger und den Ingenieur Friedrich Blankenburg im Saal der Witwe Gerwin für Furore. Zu mäßigen Preisen konnte man dort samstags und sonntags oft über mehrere Stunden ein abwechslungsreiches Familienprogramm mit „Erklärungen" und Musikuntermalung verfolgen.[119] Christen und Juden nutzten die neuen Freizeitmöglichkeiten in gleicher Weise.

Auch Hermanns Leben veränderte sich. Anfang 1905 teilte er dem jüdischen Schulvorstand mit, dass er die Absicht habe zu heiraten und deshalb darum bitte, seine Dienstwohnung im Schulhaus vergrößern und in Stand setzen zu lassen, da diese für einen verheirateten Lehrer nicht mehr genüge.

Der Vorstand besichtigte die Wohnung daraufhin in Begleitung des Kreisbaumeisters Hübner und fand, dass Hermanns Anspruch durchaus berechtigt sei. Ausbau und Renovierung wurden beschlossen und der Kreisbaumeister ersucht, einen Plan nebst Kostenvoranschlag anzufertigen.[120] Im Herbst wurde Hermanns Lehrergehalt auf 1.400 Mark erhöht. Zusammen mit der Alterszulage von nunmehr 200 Mark und der Entschädigung für seine Kantortätigkeit, die sich weiterhin auf 250 Mark belief [121], schien damit für die Gründung einer Familie eine sichere finanzielle Grundlage gegeben zu sein.

Als Braut hatte sich der inzwischen 36jährige die 18 Jahre alte Henny Heymann (geb. am 4. Jan. 1887), eine ehemalige Schülerin von ihm und Tochter des Kaufmanns Herz Heymann, ausgesucht, der an der Steinstraße – Haus Nr. 5 – ein Textilgeschäft betrieb und außerdem Erfindungen machte. Herz Heymann bewunderte die Möglichkeiten der modernen Technik und war ein begeisterter Tüftler und Bastler. Schon mehrmals war sein Name im „Deutschen Patentblatt" erschienen.

Vor gut zehn Jahren hatte er für eine *„Vorrichtung zum Abzeichnen der Körperformen zwecks Herstellung der Schnitte von Kleidungsstücken"* sein erstes Patent erworben. Die „Vorrichtung" sollte es möglich machen, für den Schnitt von Kleidungsstücken *„Körperformen mit allen Wölbungen, Vertiefungen und Unebenheiten"* abzuzeichnen, ohne dass dafür noch irgendwelche Berechnungen nötig waren.[122] 1904 hatte er zwei weitere Erfindungen, beides Vorrichtungen für Stoffschneidemaschinen, vom Kaiserlichen Patentamt in Berlin patentieren und sechs weitere – ebenfalls Vorrichtungen für Stoffschneidemaschinen – in die Gebrauchsmusterrolle eintragen lassen.

Bisher hatten sich die Erfindungen allerdings noch nicht rentiert. Die erste hatte sich seinerzeit als reines Zusatzgeschäft erwiesen. Nach zwei Jahren und der Zahlung von insgesamt 200 Mark Schutzgebühren hatte Herz Heymann das Patent durch Nichtzahlung der nächsten fälligen Gebühr erlöschen lassen, weil sich offenbar niemand dafür interessierte.[123] Und ähnlich schien es ihm auch mit den neuen Erfindungen zu ergehen, für die er bis Ende 1905 insgesamt bereits 390 Mark an Patentschutz- bzw. Musterschutzgebühren investiert hatte, ohne dass die erhoffte positive Resonanz bislang eingetreten wäre.[124] Herz Heymann wollte aber nicht locker lassen, er steckte noch voller Ideen und ausgerechnet in diesen Tagen in einer ausgesprochen produktiven Phase. Bis zu seinem frühen Tod im Jahre 1913 sollte er noch eine ganze Reihe weiterer Erfindungen vom Patentamt registrieren lassen. Am Ende summierten sie sich auf 22.

Gegen eine Ehe seiner Tochter mit Hermann Emanuel, dem einheimischen Kantor und Lehrer, hatte Herz offenbar nichts einzuwenden. Denn wie sehr er sich auch mit seinem Geschäft und seinen Erfindungen der modernen säkularen Welt verschrieben haben mochte, die alte Tradition, dass ein gelehrter Schwiegersohn jedem anderen vorzuziehen sei, galt nach wie vor und sicher auch für ihn. Die Hochzeit wurde für den Sommer 1906 geplant.

Ende Februar 1906 reiste Hermann ein weiteres Mal nach Paderborn. Am 1. März stand dort eine große Jubiläumsfeier zum 50jährigen Bestehen des Waisenhauses an, an der er selbstverständlich teilnehmen wollte. Zahlreiche Honoratioren – Vertreter der Regierung, des Kreises und der Stadt Paderborn – Stifter und Förderer, Kuratoriumsmitglieder und ehemalige Kameraden hatten sich angesagt, und Hermann war dazu auserwählt worden, eine der beiden Festansprachen zu halten.

Es wurde eine sehr würdige und bewegende Feier. Nachdem die Festgäste am frühen Nachmittag zunächst im Speisesaal der Anstalt von einer kleinen Schülerin, der achtjährigen Johanna Wolf aus Soest, mit einem Gedicht begrüßt worden waren, begab man sich gemeinsam in die Synagoge des Hauses, wo der Chor der Waisenkinder den eigentlichen Festakt mit einem feierlichen Choral eröffnete. Im Anschluss daran folgte die erste Festansprache, eine Predigt des Rabbiners Dr. Jacob aus Dortmund.

Darin ging es unter anderem um die besondere Pflicht der Juden, sich verwaister Kinder anzunehmen. Der Sprecher leitete sie aus der Geschichte von der Aussetzung Mosis und seiner wunderbaren Errettung durch die Tochter des Pharaos her. Sodann sprach er vom *„Glück der Kinderjahre im Elternhause"* und davon, wie schwer es ein Kind treffe, wenn ihm seine Eltern frühzeitig durch *„die raue Hand des Todes ... entrissen"* würden.

Das Waisenhaus könne diesen Verlust zwar niemals ganz ersetzen, betonte er, er meinte aber auch – sicher nicht für jeden nachvollziehbar –, dass das Waisenhaus den Kindern dafür auf der anderen Seite einige soziale und religiöse Tugenden vermittle, die ihren Altersgenossen zu Hause für gewöhnlich nicht in gleichem Maße beigebracht würden. *„Die Kinder lernen, was manche Eltern nur zu sehr zu lehren versäumen"*, sagte er, nämlich *„sich miteinander schicken, Verträglichkeit, Geduld, Nachsicht üben"*. Und vor allem würde ihnen *„ein Segen"* zuteil, der vielleicht nirgendwo sonst *„so sehr ausgestreut werden könne"* wie hier, der Segen *„einer harmonischen, in sich wahrhaften und religiösen Erziehung"*.

Denn *„das religiöse Leben"*, so fuhr der Redner fort, *„sei der Grund, auf dem alles Gute und Große"* erwachse: *„Gottes- und Nächstenliebe,*

Achtung und Ehrfurcht vor der Autorität, Vaterlandsliebe und Pflichttreue".

Das Paderborner Waisenhaus pries er als eine Anstalt, in der eben dieser Geist von Beginn an gelehrt und verbreitet worden sei. Er würdigte seine bisherigen Leiterinnen, ging auf die verstorbenen Wohltäter der Anstalt ein und schloss mit einer – man möchte sagen unvermeidlichen – Mahnung an die gegenwärtigen Zöglinge, die *„Pflicht zur Dankbarkeit"* niemals zu vergessen.

Der Rede folgte eine eigene kurze *„Gedächtnisfeier"* für die Gründerin der Anstalt, Fräulein Fanny Nathan, die mit dem Kaddischgebet endete. Danach war dann Hermann mit seiner Ansprache im Namen der ehemaligen Zöglinge an der Reihe. Auch sie war natürlich eine Eloge, ein Loblied auf die Anstalt. Es zeigte zugleich, vorausgesetzt dass es von Herzen kam, und vieles spricht dafür, wie sehr Hermann selbst die Werte der Anstalt verinnerlicht und zum Maßstab seiner eigenen Lebensgestaltung erhoben hatte.

Im Einzelnen versuchte er darzulegen, in welcher Weise das Waisenhaus einst versucht habe, ihm und seinen Kameraden und Kameradinnen das Elternhaus zu ersetzen, was es ihnen seinerzeit gewesen sei, was es ihnen heute noch bedeute und was es ihnen *„immerdar"* bedeuten werde. Über dem Eingang des Hauses, so sagte er, stehe der Spruch aus Ps. 10 (Vulg. 9), 14: *„In deiner Hand, o Herr, ist der Verlassene, der Waise bist du Heber"*, und es habe sich gezeigt, dass das Haus *„nicht vergeblich gearbeitet"* habe, denn die meisten Zöglinge, die daraus hervorgegangen seien, seien *„tüchtige und bewährte Glieder"* der menschlichen Gesellschaft geworden. *„Sie würden dieses Haus nimmer vergessen; das habe sich auch bewiesen, als der Gedanke angeregt wurde, aus den Kreisen der früheren Zöglinge eine Stiftung zu begründen, um damit dem Dankgefühl Ausdruck zu verleihen."* Wie sein Vorredner vergaß auch Hermann nicht, die bisherigen Leiterinnen des Hauses zu würdigen, um dann mit den besten Wünschen für das weitere Gedeihen der Anstalt zu schließen.

Der Tag wurde mit einem Rundgang durch das Haus und anschließend ab 15 Uhr mit einem feierlichen Festdiner im Saal des renommierten Gasthauses Löffelmann fortgesetzt, an dem rund 80 geladene Gäste teilnahmen. In gelöster Stimmung wurden zahlreiche Toasts dargebracht, Glückwunschadressen verlesen, Lieder gesungen und Freundlichkeiten ausgetauscht. Hermann durfte sich in dieser illustren Gesellschaft außerordentlich gehoben und in seinem Selbstwertgefühl geschmeichelt fühlen, zumal auch er noch einen Toast auf ein verdientes Kuratoriumsmitglied auszubringen hatte. Das Diner zog sich über den gesamten Nachmittag bis in den

Abend hinein hin, und es war schon zu *„fortgeschrittener Stunde"*, als die Festgesellschaft auseinander ging.[125]

Nach Hermanns Rückkehr aus Paderborn kam seine Hochzeit schnell näher. Die Trauung fand schließlich am 7. August 1906, am Anfang seiner Sommerferien, statt und wurde wahrscheinlich, wie damals weithin üblich, im Haus seines Schwiegervaters Herz Heymann an der Steinstraße gefeiert.

Hermann liebte seine junge Frau Henny sehr, die ihm in den nächsten Jahren nicht nur zwei Kinder, Ruth[126] und Renata[127], schenkte, sondern sich von Anfang an auch alle Mühe gab, ihre Rolle als Gattin eines Kantors und Lehrers der jüdischen Gemeinde in vorbildlicher Weise auszufüllen. Henny lernte es offenbar schnell, einen koscheren Haushalt zu führen, auch wenn sie selbst die Befolgung der Speisegesetze nicht so ernst nahm wie Hermann und später vor allem ihren Kindern manches durchgehen ließ oder manches zusteckte, von dem er nichts wissen durfte.[128] Sie war eine vorzügliche Köchin und verstand es ausgezeichnet, mit Nadel und Faden umzugehen, so dass sie viel selber nähen, zuschneiden und ausbessern konnte.

In der Gemeinde und in der Stadt war sie äußerst beliebt. Wie es sich für eine Frau in ihrer Position gehörte, schloss sie sich nicht nur dem „Israelitischen Frauenverein" an, sondern trat auch, was für ihr und Hermanns Renommee vielleicht noch wichtiger war, der Ortsgruppe des „Vaterländischen Frauenvereins" bei. Diese Ortsgruppe zählte in Westfalen zu den ältesten des von der Kaiserin persönlich geförderten und protegierten Vereins.[129] Sie wurde seit Jahr und Tag von der Fürstin zu Bentheim-Steinfurt geleitet und durfte alles, was in der kleinen Burgsteinfurter Gesellschaft Rang und Namen hatte, zu ihren Mitgliedern rechnen.[130]

Zu den Aufgaben, die die Burgsteinfurter Gruppe sich zu eigen gemacht hatte, gehörten die „Wöchnerinnenpflege", die Unterhaltung einer Koch- und Haushaltungsschule, die Versorgung Kranker und Armer mit warmen Mahlzeiten sowie Dienstbotenauszeichnungen und Badekuren. Im Winter wurde Essen an Kinder mit langen Schulwegen ausgegeben, andere Kinder, die Solebadkuren nötig hatten und auswärts nirgendwo untergebracht werden konnten, bekamen Solebäder *„im Verein"* verabreicht.[131]

Henny beteiligte sich an der Vereinsarbeit sehr aktiv. Anders als viele der übrigen Damen der besseren Burgsteinfurter Gesellschaft, die sich gern mit der Entrichtung von Monatsbeiträgen und Geldspenden zufrieden gaben, legte sie, wo immer es Not tat, selbst mit Hand an. Sie kochte, trug die Mahlzeiten aus und besuchte persönlich die Bedürftigen und Kranken. Noch Jahrzehnte später sollte man sich in der Stadt an ihr Engagement er-

innern, an ihre Warmherzigkeit, an ihre ganze liebenswürdige Art.[132] Hermann war mit ihr glücklich, aber ruhiger, gelassener, weniger auf Leistung und Anerkennung fixiert wurde er dadurch nicht.

Im Juli 1908 beschloss die Burgsteinfurter Stadtverordnetenversammlung, dem Beispiel vieler anderer Kommunen zu folgen und in der Stadt neben der schon seit vielen Jahren existierenden handwerklichen Fortbildungsschule auch eine kaufmännische Fortbildungsschule einzurichten, an der Lehrer nebenamtlich unterrichten sollten. Vermutlich auf Vorschlag Moritz Cohens bot Bürgermeister Herberholz Hermann die Aufgabe an, die Schule neben seiner Tätigkeit als Kantor und Lehrer der jüdischen Gemeinde aufzubauen und zu leiten.[133]

Die Zahl seiner eigenen Schüler, die Hermann an der jüdischen Elementarschule zu unterrichten hatte, war in den letzten Jahren kontinuierlich gesunken. Im Augenblick belief sie sich nur noch auf zehn. Erst vor wenigen Wochen hatte deshalb die Stadt einen Antrag des jüdischen Schulvorstandes, die Schule genauso wie die christlichen Schulen der Stadt nach dem neuen Schulunterhaltungsgesetz auf den städtischen Haushalt zu übernehmen, wegen zu geringer Auslastung ablehnen müssen.[134]

Hermann hatte die sich auftuenden Freiräume in jüngster Zeit schon dazu genutzt, einige andere nebenamtliche Tätigkeiten anzunehmen oder zu intensivieren. So erteilte er mittlerweile auch den jüdischen Kindern in Borghorst und Ochtrup, wo es weder eine jüdische Schule noch einen jüdischen Lehrer gab, regelmäßig Religionsunterricht, bereitete auch dort in den Nachbargemeinden Knaben auf die Bar Mizwa vor, wenn es gewünscht wurde, oder führte, ebenfalls auf Wunsch, Trauungen und andere kultusamtliche Tätigkeiten aus.[135]

Das neue Angebot war natürlich von einer etwas anderen Art und Größenordnung und schmeichelte ihm sehr. Da er sich längst noch nicht ausgelastet fühlte, wie er selber schrieb, zögerte er nicht lange, sondern reichte noch im August sein offizielles Bewerbungsschreiben bei der Stadtverwaltung ein.[136] Da er der einzige Bewerber auf die Stelle war und seine Unterlagen wahrscheinlich nach Absprache mit dem Bürgermeister exakt auf ihr Anforderungsprofil zugeschnitten waren, waren alle weiteren Schritte bis zu seiner definitiven Berufung reine Formsache.

Die Vorbereitungen für die Eröffnung der Schule konnten jedoch erst im Frühjahr des darauffolgenden Jahres beginnen. Zunächst wurde zu Ostern 1909 der „ungeteilte Vormittagsunterricht" an der jüdischen Volksschule eingeführt, damit Hermann in Zukunft nachmittags frei hatte, um seinen neuen Verpflichtungen nachzugehen. Mögliche Bedenken der Königlichen

Regierung in Münster gegen die Einführung dieses Zeitmodells wusste Bürgermeister Herberholz bereits im Vorfeld zu zerstreuen, indem er den ihm vorgesetzten Behörden die sozusagen amtliche Zusicherung gab, *„dass die Kinder an den freien Nachmittagen nicht zu Arbeiten herangezogen werden, welche die Gesundheit des Körpers und die Unterrichtserfolge beeinträchtigen könnten. Im Gegenteil, die Kinder sollen die freien Nachmittage dazu benutzen, um sich recht viel in der frischen Luft zu bewegen. Die Eltern sind in der Lage, die Kinder in der langen freien Zeit zu beaufsichtigen. Die letztere ist daher vom moralischen Standpunkte nicht zu beanstanden. Der jüdische Lehrer Emanuel versichert dem Bürgermeister [zudem], dass eine geistige Überanstrengung der Kinder durch den ungeteilten Unterricht nicht zu befürchten ist."*[137]

Der nächste Schritt der Vorbereitungen bestand darin, dass Hermann Mitte April, ausgestattet mit dem „Leitfaden der Buchführung von Huschke", dem „Rechenbuch von Behm-Dageförde" und einer „Ausgabe des Handelsgesetzbuches" nach Berlin reiste, um dort an einem vierwöchigen Elementar- oder „Unterkursus für Lehrer an kaufmännischen Fortbildungsschulen" teilzunehmen. Die Kinder der jüdischen Schule wurden für diese Zeit der evangelischen Volksschule der Stadt überwiesen, ihr Religionsunterricht auf Kosten der Stadt dem jüdischen Lehrer aus Horstmar übertragen.

Der Kursus in Berlin begann am 19. April im Sitzungssaal des Ministeriums für Handel und Gewerbe und dauerte bis zum 15. Mai. Als Vergütung für seinen Aufenthalt erhielt Hermann aus der Staatskasse pro Tag (einschließlich der Reisetage) 5 Mark, und außerdem wurden ihm die Kosten für die Hin- und Rückreise in der III. Wagenklasse der Eisenbahn ersetzt. Einen weiteren Zuschuss von 100 Mark gewährte ihm die Handelskammer Münster.[138]

Nur vierzehn Tage nach seiner Rückkehr aus Berlin, am 3. Juni 1909, konnte Hermann die neue kaufmännische Fortbildungsschule in Burgsteinfurt mit 29 Schülern eröffnen. Der Unterricht war für alle *„im Stadtbezirk Burgsteinfurt nicht bloß vorübergehend beschäftigten Handlungsgehilfen und Lehrlinge"* obligatorisch.[139] Als Unterrichtslokal diente der Saal im alten Rathaus. Der Lehrplan umfasste Handelslehre, Korrespondenz, einfache und doppelte Buchführung, kaufmännisches Rechnen, Handelsgeographie und Deutsch, und die Unterrichtsstunden fanden jeweils dienstags und donnerstags von 14 bis 16 Uhr statt. Fakultativ bot Hermann außerdem montags und donnerstags abends von 20 bis 21 Uhr Englisch und Stenographie an.[140] Seine Vergütung belief sich auf 50 Mark jährlich.

Als in den nächsten beiden Jahren die zweite und dritte Klasse der Schule eingerichtet wurde, musste noch ein zweiter Lehrer, Bakenecker, eingestellt werden. Hermann blieb jedoch Leiter der Anstalt und musste deshalb einen weiteren vierwöchigen Kursus, den *„Oberkursus für Lehrer an kaufmännischen Fortbildungsschulen"*, in Berlin absolvieren.[141] Alle Revisionen der Schule fielen von Anfang an positiv aus. Und als der Handelsschuldirektor Ilse aus Bielefeld die Anstalt nach ihrem vollständigen Ausbau zum ersten Mal besuchte, war er des Lobes voll für Hermanns Arbeit und schrieb in seinem Bericht, dass *„das Ergebnis"* seiner *„Überprüfung ... ein sehr gutes"* gewesen sei.[142]

Die Lehrtätigkeit an der neuen Schule zog fast automatisch weitere Verpflichtungen nach sich. So musste Hermann sich neben seiner pädagogischen Arbeit auch an der Verwaltung der Schule beteiligen. Gemäß Statut gehörte er als Leiter der Anstalt nämlich zugleich ihrem fünfköpfigen Vorstand an, in dem außerdem der Bürgermeister sowie je ein von der Stadtverordnetenversammlung, der Handelskammer Münster und den selbständigen Kaufleuten der Stadt Burgsteinfurt gewähltes Mitglied vertreten waren.[143] Anfangs waren dies neben Bürgermeister Herberholz der Fabrikant Wilhelm Rottmann, der Schulrat Schürhoff und der Kaufmann Wilhelm Schroer.[144]

Das Gremium traf sich regelmäßig einmal in jedem halben Jahr sowie bei Bedarf. Es hatte die finanziellen Angelegenheiten der Schule zu regeln, über Lehrpläne zu beraten, den Schulbesuch zu überwachen und ganz allgemein die Qualität der Anstalt zu sichern.[145]

Anfang 1911 kam ein Erlass des „Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten" heraus, nach dem in allen Kreisen, Städten und Gemeinden sogenannte Ausschüsse für Jugendpflege eingerichtet werden mussten. Grund für den Erlass waren langjährige Debatten über die wachsende Gefährdung junger Leute, die neuerdings „Jugendliche" genannt wurden, durch den Verlust alter Bindungen und Werte in der modernen Industriegesellschaft. *„Die in den letzten Jahrzehnten erfolgte Veränderung der Erwerbsverhältnisse mit ihren nachteiligen Einflüssen auf das Leben in Familie und Gesellschaft"*, so hieß es in dem Erlass, *„hat einen großen Teil unserer heranwachsenden Jugend in eine Lage gebracht, die ihr leibliches und noch mehr sittliches Gedeihen aufs schwerste gefährdet. Immer ernster wird daher die allgemeine Durchführung von Maßnahmen gefordert, welche dem heranwachsenden Geschlecht ein fröhliches Heranreifen zu körperlicher und sittlicher Kraft ermöglichen."*[146]

Die neu zu bildenden Ausschüsse sollten es übernehmen, die bereits bestehenden jugendpflegerischen Aktivitäten am jeweiligen Ort zu koordinieren und unter anderem durch gezielte finanzielle Zuschüsse aus einem eigens zu diesem Zweck neu eingerichteten staatlichen Fonds zu fördern. Konkrete Zielgruppe sollten die 14- bis20 jährigen männlichen Jugendlichen sein, von denen es hieß, dass alles für sie getan werden müsse, damit sie zu *„körperlich leistungsfähigen, sittlich tüchtigen, von Gemeinsinn und Gottesfurcht, Heimat- und Vaterlandsliebe erfüllten"* jungen Menschen heranwüchsen.[147]

In den Burgsteinfurter Ausschuss für Jugendpflege wurden Schulrat Schürhoff, Pfarrer Rothfuchs, Pfarrer Kraemer, Kaplan Konermann, Kaplan Roloff, Rektor Lagemann, Hauptlehrer Heitmann, Gymnasiallehrer Müller, sowie Lehrer Beyer als Vertreter der gewerblichen und Hermann Emanuel als Vertreter der kaufmännischen Fortbildungsschule berufen. Dem Ausschuss angeschlossen und damit zugleich als förderungswürdig anerkannt wurden der „Turnverein Jahn", der evangelische „Jünglingsverein", der katholische „Gesellenverein", der „Aloysiusverein" sowie die gewerbliche und kaufmännische Fortbildungsschule.[148]

Die Tätigkeit des Ausschusses beschränkte sich zunächst im Wesentlichen auf Verlautbarungen und Willensbekundungen. Seine einzig nennenswerte Entscheidung bestand darin, Schritte zu unternehmen, um das *„immer mehr um sich greifende Fußballspiel"*, das nach Meinung aller Ausschussmitglieder einen *„mit den Jugendbestrebungen nicht in Einklang zu bringenden Mißstand"* darstellte, *„im Interesse der anderen Vereine"* zurückzudrängen.[149]

Diese Entscheidung war allerdings typisch. Ihr lagen weit verbreitete Aversionen und Vorurteile zugrunde, nach denen das aus England stammende Spiel als *„undeutsch"* und *„unschön"* galt und am besten ganz abgeschafft gehörte. *„Die Spielart wirkt nicht veredelnd, sondern weckt einen falschen Ehrgeiz"*, hieß es etwa in einem an das „Burgsteinfurter Wochenblatt" eingesandten Leserbrief. Der *„Anblick eines Fußballwettspiels"* gehöre jedenfalls *„nicht zu den ästhetischen Genüssen"*. Die Spielenden zeigten *„eine Leidenschaftlichkeit, wie sie dem deutschen Wesen"* fremd sei.[150]

Ein Rundschreiben des Regierungspräsidenten in Münster, in dem ausdrücklich darauf gedrungen wurde, von der Gewährung finanzieller Zuschüsse für Fußballvereine abzusehen, bestätigte kurze Zeit darauf die Initiative der Burgsteinfurter Jugendpfleger und legte zugleich das ganz pragmatische Interesse des Staates an einer Einschränkung dieses Sports bei gleichzeitiger Förderung anderer Sportarten offen: *„Maßgebend"* sei, so

so hieß es, *„dass das Fußballspiel, so geeignet es auch für erwachsene Personen sein"* möge, *„sich für Jugendliche im Alter von 14 bis 17 Jahren nicht"* empfehle. Zum einen verleite das Spiel die Jugendlichen nämlich *„leicht zu Rohheiten"*, vor allem aber *„könnten bei jungen Leuten in dem genannten Alter gefährliche Verletzungen wie Knochenbrüche, Verrenkungen u. a. entstehen, die später die Militärtauglichkeit des Betreffenden in Frage"* stellten.[151]

Für Hermann brachte die Forcierung des Jugendpflegegedankens in Burgsteinfurt außer Mehrarbeit vor allem die Möglichkeit, einige außergewöhnliche Veranstaltungen für seine Schüler an der kaufmännischen Fortbildungsschule relativ problemlos durchzusetzen. Dazu gehörten neben Tagesausflügen etwa ins Tecklenburger Land[152] unter anderem auch Vorträge mit Lichtbildern wie der des vor einigen Jahren aus Holland zugezogenen Ingenieurs Otto Cohen über eine Reise nach Indien und Sumatra, dessen jugendpflegerischen Nutzen Hermann in seinem Antrag auf Genehmigung an Bürgermeister Herberholz in der ihm eigenen etwas umständlichen, schulmeisterlichen Form wie folgt begründete:

„Dieser Vortrag würde für unsere Lehrlinge zweifelsohne sehr interessant und lehrreich sein. Denn neben der Beschreibung der Seereise, des Baues und der Einrichtung eines Ozeandampfers, der Schilderung von Land und Leuten etc. sollen insbesondere auch die kommerziellen Verhältnisse und die Handelsbeziehungen jener Länder zu Europa, besonders zu Deutschland Berücksichtigung finden, wodurch das im geographischen Unterricht Gehörte und Erlernte wesentlich ergänzt und vertieft würde.

Zugleich würde dieser Vortragsabend für die jungen Leute eine angenehme Abwechslung sein, die umso freudiger zu begrüßen ist, als etwas derartiges ihnen in Burgsteinfurt selten oder gar nicht geboten wird, während man in andern Orten bemüht ist, durch unterhaltende, lehrreiche Veranstaltungen den Fortbildungsschülern nach des Tages Arbeit in Beruf und Schule zuweilen eine kleine Erholung zu schaffen, um dadurch die Lust und Freudigkeit zur Arbeit und das Interesse für den Unterricht zu erhöhen und zu stärken.

Aus vorerwähnten Gründen dürfte die Veranstaltung eines Vortragsabends auch für unsere Lehrlinge sehr zweckmäßig sein und würde der Eindruck noch erhöht werden, wenn sich auch noch andere Personen wie die Herren Chefs und insbesondere die Mitglieder des Kuratoriums beteiligten, weil dadurch der Abend einen gewissen festlichen Charakter erhielte."[153]

So beachtlich Hermanns Karriere auch war, sie verlief keineswegs reibungslos oder gar sorgenfrei. Die zunehmende Zahl seiner Aufgaben, seine Rastlosigkeit, sein nimmermüdes Bemühen, durch Leistung und immer mehr Leistung zu überzeugen, verlangten ihren Tribut. Erste gesundheitliche Schwierigkeiten stellten sich ein. Ein nervöses Magenleiden begann ihm zu schaffen zu machen. Und auch sonst hatte er mit allerlei Problemen zu kämpfen, Alltagsproblemen zumeist, an denen er selbst zum Teil nicht ganz schuldlos war.

Obwohl seine Gemeinde nach außen hin durchweg einen sehr geschlossen Eindruck machte, ging es intern keineswegs immer friedlich zu. Einige Familien waren schon seit langem miteinander zerstritten, andere beinahe verfeindet. Häufig entschied es sich während eines Sabbatgottesdienstes beim sogenannten Mischeberach, einem hebräischen Gebet, in dem der zur Thora Aufgerufene um Gottes Segen für eine oder mehrere Personen bitten kann, ob eine Feindschaft bestehen blieb, indem der Segen für eine bestimmte Familie absichtlich ausgelassen wurde, oder ob man ein Zeichen der Versöhnung setzte.[154]

Nicht immer gelang es Hermann, sich aus den Streitigkeiten herauszuhalten und neutral zu bleiben. Dafür war das Spektrum seiner Aufgaben einfach zu groß. Als Ende 1911 Ergänzungswahlen zum Vorstand des Synagogenbezirks Kreis Steinfurt stattfanden, entbrannte ein heftiger Machtkampf zwischen dem Seniorchef der Firma Wertheim, Benjamin Wertheim, und dem Mazzenfabrikanten Elias Marcus. Die Wertheims waren in der Gemeinde nicht sehr beliebt. Da man sie immer wieder verdächtigte, nicht ganz saubere Geschäfte zu machen, hatte man sie bisher von allen führenden Ämtern in der Gemeinde ferngehalten. Das sollte sich nun jedoch, soweit es nach dem Willen der Wertheims ging, ändern.

Einige Tage vor der Wahl versuchten sie deshalb, Elias Marcus auf „gütlichem Wege" zum Verzicht auf seine Kandidatur zu bewegen. Als das misslang, gingen sie anders vor und setzten alles daran, einige Mitglieder des Repräsentantenkollegiums, das die Wahl vorzunehmen hatte und zu dem auch Hermann gehörte, auf ihre Seite zu ziehen.

Schließlich kam es zu einem Kompromiss. Elias Marcus wurde gewählt, aber zusammen mit ihm auch Benjamin Wertheim, der davon profitierte, dass einer der bisherigen Vorsteher, der alte Isaac Berna, am Wahltag plötzlich erklären ließ, dass er an einer Wiederwahl nicht interessiert sei. Die Familie Marcus witterte Manipulation und Bestechung und nahm es Hermann zeitweilig sehr übel, dass er sich an diesem ihrer Meinung nach faulen Kompromiss beteiligt hatte, nachdem er einige Tage vorher angeb-

lich noch erklärt hatte, dass eine Wahl Benjamin Wertheims für ihn überhaupt nicht in Frage komme.[155]

Anderen aber nicht weniger großen Ärger zog sich Hermann gelegentlich durch den Stil seines Unterrichts zu, den er mittlerweile an der jüdischen Volksschule praktizierte. In auffälligem Kontrast zu seiner sonstigen Geschäftigkeit und doch wahrscheinlich durch sie mit bedingt, wurde sein Unterricht jetzt weitgehend von Routine und beinahe militärischer Strenge bestimmt.

Eine seiner damaligen Schülerinnen, Edith Hirsch, nachmalige Goldschmidt, hat in ihren Lebenserinnerungen darüber berichtet und dabei nicht gerade ein schmeichelhaftes Bild „ihres Lehrers", des knapp 40jährigen Hermann Emanuel, gezeichnet. *„Der Unterricht begann ... jeden Morgen mit Hebräisch. Das heißt, alle Schüler (das waren zu meiner Zeit sicher niemals mehr als zehn) standen eine halbe Stunde lang gen Osten gewandt auf der rechten Seite des Schulraums und lasen einer nach dem andern aus der Bibel. Auf Hebräisch natürlich. Ob wir etwas von dem Text verstanden oder nicht, war vollkommen gleichgültig. So haben sich die viereckigen Druckbuchstaben mir unvergesslich eingeprägt. Noch heute bin ich imstande, jeden althebräischen Text fehlerfrei zu lesen. Während dieser Morgenprüfung las der Lehrer – [auf seinem Stuhl hinter dem hohen Pult sitzend] – unbekümmert die Morgenzeitung. Nur selten zeigte der klopfende Stock einen von einem nachlässigen Schüler gemachten Fehler an. Nach dem der seelischen Reinigung dienenden Stehbad setzten wir uns dann müde auf unsere Plätze."*[156]

Edith Goldschmidt schildert Hermann, den Hermann dieser Jahre, als einen sehr ungeduldigen und strengen, bisweilen auch ungerechten Lehrer, der wahrhaftig ganz auf Drill, Disziplin und Gehorsam setzte und der *„an die Prügelstrafe"* glaubte *„wie an den lieben Gott"*. Edith Goldschmidt selbst stammte aus einfachen Verhältnissen. Ihre Mutter Hedwig Hirsch hatte ein ähnliches Schicksal wie Hermann hinter sich. Auch sie hatte einen großen Teil ihrer Kindheit im Waisenhaus verbracht.[157]

Und vielleicht hing es mit dieser „Gemeinsamkeit" zusammen, dass ihre verträumte und eigenwillige Tochter Edith bei Hermann keinen leichten Stand hatte, sondern seine Härte oder sollten wir besser sagen, seine in Jahrzehnten angestaute Aggressivität, zuweilen besonders drastisch zu spüren bekam. *„Ich kam einmal mit hochgeschwollenem, blau unterlaufenem Auge nach Hause, und es musste der Arzt geholt werden. Als mein Vater meiner ansichtig wurde, bewaffnete er sich seinerseits mit dem damals modischen Spazierstock, um, trotz der flehentlichen Bitten meiner Mutter, kochend vor Wut, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Auge um Auge! Ob*

er den Lehrer wirklich durchgeprügelt hat, weiß ich nicht mehr; jedenfalls zielte der Stock seitdem nie mehr auf meine Augen, sondern gab sich mit weniger delikaten Körperteilen zufrieden."[158]

Es wäre indessen zu kurz gegriffen, Hermanns Vorliebe für den Stock, für Härte und Disziplin allein auf die spezifischen Probleme seiner persönlichen Lebensgeschichte, auf seine Waisenhaus- und Seminarerfahrungen, zurückzuführen. Sie entsprachen einfach dem Geist der Zeit, jener maßlosen Bewunderung des Militärischen, die in den letzten Jahren eine immer stärkere „Militarisierung des Alltagslebens" nach sich gezogen hatte.

Sie war mittlerweile praktisch in allen Lebensbereichen greifbar, zeigte sich nicht mehr nur in der patriotischen Festkultur, der hohen Wertschätzung des „Kriegervereins" und dem Aufschwung der Turn- und Sportbewegung, sondern prägte auch das Dekor von Wohnungen, beeinflusste die Mode, die Sprache und die gesamten Umgangsformen. Kinder wuchsen schon im Vorschulalter mit ihr auf – *„mit Soldatenspiel, Zinnsoldaten, Kanonen, ganzen Garnisonen im Kleinformat"*.[159]

Und von den Schulen erwartete man natürlich, dass sie die *„Einübung militärischer Denk- und Verhaltensmuster"* weiterführten. *„Lerne vom Militär!"*, lautete die Devise der pädagogischen Fachliteratur der Zeit. *„Gerade sitzen! Ruhe! Mund halten! Griffel hoch! Hände hoch! Hefte zeigt! – und nach beendigter Revision: Ab! ... Die Einübung des Kommandos muss eingeübt werden, damit dem Lehrer das Kommandieren, dem Schüler die pünktliche Befolgung zur zweiten Natur werde"*, empfahl zum Beispiel ein vielbenutztes Handbuch der zeitgenössischen Didaktik.[160]

Wie sehr Hermann eben diesem Geist „verpflichtet" war, wird an Edith Goldschmidts Schilderung jener Szene deutlich, die am Ende zu ihrer nicht zu rechtfertigenden Bestrafung führte: *„Wir hatten eine Turnstunde, die auf dem kleinen Schulhof, der sich zwischen Synagoge und Schulhaus befand, vor sich ging. Wir machten Freiübungen, und der Lehrer bemühte sich, uns die Begriffe ‚rechts' und ‚links' beizubringen. ‚Rechten Arm hoch!' ‚Linken Arm hoch!' ‚Linken Arm hoch!' ‚Rechten Arm seitwärts streckt!', so schallte es in flottem preußischem Takt in meine verstockten Ohren. Und als ich zur Seite blickte, merkte ich, dass ich alles umgekehrt machte als die anderen. Der Lehrer drohte mir ein paarmal mit dem bewussten Erziehungsmittel [dem Zeigestock] und schrie mir zu, dass ich es falsch machte; aber ich war meiner Sache so sicher, dass ich trotz der greifbaren Nähe des Marterwerkzeugs weiter aus der Reihe tanzte. Ich ging ihm wahrscheinlich schon lange als nicht kleinzukriegender Dickkopf auf die Nerven; und so mussten wir denn beide dran glauben: der Stock und ich. Ergo, das blaue Auge.*"[161]

1913 standen wieder einmal einige historische Fest- und Gedenktage mehr auf dem Kalender als in anderen Jahren: Am 10. und 11. März zunächst der hundertste Jahrestag des „Aufrufs an mein Volk", mit dem seinerzeit die preußische Erhebung gegen Napoleon begonnen hatte, am 8. Juni das 25jährige Thronjubiläum Wilhelms II. und am 19. Oktober der hundertste Gedenktag der Völkerschlacht bei Leipzig.[162]

Wie überall in Preußen, so wurden auch in Burgsteinfurt die drei zusätzlichen Festtage in großem Stil gefeiert. Im März tat sich vor allem der Kriegerverein mit einer „Parade" auf dem Marktplatz hervor. Abschreiten der Front durch Seine Erlaucht, den Fürsten zu Bentheim-Steinfurt, Verlesen des besagten „Aufrufs an mein Volk", markige Reden, *„brausende Hurrarufe"* und Abfeuern von Böllerschüssen vom alten Rathaus aus füllten das Programm.[163] Im Juni organisierte der Jugendpflegeausschuss ein großes Jugendfest im Bagno[164], und im Oktober fand ein allgemeines Volksfest mit Illumination, Fackelzügen und einem großen Feuer in der Bauerschaft Hollich statt.[165]

Im Mittelpunkt aller Reden der drei Festveranstaltungen stand das Thema „Krieg und Frieden". Rückblickende Betrachtungen über das ruhmreiche Jahr 1813 wurden dabei jeweils mit Ausführungen über *„den Krieg schlechthin als Herausforderung und Bedrohung"* der Gegenwart verquickt.[166] *„Damals"*, im Jahr 1813, so führte etwa der Fürst im März in seiner Festansprache vor dem Kriegerverein aus, *„Deutschland in seinen einzelnen Völkerschaften niedergerungen und geknechtet unter der Gewalt seines Erbfeindes, und heute ein geeintes achtunggebietendes Reich, das jeder Zeit bereit ist, um, wenn es Not tut, mit scharfer Wehr dem Feinde seinen Willen aufzuzwingen."*[167]

Drei Monate später erklärte Bürgermeister Herberholz vor der im Bagno versammelten Burgsteinfurter Jugend: *„Es war eine große, herzbewegende Zeit, die Zeit von 1813. Sie ruft uns zu: Deutsche Männer und Jünglinge, seid auf der Hut! Verweichlicht nicht Eure Körper! Zeigt Opfersinn, Begeisterung und Mut in allen Angelegenheiten, durch welche das Wohl des Vaterlandes gefördert wird. Seid würdig Eurer Väter von 1813."*[168]

Und wiederum drei Monate später gab der Bürgermeister der im Fackelschein auf dem Marktplatz versammelten rund tausendköpfigen Burgsteinfurter Bürgerschaft mit ganz ähnlichen Worten zu bedenken: *„Und was ruft die Völkerschlacht bei Leipzig unserm lebenden Geschlecht ins Gedächtnis zurück? Seid einig, einig, einig. Zeigt Euch würdig des Heldenmuts und des Opfersinns der Väter von 1813, wenn das Vaterland wieder-*

um in Gefahr ist! Echte Vaterlandsliebe, gepaart mit Gottesfurcht führt zum herrlichen Siege!"[169]

Worin die Bedrohung der Gegenwart angeblich bestand und weshalb es galt, *„auf der Hut"* zu sein, war durch die Propaganda und Berichterstattung der letzten Jahre allgemein bekannt, wurde aber in einigen der Reden noch einmal explizit angesprochen. Deutschlands rasanter Aufstieg hatte danach viele Neider, namentlich in England und Frankreich, auf den Plan gerufen, die das Reich zu isolieren und einzuengen suchten. Nur dem Friedenswillen des Kaisers, des *„Friedenskaisers"* Wilhelms II., wie es stereotyp immer wieder hieß, war es zu verdanken, dass es bislang noch zu keinen kriegerischen Auseinandersetzungen gekommen war.[170]

Hermann war an der Abwicklung aller drei Festtage beteiligt. Wie üblich hatte er die vorgeschriebenen Feierstunden in den beiden von ihm geleiteten Schulen organisiert und außerdem das Jugendfest im Bagno mit gestaltet. Seine Hauptaufmerksamkeit war in diesem Jahr jedoch auf einen anderen Gedenktag gerichtet, das 150jährige Jubiläum der Burgsteinfurter Synagoge, das am 17. Juni, kurz nach dem Thronjubiläum des Kaisers und zwei Monate vor dem Gedenken an die Völkerschlacht bei Leipzig also, begangen wurde.[171]

Verglichen mit den drei anderen wurde es ein verhältnismäßig bescheidenes Fest. Nach heftigen Auseinandersetzungen in der Gemeinde blieben die offiziellen Feierlichkeiten im Wesentlichen auf einen großen Gottesdienst beschränkt, an dem als Ehrengäste auch Vertreter der Regierung, der Stadt, sämtlicher Burgsteinfurter Schulen und der beiden christlichen Kirchengemeinden teilnahmen.[172] Hermann hatte zum Thema seiner Festpredigt die Frage *„Was ist uns [den Juden] das Gotteshaus?"* gewählt.

Ihr Herzstück bildete eine eindrucksvolle Vision der sogenannten messianischen Ära, jener *„erhabenen und idealen"* Endzeit vollendeter Harmonie und Menschlichkeit, die, wie er sagte, *„alle Religionen"* – ob die jüdische oder die christliche – gleichermaßen erhofften und erstrebten.

„Sind wir auch noch weit entfernt von jener sehnsuchtsvoll erwarteten Zeit", so führte er unter anderem aus, *„da Wahrheit, Recht, Tugend, Religion, Liebe, Frieden auf Erden herrschen werden, so wird der Geist der Humanität sich doch mehr und mehr Bahn brechen, und auf der ganzen Linie aller Konfessionen wird jener Zug der menschlichen Seele, jene sittliche Kraft zur Tätigkeit gelangen, die die Verbrüderung und Vereinigung aller Menschen allmählich herbeiführt.*

Wie er heißt, jener Zug der menschlichen Seele, wie sie sich nennet, jene sittliche Kraft? Im nichtjüdischen Lager heißt sie ‚christliche Liebe', wir nennen sie ‚jüdisches Herz'. Verehrte Festversammlung! Es ist beides das-

selbe. Entfernen wir die konfessionelle Färbung aus beiden Begriffen, so bleibt ‚Liebe' und ‚Herz' zurück. Wir können uns aber keine wahre Liebe ohne Herz und kein edles Herz ohne Liebe denken."[173]

Obwohl diese Sätze wie ein Gegenentwurf zu all den übersteigert patriotischen, teilweise martialischen Reden dieses Jahres verstanden werden konnten, waren sie doch weder so gemeint noch wurden sie so aufgenommen. Sowohl Hermann als auch seine Zuhörer gingen offenbar ganz selbstverständlich davon aus, dass das eine, der übersteigerte Nationalismus, mit dem anderen, dem religiösen Humanismus, unmittelbar nichts zu tun hatte und dass sich deshalb beides problemlos und mit der gleichen Überzeugung gemeinsam akzeptieren und vertreten ließ. Nur gut ein Jahr später brach der erste Weltkrieg aus.

Der Krieg nahm Hermann praktisch vom ersten Tag an in die Pflicht. Als Staatsdiener, Lehrer und Mitglied des Ausschusses für Jugendpflege erwartete man von ihm, dass er sich vor allem tatkräftig an der geistigen Mobilmachung beteiligte. Das fiel ihm angesichts der allgemeinen Hochstimmung, die in den ersten Tagen und Wochen nach Kriegsausbruch um sich griff, nicht schwer. Überall war man, durch die Propaganda und einseitige Informationspolitik der Regierung bedingt, fest davon überzeugt, dass Deutschland von allen Seiten angegriffen worden sei[174], dass es aber mit vereinten Kräften gelingen werde, die Feinde innerhalb von nur wenigen Wochen zu besiegen.

Hermann tat, was von ihm erwartet wurde und, um seine eigene patriotische Gesinnung zweifelsfrei unter Beweis zu stellen, darüber hinaus noch einiges mehr. In den Tagen der allgemeinen Mobilmachung hielt er seine Fortbildungsschüler zunächst dazu an, sich freiwillig den Behörden zur Verfügung zu stellen, um *„als Radfahrer"* Gestellungsbefehle in die umliegenden Städte und Gemeinden zu transportieren oder sich als Wachtposten für die wichtigen Gebäude und Einrichtungen der Stadt einweisen zu lassen.[175]

Nach Gründung der Jugendwehr, die gemäß den Vorstellungen des Kriegsministeriums junge Leute auf den Militärdienst vorbereiten sollte, legte er ihnen eindringlich ans Herz, derselben beizutreten und verbuchte es anschließend stolz als Erfolg, *„dass sämtliche in Betracht kommenden Lehrlinge sich haben aufnehmen lassen und an den militärischen Übungen wie an allen anderen Veranstaltungen derselben mit regem Erfolg teilnehmen."*[176]

Seinen Unterricht sowohl an der kaufmännischen Fortbildungsschule als auch der jüdischen Volksschule stellte er um. Hier wie dort wurden der

Krieg und das Kriegsgeschehen zu wichtigen, um nicht zu sagen beherrschenden Themen. In den Klassenzimmern beider Schulen hingen jetzt wie überall in deutschen Lehranstalten Landkarten, auf denen täglich mit kleinen schwarz-weiß-roten Fähnchen der Frontverlauf abgesteckt wurde.[177] In allen Fächern insbesondere der Fortbildungsschule bemühte Hermann sich außerdem ständig, aktuelle Bezüge herzustellen.

„Die kriegerischen Ereignisse sind zur Erziehung der jungen Leute in vaterländischem Sinne in ausgiebiger Weise verwertet worden", schrieb er in einem ersten offiziellen Bericht über seine Arbeit in der Fortbildungsschule. *„Durch Besprechung der stattgehabten Kämpfe und errungenen Siege anhand der Karte wurde das Verständnis für dieselben geweckt und die Begeisterung für die ruhmreichen Taten unseres Heeres und unserer Flotte in die rechten Bahnen gelenkt. Im Unterricht wurden Themen behandelt, welche, mittelbar zum Krieg in Beziehung stehend, geeignet sind, in den Lehrlingen das Interesse für alle getroffenen Einrichtungen und Maßnahmen zu wecken, so dass dieselben sie mit Verständnis verfolgen, sie achten und schätzen und so zur Liebe und Treue gegen Kaiser und Reich sowie zur Opferfreudigkeit für die Allgemeinheit erzogen werden.*[178] Ein geregelter Schulbetrieb war unter diesen Umständen kaum noch möglich, zumal es bei jedem Erfolg auf dem Schlachtfeld „siegfrei" gab und in der Stadt überschwänglich gefeiert wurde.[179]

Auch in der Synagoge sparte Hermann das Thema Krieg nicht aus. Edith Goldschmidt wunderte sich später über die ungemein martialischen Töne, die er in seinen Predigten bisweilen anschlug.[180] Nachdem der „Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens" noch am Tag des deutschen Kriegseintritts alle deutschen Juden dazu aufgefordert hatte, in ihrer Opferbereitschaft nicht hinter den übrigen Deutschen zurückzubleiben, sondern ganz im Gegenteil ihre Kräfte *„über das Maß der Pflicht hinaus ... dem Vaterlande zu widmen"* und sich *„durch persönliche Hilfeleistungen jeder Art"* sowie die *„Hergabe von Geld und Gut"* in dessen Dienst zu stellen[181], sah er es offenbar als eine seiner vornehmsten Aufgaben an, in diesem Sinne auch auf die Burgsteinfurter Glaubensgenossen einzuwirken und ihre *„vaterländische Gesinnung"* immer wieder aufs Neue anzustacheln.

Henny unterstützte die Bemühungen ihres Mannes wie immer nach Kräften und stand ihm, obwohl ihre beiden Töchter Ruth und Renata, die eine gerade drei, die andere knapp anderthalb Jahre alt, sie zu diesem Zeitpunkt noch als Mutter sehr in Anspruch nahmen, in ihrem patriotischen Eifer um nichts nach. Im „Vaterländischen Frauenverein" gab es seit Kriegsbeginn eine Vielzahl neuer Aufgaben zu bewältigen, die fast alle mit

der Fürsorge für Soldaten zu tun hatten. Sie reichten vom Einrichten eines Lazaretts im evangelischen Krankenhaus, dem Nähen von Hemden, Brustschützern, Unterhosen und Unterjacken über das Packen von „Liebesgaben" für die Front und die Betreuung auf dem Bahnhof bis hin zur Pflege der Verwundeten.

Mit ihrem Geschick für alle Formen von Handarbeit konzentrierte Henny sich vor allem auf die Näherei. Sie fand dreimal wöchentlich im Rittersaal des Schlosses statt, der in ein großes Nähzimmer verwandelt worden war. Mehrere Nähmaschinen standen da und auf großen Tischen wurde zugeschnitten. Die Stoffe wurden entweder vom Roten Kreuz oder von der Heeresleitung zugewiesen. Den Vorsitz führte Fürstin Pauline zu Bentheim-Steinfurt persönlich. Ihr zur Seite stand Frau Professor Broelmann. Sie half der Fürstin bei der Wahl der Stoffe und beim Zuschneiden. Von den rund zwölf bis dreizehn Damen, die sich mehr oder weniger regelmäßig an den Näharbeiten beteiligten, gehörte Henny zu den treuesten und fleißigsten, so dass die Fürstin sie am Ende sogar mit der Medaille vom Roten Kreuz auszeichnete.[182]

Ab Ende 1914 ließ die Kriegseuphorie merklich nach. Nach dem Scheitern des deutschen Angriffs an der Marne und dem Übergang zum Stellungskrieg begann die Realität der Entbehrungen und Grausamkeiten des Krieges die Menschen allmählich einzuholen. Die Lebensmittel wurden knapp, einige Firmen und Geschäfte gerieten zusehends unter Druck und hatten bald *„nichts mehr zu tun"*. Die Verlustlisten in den Zeitungen wurden länger und immer häufiger brachte der Briefträger die Nachricht *„gefallen"*, oder junge Männer, die siegestrunken ausgezogen waren, kehrten verwundet, verkrüppelt, traumatisiert, als Invaliden von der Front nach Hause zurück.

Hermann musste sich nun zusehends stärker seelsorgerischen Verpflichtungen widmen. Diese erstreckten sich nicht allein auf seine eigene Gemeinde. Als Kantor der Hauptsynagogengemeinde Burgsteinfurt hatte er zugleich die Gefangenenlager in der Umgebung zu betreuen. Es waren mehrere, und er war viel unterwegs.[183] Stärker als andere wurde er auf diese Weise mit der Not, der Angst, der Verbitterung und Verzweiflung auf beiden Seiten konfrontiert und sicher immer häufiger auch mit dem Wunsch, dass dieser elende Krieg bald zu Ende ginge.

Gleichwohl hielt er anscheinend unbeirrt an seiner eigenen staatstragenden Einstellung fest. Sein „patriotisches" Engagement ließ jedenfalls nicht nach, sondern wurde angesichts der wachsenden Probleme eher noch größer, so dass es nicht erstaunlich war, dass auch er am Ende eine Auszeichnung, das *„Verdienstkreuz für Kriegshilfe"* bekam.[184]

Vom Herbst 1915 an nahm er mit seinen Schülern und Lehrlingen regelmäßig an den verschiedenen Sammlungen teil, durch die einigen der Mängel abgeholfen werden sollte: Bucheckern wurden für die Herstellung von Öl zusammengetragen, Brennnesseln zur Verfertigung von Gewebe, Laub als Streu und Futter für die Pferde.[185] Auch ließ er sich in den „Werbeausschuss für die Kriegsanleihen" wählen und bemühte sich eifrig, seine Glaubensgenossen zur Zeichnung dieser Kriegsanleihen zu bewegen, durch die der Krieg nach dem Willen der Reichsregierung finanziert werden sollte.[186]

Schließlich ließ er sich von Bürgermeister Herberholz auch noch dazu überreden, zusätzlich zu seinen übrigen Verpflichtungen sogenannte *„volkstümliche Vorträge zur Staatsbürgerkunde"* im Vereinslazarett zu halten, um die Moral der Verwundeten und Rekonvaleszenten zu heben.[187] Über 400 Verwundete waren bis Anfang 1917 schon dort eingeliefert, betreut und gepflegt worden, und die Zahl der Einlieferungen wurde nicht geringer.[188]

Die Themen und Inhalte seiner Vorträge entnahm Hermann einem zweibändigen Werk mit dem Titel „Staatsbürgerliche Belehrungen in der Kriegszeit", das das Königlich Preußische Landesgewerbeamt allen Lehrern an Fach- und Fortbildungsschulen als verbindliche Grundlage für den Gemeinschaftskundeunterricht hatte zukommen lassen. Es gab die offizielle Deutung des Krieges und seiner Zusammenhänge wieder und bot sich deshalb für „Belehrungen" und Propaganda aller Art auch außerhalb des Klassenzimmers an.[189]

Am 1. Januar 1918 jährte sich Hermanns Amtszeit als Kantor und Lehrer der jüdischen Gemeinde zum fünfundzwanzigsten Mal. Es wurde ein denkwürdiger Tag für ihn. Denn trotz aller Not und aller Widrigkeiten hatte es sich die Gemeinde nicht nehmen lassen, eine Jubiläumsfeier für ihn zu organisieren. Die Feier fand in den festlich geschmückten Räumen der jüdischen Schule statt und zeigte eindrucksvoll, welch hohes Ansehen Hermann sich in den vergangenen 25 Jahren nicht nur in der Gemeinde, sondern auch in der Burgsteinfurter Bürgerschaft erworben hatte.

Eine große Zahl von Gratulanten hatte sich eingefunden. Ehemalige und gegenwärtige Schülerinnen und Schüler trugen Lieder und Gedichte vor. Der Gemeindevorsteher Albert Heimann betonte, wie stolz die Gemeinde sei, einen Lehrer wie ihn gefunden zu haben, der *„sein Amt mit hohem Idealismus ausübe, getreu den alten Sitten der Väter"*, und wie sehr sie sich wünsche, dass er sein Amt *„noch lange ... in voller Rüstigkeit ausüben möge"*. Als Geschenk der Gemeinde brachte er einen Klubsessel mit und die Zusicherung, die Lehrerwohnung in absehbarer Zeit nach Hermanns

Wünschen ausbauen zu lassen. Bürgermeister Herberholz *„feierte"* den Jubilar als Gründer der Fortbildungsschule und als vorbildlichen Staatsbürger, der niemals *„versagt"* habe, *„wenn Anforderungen zum Besten des Staates an ihn gestellt"* worden seien.[190]

Nur gut elf Monate später war das Unvorstellbare eingetreten. Deutschland hatte den Krieg verloren, eine Revolution war ausgebrochen, der Kaiser nach Holland geflüchtet und die Republik ausgerufen. Einen Großteil der Bevölkerung trafen die Nachrichten wie ein Schlag. Da von der Front immer nur von Siegen berichtet worden war, verbreitete sich die Meinung, dass die neue demokratische Regierung den tapferen Soldaten „draußen im Feld" in den Rücken gefallen sei, um einen billigen Verständigungsfrieden herbeizuführen. Diese sogenannte „Dolchstoßlegende" sollte sich noch lange halten, obwohl die meisten Soldaten wirklich kriegsmüde waren und sich mit der drohenden Niederlage längst abgefunden hatten.[191]

In Burgsteinfurt blieb es im Zusammenhang mit den dramatischen Umwälzungen verhältnismäßig ruhig. Als um den 10. November 1918 herum Gerüchte auftauchten, dass Anhänger der Revolution von außerhalb kommen wollten, um in der Stadt einen Arbeiter- und Soldatenrat einzurichten, beraumte Bürgermeister Herberholz kurz entschlossen eine „Volksversammlung" im Ludwigshaus an, auf der sozusagen „offiziell" ein solcher Rat für Burgsteinfurt ins Leben gerufen wurde.

Er setzte sich aus lauter loyalen und besonnenen Männern zusammen und arbeitete in den nächsten Monaten einvernehmlich mit dem Rat der Stadt zusammen. Als die Revolution im Reich dann niedergeschlagen war und die Stadtverordneten zu der Auffassung gelangten, dass der Arbeiter- und Soldatenrat überflüssig geworden sei, löste er sich – im Juli 1919 – widerspruchslos auf.[192]

Hermann war jetzt fünfzig Jahre alt und von der deutschen Niederlage und ihren Folgen wahrscheinlich ähnlich tief enttäuscht wie viele andere. Er meinte jedoch, dass es wichtig sei, nicht entmutigt oder gar verbittert zurückzuschauen, sondern alles zu tun, damit die Dinge sich so rasch wie möglich normalisierten und die neue demokratische Ordnung sich auf lange Sicht etablieren konnte.

Die Probleme, die der Krieg hinterlassen hatte, waren auch in Burgsteinfurt groß genug. Die Arbeitslosigkeit war hoch, die Wohnungsnot groß, das Geschäftsleben kam nur schleppend wieder in Gang und das Geld verlor zusehends stärker an Wert.[193]

Hermann wandelte sich zu einem guten Demokraten, der sich redlich bemühte, in seinem kleinen Einflussbereich auch weiterhin genauso enga-

giert seine Pflicht zu tun wie bisher. Doch obwohl das Spektrum seiner Aufgaben, Ämter und Ehrenämter, sich nicht verringerte, sondern eher noch erweiterte, ist doch nicht zu verkennen, dass der Höhepunkt seiner Laufbahn mittlerweile hinter ihm lag.

In den ersten Jahren nach Kriegsende war er zunächst stark mit der Umstrukturierung der kaufmännischen Fortbildungsschule befasst. Nachdem der Unterricht schon seit 1918 auch von weiblichen Lehrlingen in kaufmännischen Berufen besucht werden konnte, wurde dieses mehr oder weniger freiwillige Angebot im Jahre 1919 vom Stadtrat in eine Verpflichtung umgewandelt.

Die Zahl der Schüler, die die Fortbildungsschule besuchten, stieg dadurch deutlich an. Im Durchschnitt sollte sie in den nächsten Jahren bei rund 50 liegen. Ein dritter Lehrer musste deshalb eingestellt werden und ein neues Schullokal bezogen. Der Saal im alten Rathaus reichte nicht mehr aus. Als Ersatz wurden zunächst einige Räume in der evangelischen Volksschule, später zwei Klassenzimmer in der Höheren Töchterschule requiriert.[194]

Auch Henny war inzwischen berufstätig geworden. Seit 1918 erteilte sie an der jüdischen Volksschule den Handarbeitsunterricht und verdiente auf diese Weise ein paar Mark dazu. Nach wie vor tat sie sehr viel Gutes. Seit einiger Zeit hatten Hermann und sie sogar einen Pflegejungen in ihre Familie aufgenommen, um den sie sich rührend, „wie um ihre eigenen Töchter", kümmerte.[195]

Dabei war das Familienleben im Haus an der Kautenstege durchaus nicht immer einfach, wie eine der beiden Töchter, Renata, später berichten sollte. Obwohl Hermann sie und ihre Schwester Ruth sicher nicht weniger liebte als Henny, war er doch oft sehr streng zu ihnen. Seine Erziehungsmethoden blieben, so könnte man sagen, der Kaiserzeit verhaftet. Früh erzählte er ihnen zum Beispiel von seiner eigenen schwierigen Kindheit. Sie war und blieb seine Obsession. Und seither mussten Ruth und Renata jedes Jahr in den Sommerferien mindestens zwei Wochen lang im Paderborner Waisenhaus verbringen, um dort den „armen Waisenkindern" Gesellschaft zu leisten und wohl auch, um am eigenen Leib zu erfahren, wie gut sie es selber zu Hause hatten. Für die beiden Mädchen waren diese vierzehn Tage jedes Mal schrecklich.[196]

Anfang 1922 musste Hermann innerhalb kürzester Zeit gleich drei der angesehensten älteren Honoratioren seiner Gemeinde zu Grabe tragen: Arthur Probstein, den Seniorchef der Schirmfabrik Bendix, Moritz Cohen, den vielleicht angesehensten jüdischen Bürger der Stadt, und Albert Heimann, den bisherigen Vorsteher der Gemeinde.[197] Es war, als ob ihm

schmerzhaft klar gemacht werden sollte, dass nun auch hier, in seinem ureigensten Wirkungskreis, etwas Neues begonnen habe und die guten alten Zeiten ein für alle Mal vorüber seien.

Zum neuen Gemeindevorsteher wurde Benjamin Wertheim gewählt, derselbe Benjamin Wertheim, der vor gut zehn Jahren bei einer anderen Wahl noch so große moralische Bedenken bei seinen Glaubensgenossen ausgelöst hatte. Solche Bedenken mochte es immer noch geben.[198] Nur war die Gemeinde jetzt viel stärker auf die Finanzkraft der Wertheims angewiesen als damals. Und tatsächlich erwies sich die Familie in den nächsten Jahren als außerordentlich freigiebig. Unter anderem sollte Benjamin Wertheim 1925, als er 70 Jahre alt wurde, auf seine Kosten das gesamte Innere der Burgsteinfurter Synagoge renovieren lassen.[199]

Ein ständiges Thema in der Gemeinde war der wachsende Antisemitismus. Kaum ein Tag verging, an dem nicht von irgendwo Hetzereien, Beleidigungen oder Gewalttätigkeiten vermeldet wurden. Burgsteinfurt war und blieb noch eine Art Schonraum. Dennoch kam es auch hier gelegentlich zu Zwischenfällen, die beunruhigen konnten.

Im September 1922 fand in der Stadt die Gründung des „Industrie-Gaus der jungdeutschen Landfahrer" statt. Die Teilnehmer waren aus zahlreichen Städten der näheren und weiteren Umgebung angereist. In der Mittagspause zogen einige von ihnen, zu einer Gruppe vereinigt, zum Marktplatz, wo sie lauthals das Lied *„Wir brauchen keine Juden"* anstimmten und außerdem immer wieder riefen: *„Juden raus"* und *„Wir brauchen keine Judenrepublik"*. Der Kaufmann Moses Steinmann und der Pferdehändler Louis Eichenwald zeigten den Vorfall an. Aber die Untersuchung verlief, wie so viele andere in diesen Jahren, alsbald im Sande.[200]

Hermann hielt es angesichts dieser Entwicklung für seine Pflicht, bei jeder nur erdenklichen Gelegenheit zu Toleranz und wechselseitigem Respekt zu mahnen. Er scheute sich auch nicht, auf persönliche Attacken eindeutig und heftig zu reagieren. Wenn es darauf ankam, zeigte er viel Zivilcourage.[201]

Gegen Ende des Jahres 1922 begann die seit drei Jahren herrschende Inflation, die Geldentwertung, wie man in Burgsteinfurt volkstümlich sagte, allmählich außer Kontrolle zu geraten. Am Ende des Krieges war eine deutsche Mark noch zehn Dollar wert gewesen, jetzt kostete ein Dollar bereits 20.000 Mark. Alle deutschen Geldvermögen waren so gut wie verloren. Schon bald reichte die Notenpresse nicht mehr aus, um die benötigten Geldscheine zu drucken. Güterzüge mussten eingesetzt werden, um die neuen Geldscheine zu verteilen.[202] Wenn es bisher den Anschein gehabt haben mochte, als ob Hermann ähnlich wie der Bürgermeister oder die

Pfarrer der beiden christlichen Gemeinden eine relativ privilegierte Position besitze, in der ihm persönlich wenig passieren konnte, so änderte sich das nun.

Als der Vorstand der jüdischen Schule im August 1923 wie jedes Jahr bei der Regierung Münster einen Antrag auf Gewährung eines finanziellen Zuschusses zur Unterhaltung der Schule einreichte, fehlten die Mittel und die Regierung gab offen zu erkennen, dass sie ernsthaft über eine Schließung der Schule nachdachte, die zu diesem Zeitpunkt ohnehin nur noch von sieben Schülern besucht wurde. Nur wenige Jahre vor seiner Pensionierung geriet Hermanns „Lebensstellung" also noch in Gefahr. Zwar hatte ihm die Gemeinde sofort die Zusicherung gegeben, ihn als Kantor und möglicherweise auch als Privatlehrer behalten zu wollen. Aber unter welchen Bedingungen, das stand in den Sternen.[203]

Fast zwei Jahre blieb die Angelegenheit in der Schwebe, bis aus Münster die Nachricht kam, dass von einer Schließung der Schule abgesehen werde. Bis dahin hatten sich viele Burgsteinfurter für den Erhalt der kleinen Lehranstalt und damit auch für Hermann eingesetzt: Die Mitglieder seiner Gemeinde, die Stadtverordneten verschiedener Fraktionen und vor allem Bürgermeister Herberholz, der sogar nach Berlin gefahren war, um dem Minister für Erziehung die Burgsteinfurter Angelegenheit persönlich vorzutragen.[204]

Entscheidend für die „Rettung" war am Ende die Verbesserung der allgemeinen Wirtschaftslage. Durch die Einführung der Rentenmark im November 1923 hatte die galoppierende Inflation gestoppt werden können, und seither schien es tatsächlich aufwärts zu gehen, die lang ersehnte Normalisierung endlich einzutreten.

Gut sechs Jahre konnte sich die jüdische Volksschule Burgsteinfurt in ihrer bisherigen Form noch halten. Eine verhältnismäßig kurze Zeit. Sie wurde für Hermann jedoch – nicht nur wegen seiner Pensionsansprüche – noch einmal sehr wichtig. Soweit sich das aus heutiger Sicht beurteilen lässt, gehörte sie – wenigstens streckenweise – sogar zu den glücklicheren Abschnitten seines Lebens.

Als mit Sigmund Cohen der letzte jüdische Abgeordnete im Stadtparlament 1924 sein Mandat verlor, wurde Hermann die Ehre zuteil, fortan auch die Interessen seiner jüdischen Glaubensgenossen in der städtischen Armenkommission zu vertreten. Man glaubte wohl, dass er mit seinem Ruf als Seelsorger wie überhaupt als hoch geachtete öffentliche Persönlichkeit in der Stadt am besten für diese verantwortungsvolle Aufgabe geeignet sei. Von seiner Arbeit in der Kommission ist vor allem sein Einsatz für den

Klempner Jonas Isaak bekannt, der durch die Inflation sein ganzes Erspartes verloren hatte und nun als weit über 80jähriger nach einem harten und arbeitsamen Leben plötzlich mittellos dastand.

„Bei der Festsetzung der laufenden Barunterstützungen ... bitte ich auch die Eheleute Jonas Isaak berücksichtigen zu wollen", schrieb er in einer Stellungnahme zu dem Fall an Bürgermeister Herberholz. *„Herr Isaak, ein fleißiger, redlicher Handwerker, hat durch die Inflation seine Ersparnisse verloren, ist aber mit seinen 87 Jahren nicht mehr in der Lage, durch Arbeit seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Seine Frau sucht sich durch Handarbeiten etwas zu erwerben, während der Wintermonate findet sie täglich wenige Stunden in der Marcus'schen Bäckerei Beschäftigung. Seitens unserer Gemeinde erhalten die beiden Leute eine laufende Unterstützung, doch reicht dieselbe nicht hin, um sie vor Not ganz zu schützen, da unsere Kassen durch die Inflation ebenfalls erschöpft sind. Die beiden Eheleute Isaak sind daher auf weitere Unterstützung angewiesen, derselben auch durchaus würdig, und bitte ich daher Ew. Wohlgeboren für eine solche aus städtischen Mitteln güt[igst] eintreten zu wollen.*[205]

Eine ebenso „große Herzensangelegenheit" wie die Vertretung der jüdischen Hilfsbedürftigen in der Armenkommission der Stadt bedeutete Hermann die Mitarbeit im Ausschuss zur Errichtung eines Denkmals zu Ehren der im Krieg gefallenen Burgsteinfurter Soldaten. Immerhin hatten auch vier jüdische Bürger auf den Schlachtfeldern ihr Leben verloren: Die Brüder Sally und Benjamin Meier, Willi Steinmann und Otto Wertheim. Als das Denkmal im Dezember 1926 am Eingang des Bagno eingeweiht wurde, hielt Hermann eine bemerkenswerte Ansprache, in der er zu Einmütigkeit, Frieden und Toleranz mahnte, wie so oft schon während seiner langen Burgsteinfurter Jahre.

Dieses Mal sagte er unter anderem: *„Und darin können und mögen die Gefallenen uns ... Symbol sein. Die hier auf den Steinen [des Denkmals] verewigt sind, gehörten nicht einem Bekenntnis an. Es waren Angehörige der evangelischen, der katholischen und der jüdischen Gemeinde. In bunter Reihe stehen sie auf dem Ehrenmal wie auf allen Denkmälern in unserem Vaterlande. So sind sie ausgezogen zum Kampf, einmütig, ohne Unterschied des Glaubens, des Standes und der Parteien, so haben sie sich eingesetzt für das Vaterland. Ein Geist, ein Wille beseelte sie, ein Streben: es galt der großen heiligen Sache, der Ehre und Rettung des Vaterlandes. So möge es auch heute sein, so möge es bleiben in aller Zukunft. Der Geist der Einmütigkeit möge unser deutsches Volk beseelen, der Geist der Liebe und des Friedens, der Toleranz, der Duldsamkeit, der gegenseitigen Achtung und [des] Sichverstehens. Dann erarbeiten wir uns in der Welt ein*

Vaterland, in dem sich alle wohl fühlen, jeder sich seiner Rechte und seiner Freiheit freuen kann."[206]

Ämter, Reden und Arbeit waren für den über 55jährigen aber nun nicht mehr alles. Da Henny und er es sich als Doppel- und Dreifachverdiener leisten konnten, fuhren sie in den Sommerferien jetzt jedes Jahr einige Wochen in Urlaub. Bei einer dieser Gelegenheiten aufgenommene Bilder zeigen sie zusammen in den Bergen irgendwo im Süden, ein miteinander vertrautes, zufriedenes, glückliches Paar.[207]

Ruth und Renata, die beiden Töchter, entwickelten sich prächtig. Beide besuchten die höhere Schule, zunächst die höhere Töchterschule in Burgsteinfurt und anschließend ein Gymnasium in Münster. Vor allem auf Ruth, die ältere, war Hermann außerordentlich stolz. Er hoffte, dass sie nach dem Abitur den Versuch machen würde, Rabbinerin zu werden; für damalige Verhältnisse noch eine reichlich ungewöhnlicher Wunsch, der zugleich zeigt, wie „liberal" Hermann inzwischen dachte und wie weit er sich von der orthodoxen Richtung des Judentums, in der er aufgewachsen und zu der er erzogen worden war, in seiner Burgsteinfurter Zeit entfernt hatte.[208]

In dieses Bild passt es, dass er wahrscheinlich in eben diesen Jahren dazu überging, zur feierlicheren Gestaltung des Gottesdienstes zu bestimmten Anlässen auch das Harmonium einzusetzen und dass er, wie seine Tochter Renata später berichtete, ferner nichts dagegen hatte, dass die strenge Geschlechtertrennung in der Burgsteinfurter Synagoge aufgehoben wurde, die Frauen den Gottesdiensten also nicht mehr von der Empore aus folgen mussten, sondern mit den Männern zusammen unten im Betraum auf den Bänken um das Vorbeterpult (Almemor) Platz nehmen durften.[209]

Genügend Sorgen blieben für Hermann und Henny bei all dem immer noch. Irgendwann im Jahre 1925 bildete sich, zunächst noch ziemlich unbeachtet, in Burgsteinfurt eine Ortsgruppe der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei (NSDAP), der Partei eines gewissen Adolf Hitler, die als äußerst radikal und judenfeindlich gefürchtet war.

Gut zwei Jahre zuvor hatte dieser damals noch ziemlich unbekannte Hitler in München in einem Bierkeller einen Putschversuch unternommen und damit mehrere Tage lang die Schlagzeilen der Zeitungen beherrscht. Er war seinerzeit zu mehreren Jahren Festungshaft verurteilt, aber bereits Ende 1924 begnadigt worden, und nun setzte seine Partei ihre Agitation offenbar ungeniert und ungehindert fort. Anfang 1927 hielt die Burgsteinfurter Ortsgruppe ihre erste öffentliche Versammlung ab, der bald weitere folgen sollten. Und immer war man in Burgsteinfurt darauf gefasst, dass es

auf diesen Versammlungen zu Ausschreitungen oder zu judenfeindlichen Tiraden kommen würde.[210]

Die Feindseligkeit gegen die Juden blieb überhaupt bedrückend gegenwärtig. Sie konnte bisweilen selbst die angenehmsten Dinge beeinträchtigen oder verderben. So sehr sich Henny und Hermann zum Beispiel jedes Jahr auf ihre Urlaubsreise freuten, bevor sie sie endgültig festlegten, taten sie gut daran, sich in der Zeitschrift des „Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens" genau darüber zu informieren, welche Orte und Hotels sie besser mieden, weil Juden dort mit Behelligungen und Belästigungen zu rechnen hatten. Manche Urlaubsorte und Hotels waren regelrecht stolz darauf, „judenfrei" zu sein.

Diesen sogenannten „Bäderantisemitismus" hatte es zwar schon vor dem Krieg gegeben. Damals hatte er sich aber – was schon schlimm genug war – hauptsächlich auf Bäder an der Nord- und Ostseeküste beschränkt. Jetzt zogen viele Kur- und Urlaubsorte im Süden Deutschlands nach, so dass die Warnlisten in der Zeitschrift des „Centralvereins" fast jedes Jahr länger wurden.[211]

Wie berechtigt die Sorgen und Ängste waren, die sich an derartige Erscheinungen knüpften, sollte sich nur allzu schnell zeigen. Am 24. Oktober 1929 brachen in New York an der Wallstreet die Kurse ein. Die Banken vergaben keine Kredite mehr, und ohne dass jemand etwas dagegen tun konnte, stagnierte alsbald die gesamte Weltwirtschaft. Mit einem Schlag war die kurze Blütezeit der ersten deutschen Republik vorüber. Arbeitslosigkeit, Not und Verbitterung kehrten zurück. Die Regierung versank in eine tiefe Krise, die extremen Parteien, insbesondere die NSDAP, erhielten einen enormen Zulauf, und der Antisemitismus wurde wieder unverhohlener und brutaler.

Auch in Burgsteinfurt bekamen die Juden die Klimaverschlechterung zu spüren. In der Firma Wertheim kam es zu Streik, Aussperrung und Sabotage. In Hollich traten auswärtige Redner der NSDAP auf, die erstmals offen gegen die Juden wetterten und von einem „Rassenproblem" sprachen.[212] Und natürlich musste man sich auch fragen, was es zu bedeuten hatte, wenn Pastor Kremer anlässlich des Burgsteinfurter Reformationsfestes als Festansprache ausgerechnet eine Lobrede auf Adolf Stoecker hielt, den Gründer der Christlich-Sozialen-Arbeiterpartei, ohne dabei auf dessen berüchtigten Antisemitismus auch nur mit einem Wort einzugehen.[213]

Auf der anderen Seite – und das war das Verführerische für alle Gutgläubigen und Optimisten, zu denen auch Hermann und Henny zweifellos gehörten – liefen die meisten Dinge weiter wie gewohnt. Der neu gegründete jüdische Jugendverein wurde freudig als förderungswürdiges Mitglied

im „Ortsausschuss für Jugendpflege" begrüßt. *„Es ist mir eine besondere Freude"*, schrieb der Vorsitzende des Ortsausschusses an die Leiterin des Vereins, Ilse Israel, *„dass innerhalb der jüdischen Gemeinde sich ein Jugendverein gebildet hat. Er füllt in der Jugendpflege eine Lücke aus."*[214]

Als die jüdische Gemeinde sich auf Anfrage der Stadt anstandslos bereit erklärte, den Klassenraum in der jüdischen Volksschule fortan für jeweils zwei Stunden in der Woche der kaufmännischen Berufsschule zur Verfügung zu stellen, damit die Räume in der evangelischen Volksschule anderweitig genutzt werden konnten, bedankte sich der seit gut zwei Jahren amtierende Bürgermeister Dr. Schumann beinahe überschwänglich: *„Für die uneigennützige Zurverfügungstellung des Schulraumes der Synagogengemeinde zu Berufsschulzwecken sage ich Ihnen meinen besten Dank. Sie haben durch Ihr Entgegenkommen die Umgruppierung der evangelischen Schule und der Berufsschule ohne Schwierigkeiten möglich gemacht."*[215]

Das Geschäft Buchheimer feierte unbehelligt sein 25jähriges Bestehen. Und der „Israelitische Frauenverein" schloss sich mit dem „Vaterländischen Frauenverein", dem „Katholischen Fürsorgeverein" und der „Arbeiterwohlfahrt" vorübergehend zu einer konzertierten Aktion zusammen, um die Not, die in vielen Familien herrschte, zu lindern. Gemeinsam sammelten die vier Vereine gebrauchte Kleider, Wäsche und getragene Schuhe.[216]

Auf höherer Ebene versuchte der neu berufene Reichskanzler Brüning unterdessen, durch eine eiserne Sparpolitik wenigstens den Staatshaushalt in Ordnung zu halten. In kurzen Abständen kamen „Notverordnungen" heraus, die die Gehälter, Pensionen und sozialen Wohlfahrtsleistungen kürzten. Von einer dieser Notverordnungen, die das Pensionsalter auf 63 Jahre herabsetzte, wurde auch Hermann betroffen. Zum 1. April 1932 wurde er als Lehrer der jüdischen Volksschule Burgsteinfurt (vorzeitig) in den Ruhestand versetzt, nachdem er als Leiter der Kaufmännischen Berufsschule schon im Dezember des Vorjahres abgelöst worden war, um einem jüngeren Kollegen Platz zu machen.[217]

Gleichzeitig nutzte die Regierung Münster die Gelegenheit, seiner Schule, der jüdischen Volksschule Burgsteinfurt, wie schon vor Jahren geplant, ihren öffentlich-rechtlichen Status zu entziehen. Immerhin erhielt die Gemeinde die Erlaubnis, die Schule als private Lehranstalt weiterzuführen und Hermann gegen eine „geringe Entschädigung" – rund 800 Mark im Jahr – als Privatlehrer weiter zu beschäftigen.[218]

Einen Tag nach Hermanns Frühpensionierung erschien im „Steinfurter Kreisblatt" unter der Überschrift *„Ein verdienter Burgsteinfurter Schulmann ist in den Ruhestand getreten"* eine erste Würdigung von Hermanns langer Burgsteinfurter Tätigkeit.[219] Seine offizielle Verabschiedung fand

dann am 19. April 1932 anlässlich der letzten Sitzung des jüdischen Schulvorstandes in kleinem Kreise statt und beschränkte sich im Wesentlichen auf einige nüchterne, aber nicht unsympathisch klingende Dankesworte des neuen Bürgermeisters Dr. Schumann. *„Der Beruf des Lehrers ist schwer und verantwortungsreich und der Zeitabschnitt, in dem Sie diesen Beruf ausübten, war nicht danach geartet, Ihnen das Amt leichter zu machen. Der stete Fluss in allen schulischen Dingen und Belangen verlangte vom Erzieher immer aufs Neue Umstellung und Anpassung an die Erfordernisse unserer außerordentlich bewegten Zeit. Sie, Herr Lehrer Emanuel, sind nicht stehen geblieben, sondern Sie haben sich bemüht, den Anschluss an die Zeit nicht zu verlieren. Das dankt Ihnen neben der Schar Ihrer Schüler Ihre Gemeinde und auch die Stadt."* [220] Damit war Hermanns Laufbahn als Staatsdiener beendet. Nur wenige Monate später waren die Nazis an der Macht.

Es ist nicht leicht, die Geschichte Hermanns ordentlich zu Ende zu erzählen. Die Quellen, die über sein weiteres persönliches Schicksal berichten, werden spärlicher und versiegen schließlich ganz. Dennoch ist das Wenige, das wir wissen, bedrückend und eindrucksvoll genug.[221]

Schon in den ersten fünf Jahren der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft verlor Hermann fast alles, was er sich erarbeitet und was ihm lieb und teuer geworden war. Viele der Überzeugungen, mit denen er aufgewachsen war, die man ihm eingeschärft und die er verinnerlicht hatte, entpuppten sich als Illusionen, ohne dass er jedoch bereit gewesen wäre, an diesen Verlust wirklich zu glauben, ihn zu akzeptieren.

Seine Rechte wurden beschnitten und der große Respekt, den er sich in vierzig Jahren erworben hatte, wurde ihm beinahe von heute auf morgen von einem Großteil der Burgsteinfurter entzogen. Aus dem ehrenwerten *„Herrn Kantor und Lehrer"* wurde für manche mit einem Mal der *„Saujude"*, den man nicht mehr zu grüßen brauchte, wenn man ihm begegnete, ja der sogar besser daran tat, vor einer solchen Begegnung die Straßenseite zu wechseln.

All dies geschah Hermanns Glaubensgenossen in Burgsteinfurt ebenfalls. Für die meisten jüdischen Geschäftsleute kamen sogar noch wachsende wirtschaftliche Sorgen wegen der anhaltenden Boykottaufrufe und Boykottmaßnamen hinzu. Was Hermanns Situation jedoch besonders verschärfte und ihr früh tragische Züge verlieh, war, dass er gleichzeitig mit seiner Entrechtung und der Enthumanisierung seiner Umgebung nach und nach auch seine Familie verlor.

Ruth, seine Älteste, hatte im Sommersemester 1930 an der Westfälischen Wilhelms-Universität in Münster zu studieren begonnen, zunächst Staatswissenschaften, später Jura.[222] Auf Hermanns Wunsch, Rabbinerin zu werden, hatte sie sich nicht eingelassen. Trotzdem war er sehr stolz auf sie, zumal ihre Leistungen bei ihren Professoren offenbar schnell Beachtung fanden und sie für eine ihrer Arbeiten sogar eine Auszeichnung erhielt.[223]

Doch knapp ein Jahr, nachdem die Nazis an die Macht gekommen waren und sich absehen ließ, dass es für sie schwer sein würde, ihr Studium weiter und sicher noch schwerer, es zu Ende zu führen, ließ Ruth sich auf eine ominöse Liebesgeschichte ein, die sie nicht nur unglücklich machte, sondern alsbald auch dazu zwang, Deutschland bei Nacht und Nebel zu verlassen. Sie flüchtete nach Frankreich, heiratete[224] und setzte sich schließlich weiter nach Palästina ab, wo sie aber nie Fuß fassen konnte und früh (1948) starb, von Sorgen und vom Krebs dahingerafft.[225]

Obwohl Hermann und Henny von Ruths Leichtfertigkeit moralisch tief enttäuscht waren, taten sie doch alles, um ihr bei ihrer „Flucht" zu helfen. Damit sie sich wirklich in Sicherheit bringen und ein neues Leben beginnen konnte, nahmen sie am 2. November 1934 bei der Kreis- und Stadtsparkasse Burgsteinfurt ein Darlehen von 5.000 RM auf. Dieses Geld und weitere 8.200 Reichsmark aus eigenen Ersparnissen überwiesen sie ihrer Tochter nach Frankreich. Zur Sicherung des Darlehens verpfändeten sie der Sparkasse einige Wertpapiere und Sparkassenbücher.[226]

Knapp zwei Jahre später mussten beide erleben, wie auch ihre zweite Tochter Renata Deutschland verließ und ihrer Schwester Ruth nach Palästina folgte. Renata hatte nach ihrem Abitur im Juni 1933 eine Lehre in der berühmten Staudengärtnerei des Gärtners, Schriftstellers, Photographen und Humanisten Karl Förster, der einst, so die Familienüberlieferung, ein enger Freund von Hennys Vater Herz Heymann gewesen war[228], in Bornim bei Potsdam begonnen und erfolgreich absolviert.[227]

Zum Schluss der Herbstsaison 1935 musste Karl Foerster sie jedoch *„wegen Arbeitsmangel"*, wie er selber schrieb, offenbar schweren Herzens entlassen. *„Fräulein Emanuel hat alle Arbeitsgebiete der Gärtnerei eingehend kennen gelernt und sich still und bescheiden, aber mit großer Energie bemüht, allen Anforderungen in jeder Hinsicht gerecht zu werden"*, bescheinigte er ihr in ihrem Abschlusszeugnis. *„Wir konnten auch feststellen, dass sie in ihrer Freizeit jede Gelegenheit wahrnahm, ihre theoretischen Kenntnisse weitgehendst zu vervollkommnen. Mit den gezeigten Leistungen waren wir sehr zufrieden."*[229]

Zusätzlich zu diesem offiziellen Arbeitszeugnis gab er ihr als Ausdruck seiner besonderen Wertschätzung auch noch ein handgeschriebenes Empfehlungsschreiben mit auf den Weg, das sie, wo immer es ihr in Zukunft sinnvoll und nützlich erscheinen mochte, vorlegen sollte und das den folgenden Wortlaut hatte: *„Fräulein Rena Emanuel war jahrelang (seit 1. Juni 1933 bis Oktober 1935) in m[einem] Betrieb tätig. Ich kann sie als charakterlich wie beruflich völlig zuverlässige Persönlichkeit bezeichnen und möchte alles tun, um ihr die Schwere des auferlegten Schicksals zu erleichtern. Ich bin überzeugt, dass die Fülle ihrer guten Eigenschaften dies am besten besorgen wird. Doch bitte ich jeden, dem dies Schreiben vorgelegt wird, meine Frau und mich in sofortige Kenntnis zu setzen, wenn von unserer Seite irgendein helfendes Eingreifen am Platze ist."*[230]

Da Renata für sich in Deutschland jetzt keine Zukunft mehr sah, ging sie wie ihre Schwester Ruth nach ihrer Entlassung zunächst ins benachbarte Ausland, setzte sich dort mit der zionistischen Organisation „Hechaluz" in Verbindung, mit deren Hilfe sie eine Scheinehe schloss und anschließend nach Palästina übersiedelte.[231]

Auch Henny hatte in den letzten Monaten begonnen, mit dem Gedanken an eine Emigration zu spielen. Sie hatte sich sogar schon dazu aufgerafft, ernsthaft Hebräisch zu lernen. Hermann wollte sie wohl noch überreden. Doch dann erkrankte Henny schwer. Leberkrebs lautete die Diagnose. Und das war der dritte Schlag, den Hermann zusätzlich zu all den Demütigungen, Herabsetzungen und Diskriminierungen jener Jahre verkraften musste. Am 11. August 1937 starb Henny, gerade 50 Jahre alt, im katholischen Krankenhaus der Stadt.

Hermann schien schier untröstlich zu sein. An ihrem Grab hielt sein Freund, Rabbiner Dr. Steinthal aus Münster, die Trost- und Trauerpredigt: *„Noch blutet es in Ihnen, verehrter Freund, noch gibt es keinen Trost für Ihren namenlosen Schmerz, den wir alle, die wir sie gekannt und geschätzt und geliebt, mit Ihnen teilen. Die Liebe ihres Herzens war so stark, ihre Güte so unausschöpfbar, ihre Einsatzbereitschaft so unendlich. So viele Gedanken und Empfindungen gab sie Ihnen und den Töchtern, da Sie sie besaßen, das Bewusstsein: ‚du bist'. Nun irren Ihre Gedanken ganz und gar hoffnungslos verloren, auf einer Straße, die nirgendwohin führt, suchen sie und wissen, dass es kein Finden gibt. Sie ist nicht mehr unter Ihnen, hat bei Ihnen, den Töchtern, den vielen Freunden, der ganzen Gemeinde eine Lücke hinterlassen, die sich nicht schließen wird. Etwas ist undicht geworden in den Seelen, die mit der ihren verbunden waren."*[232]

Vermutlich kurze Zeit nach Hennys Beisetzung kehrte Renata noch einmal kurzfristig nach Burgsteinfurt zurück, um das Grab ihrer Mutter zu be-

suchen. Bei dieser Gelegenheit versuchte sie auch, Hermann dazu zu bewegen, ihr nach Palästina zu folgen, um der immer bedrohlicher werdenden Situation in Deutschland und seiner eigenen Vereinsamung zu entkommen. Genug Geld für seine Auswanderung war noch vorhanden. Dafür hatte Henny mit ihrem praktischen Sinn und ihrem offenbar viel größeren Weitblick als Hermann gesorgt.[233]

Hermann wollte jedoch nicht. Er lehnte den Vorschlag seiner Tochter kategorisch ab. Er meinte, dass er seine Gemeinde als *„guter Hirte"*[234] gerade jetzt nicht im Stich lassen dürfe. Wie viel Blindheit, aber auch wie viel Müdigkeit und Resignation sich bei aller Überzeugung hinter diesem heroischen Satz verbargen, ist nur schwer zu ermessen. Renata jedenfalls hatte keine andere Wahl, als sich in seinen Willen zu fügen und ihn bei ihrer Abreise allein in Burgsteinfurt zurückzulassen, beruhigt allein insoweit, als er wenigstens jemand gefunden hatte, der ihm die Wäsche und den Haushalt besorgte.

Ab Anfang 1938 verschlechterte sich die Situation der Juden in Deutschland noch einmal dramatisch. Hermanns Gemeinde schrumpfte zusehends. Immer mehr Glaubensgenossen setzten sich ins Ausland ab, so dass es immer schwieriger wurde, die Gemeindeeinrichtungen zu unterhalten. Und dann kamen jene beiden Tage im November, an denen in Burgsteinfurt wie überall im Reich, die Häuser und Geschäfte der Juden überfallen, die Schule und die Friedhöfe verwüstet und die Synagoge in Schutt und Asche gelegt wurden. Die Burgsteinfurter Ereignisse sind gut dokumentiert und anderswo bereits ausführlich beschrieben.[235]

Und dennoch fällt es uns schwer, uns die Angst vorzustellen, die Hermann an diesen beiden Tagen durchlebte, zunächst in der Nacht vom 9. auf den 10. November, als eine Horde Burgsteinfurter SA-Leute in die Schule eindrang, die Einrichtung kurz und klein schlug und nach draußen auf den Vorplatz warf, bevor sie sich der Synagoge zuwandte; und dann am Nachmittag darauf, als man ihn aus seiner Wohnung vor die kurz zuvor in Brand gesetzte Synagoge zerrte, ihm Thorarollen umhängte, ihn verhöhnte und ganz dicht ans Feuer stieß, während eine verrückte Stimme aus der gaffenden Menge, die er vielleicht sogar kannte, so wie er viele andere in der Menge und von den Gewalttätern kannte, die ganze Zeit über schrie: *„Steckt den Rabbi an, steckt doch auch den Rabbi an."*[236]

Ebenso können wir die Wut und die Verzweiflung wohl nur ahnen, die ihn einen Tag nach dem Pogrom dazu trieben, sich hinzusetzen, um in einem Schreiben an den Bürgermeister sämtliche Schäden, die in der jüdischen Volksschule angerichtet worden waren, akribisch aufzulisten und Regress dafür zu verlangen.[237] Es war eine in der gegebenen Situation völ-

lig aussichtslose Aktion, die gut seine sofortige Verhaftung hätte nach sich ziehen können. Aber es war auch eine ungeheuer mutige Tat, ein Zeichen, dass es noch nicht gelungen war, seine Würde und seinen Stolz zu brechen.

In den nächsten Monaten gingen die Mitgliederzahlen von Hermanns Gemeinde noch weiter, und zwar rapide zurück, bis schließlich nur noch 31 Glaubensgenossen in Burgsteinfurt lebten, die schließlich in mehreren sogenannten „Judenhäusern" zusammengelegt wurden. Hermann konnte zunächst noch in seiner Wohnung an der Kautenstege bleiben. Da er keine Einkünfte mehr hatte und die Reste der Familienersparnisse entweder bereits verbraucht oder gesperrt waren, begann er damit, nach und nach seine gesamte Wohnungseinrichtung bis auf ein Bett, zwei Stühle, ein kleineres Schränkchen und einen alten Schreibtisch zu verkaufen, um wenigstens an etwas Geld für seinen Lebensunterhalt zu kommen.

Und dann wurden die ersten 18 der noch in Burgsteinfurt verbliebenen Juden abgeholt und deportiert, ohne dass er etwas dagegen tun konnte. Für die nächsten acht lief die Zeit ein gutes halbes Jahr später ab.[238] Er selbst blieb auch diesmal noch verschont. Dafür hatte er aber kurz vorher doch seine Wohnung räumen müssen, um mit den letzten vier seiner Burgsteinfurter Glaubensgenossen in die Sammelunterkunft An der Hohen Schule 20 zu ziehen.

Und nun sehen wir ihn, einen alten Mann mit dem gelben Stern auf der Brust, wie er in seiner Unterkunft sitzt und wartet, wie er gedemütigt und verloren bei Hill, bei Schnieder oder bei Horstkotte, den einzigen Geschäften, in denen Juden noch bedient werden dürfen, wegen einiger Lebensmittel ansteht, wie er zuletzt noch verzweifelt versucht, im Auftrag seiner eigentlich schon nicht mehr existierenden Gemeinde drei Grundstücke in der Nähe des jüdischen Friedhofs an der Gerichtsstraße an möglichst vertrauenswürdige Burgsteinfurter zu verkaufen, in der Hoffnung, dass diese sich vielleicht, wenn er selbst nicht mehr da sein wird, gelegentlich um das Grab seiner Frau, um Hennys Grab, kümmern werden[239].

Und wir sehen ihn weiterhin, wie er einen letzten Brief seiner Tochter Rena erhält, aus dem er erfährt, dass er Großvater geworden ist und wie er sich daraufhin noch einmal hinsetzt und schreibt, dass er sich freue, nun einen Enkel zu haben, der „später" das Kaddisch über seinem Grab werde sprechen können.[240]

Und dann, ganz zum Schluss sehen wir ihn, den alten Mann mit dem gelben Stern auf der Brust, wie er zusammen mit den anderen vier Burgsteinfurter Glaubensgenossen mit einem Bus oder Lastwagen abgeholt wird, um zunächst nach Münster und dann weiter nach Theresienstadt de-

portiert zu werden, wo er schließlich sterben muss, ohne dass wir wüssten, wann und wie.

Seine wenigen Habseligkeiten, das Bett, die beiden Stühle, der Schreibtisch und das kleine Schränkchen blieben nach seinem Abtransport in dem Haus An der Hohen Schule 20 zurück und wurden bald darauf im Auftrag der Reichsfinanzverwaltung versteigert. Sie brachten einen Erlös von 245,50 RM ein. In dem kleinen Schränkchen, so heißt es in einem späteren Bericht über die erste Taxierung der Gegenstände lapidar, *„hing noch ein Mantel“*.[241]

Anhang

Wichtige Abkürzungen

AZJ	= Allgemeine Zeitung des Judentums
FAzB	= Fürstliches Archiv zu Bentheim-Steinfurt
GA	= Gemeindearchiv
RA	= Reichsarchiv
HStA	= Hauptstaatsarchiv
NIW	= Nieuw Israëlitisch Weekblad
STAM	= Staatsarchiv Münster
StA Steinfurt	= Stadtarchiv Steinfurt
St. Bll.	= Stemmerter Blätter der Vereinigung ehemaliger Arnoldiner
St. Hb.	= Steinfurter Heimatbote

Anmerkungen

Nicht nur Mazzenbäcker – Die lange Geschichte der Familie Marcus in Burgstenfurt

1) Vgl. FAzB G 5524.
2) Vgl. FAzB A 1605, Bl. 519.
3) Vgl. Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden für Steinfurt wichtig sind". Die Juden in der Geschichte der ehemaligen Stadt Burgsteinfurt. Geschichte und Leben der Juden in Westfalen Bd. 1, Münster 1996, S. 24ff.
4) Vgl. StA Steinfurt A IVb 6.
5) Vgl. Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. 27ff.
6) Vgl. Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. 31ff.
7) Vgl. FAzB A 1607.
8) Vgl. Münch, Paul: Lebensformen der frühen Neuzeit. 1500 bis 1800, Berlin 1998, S. 202ff.
9) Vgl. Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. 42ff.
10) Vgl. Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. 43.
11) Ebd. S. 22 sowie FAzB A 482.
12) Vgl. Feld, Willi, Starosta, Thomas: Die Geschichte der Juden im Kreis Steinfurt von den Anfängen bis zur Vernichtung, in: Steinfurter Hefte 13: Geschichte des Judentums im Kreise Steinfurt, hg. v. Kreis Steinfurt, Burgsteinfurt o. J., S. 35.
13) Ebd.
14) Vgl. Rübel, Rudolf: Burgsteinfurt im Siebenjährigen Krieg, in: Burgsteinfurt. Eine Reise durch die Geschichte. 650 Jahre Stadtrechte. 1347 – 1997, hrsg. v. Heimat-

verein Burgsteinfurt, Horba Neckar 1997, S. 36ff. Kohl, Wilhelm: Kleine Geschichte Westfalens, Düsseldorf 1994, S. 148ff.: Gooch, George P., Friedrich der Große. Herrscher, Schriftsteller, Mensch, Frankfurt a. M./Hamburg o. J. S. 58ff.

15) Vgl. Rübel, Rudolf: Burgsteinfurt im Siebenjährigen Krieg ..., pass.
16) Vgl. StA Steinfurt A Xc 4.
17) StA Steinfurt A VIIc 81; FAzB A 1606.
18) Vgl. Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. 53ff.
19) Vgl. Heuermann, Georg: Mitteilungen aus der Geschichte der Grafschaft und der Stadt Steinfurt, besonders im 18. Jahrhundert, in: St. Bll. 16 – 20 (1936 – 1938).
20) Ebd.
21) Vgl. die Rentamtsrechnungen aus dieser Zeit und die entsprechenden Hauptkassenbücher.
22) StA Steinfurt A IIId 11.
23) Vgl. Rübel, Rudolf: Burgsteinfurt im Siebenjährigen Krieg ..., pass.
24) Vgl. Wouk, Herman: Das ist mein Gott. Glaube und Leben der Juden, Hamburg 1984, S. 175f.
25) Vgl. FAzB 1605 (Eintragung vom 23. Oktober 1741).
26) Vgl. Pohlmann, Klaus: Der jüdische Hoffaktor Samuel Goldschmidt aus Frankfurt und seine Familie in Lemgo. 1670 – 1750, Panu Derech 15, Detmold 1998; Ders.: Samuel Goldschmidt. Hoffaktor des lippischen Grafenhauses (1669 – 1722), in: Biographieforschung und Stadtgeschichte. Lemgo in der Spätphase der Hexenverfolgung, hrsg. v. Gisela Wilberz u. Jürgen Scheffler, Bielefeld 2000, S. 308 – 346; Guenter, Michael: Die Juden in Lippe von 1648 bis zur Emanzipation 1858, Detmold 1973, S. 149f.
27) FAzB A 1606, Bl. 342f.
28) Vgl. Heuermann, Georg: Mitteilungen aus der Geschichte ... pass.; Rübel, Rudolf: Burgsteinfurt im Siebenjährigen Krieg ... pass.
29) Unter anderem legte er in diesem Vertrag fest, dass seine beiden Kinder Malchen und Philipp den ihm von ihrer Mutter Judith Philipp zugebrachten Brautschatz von 250 Reichstalern im Voraus ausbezahlt und außerdem den gleichen Anteil von der *„nach seinem Tod noch übrigen Nachlassenschaft"* erhalten sollten wie seine mit Rachel Joseph etwa noch *„zu erzielenden Kinder"*. Zugunsten von Rachel Joseph selbst verfügte er, dass sie, falls er vor ihr starb, 400 Reichstaler aus seinem Vermögen zu ihrer freien Verfügung erhalten sollte (Vgl. FAzB A 1606, Bl. 342f.).
30) Vgl. FAzB A 1606, Bl. 242.
31) Vgl. Kolatch, Alfred J.: Jüdische Welt verstehen. Sechshundert Fragen und Antworten, Wiesbaden, 5 Aufl. 2000, S. 38; S. 39; S. 54.
32) Vgl. Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. 40.
33) Vgl. Döhmann, Karl: Das Bagno. Geschichte des Fürstlich Bentheimischen Parks Bagno bei Burgsteinfurt, 2 Teile, Burgsteinfurt 1907, Teil 1, S. 8.
34) Vgl. StA Steinfurt A IIId 12.
35) FAzB. A 713 und StA Steinfurt A Xc 1 – 3.
36) Vgl. Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. 53ff.
37) Vgl. FAzB A 1607.
38) Vgl. die Kontributionslisten dieser Jahre.
39) Vgl. StA Steinfurt A IIId 11 und StA Steinfurt A IIId 12.

40) Vgl. StA Steinfurt A IIId 11.
41) Vgl. FAzB G 6631.
42) Vgl. Rübel, Rudolf: Burgsteinfurt im Siebenjährigen Krieg ..., pass.
43) Vgl. Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. 38ff.
44) Der Kredit wurde in zwei Raten zurückgezahlt, die erste Hälfte 1787, die andere Hälfte 1838. Vgl. zu Kreditaufnahme und Rückzahlung Dokumentenfund Möllers.
45) Vgl. FAzB A 702.
46) Vgl. Dokumentenfund Möllers.
47) Vgl. StA Steinfurt A IIId 11.
48) Vgl. Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. 34f.
49) Vgl. StA Steinfurt A IIId 11.
50) Vgl. Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. 44.
51) Vgl. StA Steinfurt A IIId 11.
52) Vgl. FAzB A 1607 und FAzB G 6294.
53) Vgl. FAzB A 1607.
54) Dokumentenfund Möllers und FAzB A 1607.
55) FAzB A 1607.
56) Marcus genaues Todesdatum konnte nicht ermittelt werden.
57) Vgl. StA Steinfurt B 23 und StA Steinfurt C 8.
58) Vgl. StA Steinfurt B 148.
59) Vgl. FAzB A 1607 und FAzB G 6294.
60) Vgl. Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. 57ff.
61) Vgl. FAzB G 6294 und Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S.60.
62) FAzB A 1607.
63) Vgl. Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. 63ff.
64) Vgl. StA Steinfurt B 23.
65) StA Steinfurt A IVb 9 und FAzB A 1417.
66) Vgl. StA Steinfurt B 148.
67) Vgl. FAzB A 1417.
68) Ebd.
69) Die Umrechnungsformel wurde übernommen aus: Gall, Lothar: Krupp. Der Aufstieg eines Industrieimperiums, Berlin 2000, S. 17f.
70) Vgl. STAM Reichskammergericht J 440.
71) StA Steinfurt A IVb 9.
72) FAzB A 1607.
73) Vgl. FAzB A.1591.
74) Vgl. FAzB A 711.
75) Vgl. StA Steinfurt B 23.
76) Vgl. FAzB A 1607.
77) Vgl. StA Steinfurt C 1544.
78) Vgl. Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. 79ff.
79) Vgl. Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. 87f.
80) Vgl. StA Steinfurt B 148.
81) Ebd.
82) Ebd.
83) Ebd.

84) Ebd.
85) Ebd.
86) Vgl. StA Steinfurt B 156.
87) Ebd.
88) Vgl. StA Steinfurt B 117a.
89) Ebd.
90) Ebd.
91) Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S.97.
92) Vgl. StA Steinfurt B 156.
93) Ebd.
94) Ebd.
95) Vgl. Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S.95.
96) Friedell, Egon: Kulturgeschichte der Neuzeit, Bd. 2, München 2. Aufl. 1976, S. 923ff.
97) Vgl. StA Steinfurt B 4.
98) Vgl. Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. 96.
99) Vgl. Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. 91ff.
100) Vgl. StA Steinfurt B 156.
101) Vgl. StA Steinfurt. C 1544.
102) Vgl. StA Steinfurt C 116.
103) Vgl. Born, Karl Erich: Geld und Banken im 19. und 20. Jahrhundert, Stuttgart 1977, S. 48ff.
104) Vgl. StA Steinfurt C 1544.
105) Vgl. StA Steinfurt C 116.
106) FAzB A 1607.
107) FAzB A.1607.
108) 1813 wird Samuel Levy als „pauvre" („arm") bezeichnet: StA Steinfurt B 23.
109) Dokumentenfund Möllers.
110) StA Steinfurt B 23 und StA Steinfurt C 1544.
111) Vgl. dazu das folgende Kapitel dieser Arbeit.
112) FAzB G 5033.
113) Vgl. u. a. StA Steinfurt B 23.
114) StA Steinfurt C 1454.
115) StA Steinfurt C 1544.
116) Vgl. Freund, Susanne: Jüdische Bildungsgeschichte zwischen Emanzipation und Ausgrenzung. Das Beispiel der Marks-Haindorf-Stiftung in Münster (1825 – 1942), Paderborn 1997.
117) Vgl. Reith, Reinhard: Art. Gerber, in: Lexikon des alten Handwerks. Vom Spätmittelalter bis zum 20. Jahrhundert, hrsg. v. Reinhard Reith, München 1990, S. 84ff.
118) Vgl. die Gewerbesteuerlisten der Stadt aus dieser Zeit.
119) Vgl. Reith, Reinhard: Art. Gerber ... pass.
120) Vgl. Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. 108.
121) Vgl. Feld, Willi: Die Geschichte der Juden im Kreis Steinfurt, a. a. O., S. 57f. (Beispiel eines mit der Marks-Haindorf-Stiftung abgeschlossenen Lehrvertrags).
122) Ebd.

123) Vgl. Steinfurter Wochenblatt zum Nutzen und zur Unterhaltung, 3. Jg. Nr. 6 vom 6. Februar 1834, S. 44.
124) Vgl. Steinfurter Wochenblatt zum Nutzen und zur Unterhaltung, 3. Jg. Nr. 6 vom 6. Februar 1834, S. 37f.
125) StA Steinfurt C 1712.
126) Vgl. StA Steinfurt C 1454.
127) Marcus Lefmann sollte unverheiratet bleiben.
128) Vgl. StA Steinfurt C 1454.
129) Vgl. StA Steinfurt C 1454.
130) Die offizielle Diagnose lautete auf Rückenmarksschwindsucht. Diese Krankheit wurde zu jener Zeit gern auf häufige Durchnässungen zurückgeführt. Umgekehrt diagnostizierte man bei Leuten, die häufig Durchnässungen ausgesetzt waren in Zweifelsfällen auch gern diese Krankheit.
131) Vgl. StA Steinfurt C 1454.
132) Vgl. „Elias Marcus", in: Mitteilungen des Deutsch-Israelitischen Gemeindebundes 39 (1894).
133) Vgl. STAM Regierung Münster 11166; dagegen wird in dem einschlägigen Artikel des Mitteilungen des Deutsch-Israelitischen Gemeindebundes (s. Anm. 132) angegeben, Elias habe vom evangelischen Pfarrer und nicht in der evangelischen Schule privatim Unterricht erhalten.
134) STAM Regierung Münster 11166.
135) Vgl. Amtsblatt der Königlichen Regierung zu Münster 1823, Nr. 47, S. 319 – 321.
136) Vgl. StA Steinfurt C 792; C 794; C 801.
137) Vgl. Rübel, Rudolf, Hilgemann, Fritz: Geschichte der Burgsteinfurter Volksschulen, Burgsteinfurt 1955, S. 75.
138) Vgl. StA Steinfurt C 801.
139) STAM Regierung Münster 11166.
140) Vgl. Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. 118ff.
141) Zu Alexander Haindorf und seiner Idee einer „Amalgamierung" der deutschen und jüdischen Kultur vgl. Herzig, Arno: Alexander Haindorfs Bedeutung für die Pädagogik in Westfalen, in: Westfälische Forschungen 23 (1971) S. 57 – 74; Schoeps, Joachim: Alexander Haindorf, ein früher Vertreter des liberalen Judentums, in: Ders.: Ein weites Feld. Gesammelte Aufsätze, Berlin 1980, S. 147 – 162; Freund, Susanne: Jüdische Bildungsgeschichte ..., S. 98ff.
142) Vgl. STAM Regierung Münster 11166.
143) AZJ, vom 19. Oktober 1839.
144) Vgl. STAM Regierung Münster 11166.
145) Ebd.
146) Ebd.
147) Zum Denken Jacotots und seiner Methode vgl. Art. Joseph Jacotot, in: Enzyklopädisches Handbuch der Pädagogik, hrsg. v. W. Rein, Bd. IV, Jena 2. Aufl. 1906, S. 597ff.
148) Vgl. STAM Regierung Münster 11166.
149) Ebd.
150) Ebd.
151) Ebd.

152) Vgl. dazu den dritten Aufsatz in diesem Buch.
153) Vgl. StA Steinfurt E 870 sowie Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. 121.
154) Zur Privatschule des Kandidaten Müller vgl. Rübel, Rudolf: Vorläufer des Gymnasiums Arnoldinum, in: St. Hb. 7 (1958).
155) Vgl. STAM Regierung Münster 11166.
156) Ebd.
157) Ebd.
158) Vgl. StA Steinfurt C 801.
159) Vgl. „Elias Marcus", in: Mitteilungen ... pass.
160) Elias wohnte von Februar bis Dezember 1852 in der Eerste Weesperstraat 15; in den nächsten Jahren hatte er dann nacheinander Wohnungen am Oudezijds Achterburgwal, in der Batavierstraat, am Kloveniersburgwal und am Nieuwezijds Achterburgwal, die alle im gleichen Viertel lagen.
161) Zu den Passagen über Amsterdam vgl. Mak, Geert: Amsterdam. Biographie einer Stadt, Berlin 1997, S. 197ff.
162) Ebd.
163) Ebd.
164) Vgl. „Elias Marcus", in: Mitteilungen ..., pass.
165) Ebd.
166) Zu dieser Vereinigung vgl. De feestelijke viering van het vijftigjarig bestaan des genootschaps Tot Nut en Beschaving, Donderdag, 3 December 1857, Herdacht, Amsterdam 1858; Thomas, Jelika: Joden in niet joodse gemeenschappen, ca. 1784 – 1864: De Maatschappij Tot Nut van't Algemeen, de onafhankelijke vrijmetselaarsloge Post Nubilo Lux en het letteroefenend genootschap Tot Nut en Beschaving,, o.O. 1995.
167) Vgl. „Elias Marcus", in: Mitteilungen ..., pass.
168) Ebd.
169) Vgl. Melderegister der Stadt Amsterdam.
170) Vgl. Cohen, Julie-Marthe: Onder de hamer. De veelzijdige verzameling van David Henriques de Castro (1826 – 1898), Amsterdam 1999.
171) Vgl. „Elias Marcus", in: Mitteilungen ..., pass.
172) Vgl. Noltenius, Rainer: Schiller als Führer und Heiland. Das Schillerfest des Jahres 1859 als nationaler Traum von der Geburt des zweiten deutschen Kaiserreichs, in: Öffentliche Festkultur. Politische Feste in Deutschland von der Aufklärung bis zum Ersten Weltkrieg, hrsg. v. Dieter Düding/Peter Friedemann/Paul Münch, Reinbek b. Hamburg 1989, S. 237 – 258, hier S. 238f.
173) Vgl. zum Ablauf der Schillerfeiern und der illustren Reihe der Redner: Noltenius, Rainer: Schiller als Führer ...., a. a. O.; Ders., Dichterfeiern in Deutschland. Rezeptionsgeschichte als Sozialgeschichte am Beispiel der Schiller- und Freiligrath-Feiern, München 1984, S. 71ff.; Oellers, Norbert (Hrsg.): Schiller – Zeitgenosse aller Epochen. Dokumente zur Wirkungsgeschichte Schillers in Deutschland. Teil 1: 1782 – 1859, Frankfurt a. M. 1970, S. 413ff.; Gerhard, Ute: Schiller im 19. Jahrhundert, in: Schiller-Handbuch, hrsg. v. W. Koopmann, Stuttgart 1998, S. 764ff.
174) Marcus, Elias: Schiller – Ein Weltdichter. Ein Vortrag. Amsterdam 1860, S. 11 und S. 12.

175) Ebd. Titelblatt.
176) Glaser, Hermann: Bildungsbürgertum und Nationalismus. Politik und Kultur im Wilhelminischen Deutschland, München 1993, S 155.
177) Vgl. Mak, Geert: Amsterdam ...., S 207ff.
178) Vgl. „Elias Marcus", in: Mitteilungen ..., pass.
179) Vgl. StA Steinfurt C 726.
180) Vgl. Keur van Grafsteenen op de Nederlands-Portugees-Israelitisch Begraafplatz te Ouderkerk aan den Amstel mit Beschrijving en biographische aantekeningen door D. Henriques de Castro, Leiden 1883, Vorrede, S. VIIff. Dazu: Cohen, Julie-Marthe: Onder de hamer ..., S. 17ff.
181) Vgl. „Elias Marcus", in: Mitteilungen ..., pass.
182) Keur van Grafsteenen ..., S. IX.
183) StA Steinfurt C 726.
184) Vgl. „Elias Marcus", in: Mitteilungen ..., pass.
185) Vgl. Möllenhoff, Gisela, Schlautmann-Overmeyer, Rita: Jüdische Familien in Münster 1918 – 1945, Bd. 1, Münster 1995, S. 285.
186) Dokumentenfund Möllers.
187) Vgl. u.a. die monatliche Veröffentlichung der jeweiligen Brottaxe im „Wochenblatt der Kreise Steinfurt und Tecklenburg zum Nutzen und zur Unterhaltung".
188) StA Steinfurt C 1271.
189) Vgl. StA Steinfurt C 1457 und StA Steinfurt C 1651.
190) AZJ vom 08.12.1899.
191) Dokumentenfund Möllers.
192) Moses ist auf dem jüdischen Friedhof an der Gerichtsstraße in Burgsteinfurt beerdigt.
193) StA Steinfurt C 794.
194) StA Steinfurt C 1454 sowie Dokumentenfund Möllers.
195) Archiv des Gymnasium Arnoldinum Bxa5.
196) Diese Angaben verdanke ich Herrn Wilhelm Alff.
197) Mitteilung von Frau Neeman-Marcus.
198) Vgl. Burgsteinfurter Zeitung vom 07. Juli 1909.
199) Vgl. Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. 133.
200) Vgl. Kolatch, Alfred J.: Jüdische Welt verstehen ..., S. 208.
201) Vgl. Bohn, Eckhard, Resing, Volker, Schröder, Clemens: Eisenbahnknotenpunkt Burgsteinfurt. Ein Beitrag zur Geschichte, hrsg. v d. Arbeitsgemeinschaft Schienenverkehr e. V. Münster-Roxel, o. O. 1987; Herberholz, Emil: Rückblick auf die für Burgsteinfurt wichtigen Verkehrswege. Vortrag, gehalten von Herrn Bürgermeister Herberholz in der Generalversammlung des Verkehrsvereins am 8. November 1911, in: Burgsteinfurter Wochenblatt vom 09. und 11. November 1911.
202) Vgl. Enzyklopädia Judaica, Stichwort Mazzah; Freehof, Salomon B.: The Respona-Literature, Philadelphia 1955.
203) Ebd.
204) Vgl. STAM Rückerstattung Landgericht Münster 14896, Bd. 1.
205) Vgl. Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. 136; Elfi Pracht-Jörns hat in ihrem Buch Jüdisches Kulturerbe in Nordrhein-Westfalen, Teil IV, S. 441 eine angeblich „historische Aufnahme" der Villa Marcus sowie ein Photo der ehemali-

gen Mazzenfabrik abgedruckt. Beide Bilder sind jedoch neueren Datums und geben das frühere Aussehen der Gebäude nicht wieder.
206) Dokumentenfund Möllers.
207) Ebd. und AZJ vom 08.12.1899.
208) Enzyklopädia Judaica.
209) Dokumentenfund Möllers.
210) Ebd.
211) Vgl. Burgsteinfurter Zeitung vom 29. November 1899; Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. 136.
212) Vgl. Bohn, Eckhard, Resing, Volker, Schröder, Clemens: Eisenbahnknotenpunkt Burgsteinfurt ..., S. 23.
213) Vgl. Burgsteinfurter Zeitung vom 20. März 1909.
214) Ebd.
215) Vgl. Burgsteinfurter Zeitung vom 07. Juli 1909.
216) Standesamt Herford.
217) Standesamt Hehlen.
218) Standesamt Steinfurt.
219) Mitteilung Channa Neeman-Marcus.
220) Steinfurter Kreisblatt vom 03. März 1930.
221) Vgl. Burgsteinfurter Wochenblatt vom 03. Oktober 1907; vom 24. Oktober 1908; vom 01. August 1911.
222) Burgsteinfurter Wochenblatt vom 18. Januar 1911.
223) Vgl. Ditt, Karl: Vom Heimatverein zur Heimatbewegung. Westfalen 1875 – 1915, in: Westfälische Forschungen 39 (1989) S. 232 – 255; Steinfurter Wochenblatt vom 23. November 1911.
224) Ditt, Karl: Vom Heimatverein ...., a. a. O., S. 246.
225) Burgsteinfurter Wochenblatt vom 24. Januar 1912.
226) Vgl. Beyer, Hermann: Kriegschronik [für Burgsteinfurt] 1914 – 1918, Burgsteinfurt o. J.
227) Ebd.
228) StA Steinfurt D 1417.
229) Amtblatt der Königlichen Regierung Münster vom 27. Februar 1917.
230) StA Steinfurt D 1308.
231) Dokumentenfund Möllers.
232) Vgl. Asaria, Zwi (Hrsg): Die Juden in Köln von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, Köln Bachem 1959, III. Bd., S. 249.
233) Vgl. Greive, Hermann: Geschichte des modernen Antisemitismus in Deutschland, Darmstadt 1983, S. 104ff.; Walter, Dirk: Antisemitische Kriminalität und Gewalt. Judenfeindschaft in der Weimarer Republik, Bonn 1999.
234) Vgl. Greive, Hermann: Geschichte des modernen Antisemitismus ..., S. 111ff.; Merkenich, Stephanie: Grüne Front gegen Weimar. Reichslandbund und agrarischer Lobbyismus 1918 – 1933, Düsseldorf 1998.
235) „Es leben die Juden", in: Der Brandenburgische Landbund 1. Jg. Nr. 17 (1920); Merkenich, Stephanie: Grüne Front ..., S. 124.
236) Vgl. STAM Rückerstattung Landgericht Münster 14896, Bd. 1.
237) Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. 171.

238) Steinfurter Kreisblatt vom 07. Januar 1925.
239) Steinfurter Kreisblatt vom 30. Juni 1927.
240) Vgl. Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. 172; Maßmann, Günter: 50 Jahre im Dienste der Heimat. Aus der Geschichte des Heimat- und Verkehrsvereins Burgsteinfurt, in: St. Hb. vom 29. September 1951.
241) Vgl. Baich, Fritz: Der Schwarze Freitag. Inflation und Wirtschaftskrise, München 2. Aufl. 1990.
242) Vgl. Steinfurter Kreisblatt vom 03. März 1930.
243) Vgl. STAM Rückerstattung Landgericht Münster 14896, Bd. 1.
244) Mitteilung Channa Neeman-Marcus.
245) Mitteilung Channa Neeman-Marcus.
246) Mitteilung H. Woudstra.
247) Mitteilung H. Woudstra.
248) Mitteilung Channa Neeman-Marcus.
249) Vgl. STAM Rückerstattung Landgericht Münster 14896, Bd. 1.
250) Vgl. Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. 193.
251) Mitteilung Channa Neeman-Marcus.
252) Mitteilung H. Woudstra.
253) Mitteilung Channa Neeman-Marcus und Gad Hakerem.
254) STAM Rückerstattung Landgericht Münster 15006.
255) Mitteilung Amelie Weinberg-Cohen.
256) Mitteilung H. Woudstra; Ernst Levy arbeitete in einem neu eröffneten Textilunternehmen der Woudstras.
257) Mitteilung Channa Neeman-Marcus.
258) Ida Marcus starb am 26. Februar 1987, Ernst Levy am 31. Juli 1988 (Mitteilung Channa Neeman-Marcus).

Abraham Isaak und die Seinen

1) Vgl. STAM Reichskammergericht Anh. B 32,2; dazu: Heuermann, Georg: Mitteilungen aus der Geschichte der Grafschaft und Stadt Steinfurt, besonders im 18. Jahrhundert, in: St. Bll. 16 – 20 (1936 – 1938).
2) Vgl. dazu den ersten Aufsatz dieses Bandes (S. 11ff.).
3) Vgl. Feld, Willi: „...daß die hiesigen Juden für Steinfurt wichtig sind". Die Juden in der Geschichte der ehemaligen Stadt Burgsteinfurt. Geschichte und Leben der Juden in Westfalen Bd. 1, Münster 1996, S. 59ff.
4) Vgl. Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. 60f.
5) Vgl. Indenfor murene. Jødisk liv I Danmark 1684 – 1984, København 1984, S. 72; vgl. auch: Bamberger, Ib. Nathan: A Cultural History of the Jews of Denmark, 1722 – 1900, Diss. Yeshiva University, D. H. L 1974, S. 21f.
6) Die Inschrift auf dem Grabstein Abraham Isaaks in Kopenhagen beginnt mit den Worten: „Hier liegt begraben Isaak, Sohn des geachteten Lehrers und Rabbiners Abraham, Sohn des geachteten Lehrers und Rabbiners Josef, der genannt wurde Itzig Pollak (Tiktin)." (Vgl. Gronemann, Sally: Genealogische Studien über die alten jüdischen Familien Hannovers, Erste Abteilung: Genealogie der Familien. Zweite Abteilung: Grabschriften und Gedächtnisworte, Berlin 1913, hier Zweite

Abt., S. 45; Margolinsky, Jul.: Jødiske Dødsfald i Danmark 1693 – 1976, København 1978, S. 208.

7) In dem Brief, in dem Abraham Isaak den Grafen Ludwig um ein Geleitpatent bittet, schreibt er u. a. über seinen Vater, er sei „daselbst [d. h. in Kopenhagen] 42 Jahr als sehr ruhmvoller negociant etabliert" gewesen (FAzB A 717). Der Vater starb am 17. Februar 1800 (Vgl. Gronemann, Sally: Genealogische Studien ..., Zweite Abt. Grabschriften ..., S. 45; Margolinsky, Jul.: Jødiske Dødsfald ..., S. 208.
8) Isaak Abraham Pollak (Tiktin) wurde 1733 geboren.
9) Vgl. Enzyklopädia Judaica Art. Tiktin.
10) FAzB A 717.
11) Vgl. Gronemann, Sally: Genealogische Studien ..., Erste Abt., S. 60 und Zweite Abt., S. 45f.
12) Vgl. RA Kopenhagen, Ergebnisse der Volkszählung in Kopenhagen vom 1. Juli 1787.
13) Vgl. Gronemann, Sally: Genealogische Studien ..., Zweite Abt., S. 45f.
14) Vgl. Heckscher, Albert, Fischer Josef: Stammtavlen Melchior, København 1920, S. 32f.
15) Vgl. die Ergebnisse der Volkszählung vom 1. Juli 1787. Dort wird das Alter Abraham Isaaks mit 23 angegeben. Seine Geschwister Moses, Joseph, Gennendel und Rebecca waren zum gleichen Zeitpunkt 17, 14, 21 und 19 Jahre alt; das Alter seiner Halbgeschwister war mit 4 Jahren und 1 Jahr angegeben.
16) FAzB A 717.
17) FAzB A 717.
18) Vgl. RA Kopenhagen Adressbücher (Vijviser) der Stadt Kopenhagen aus dieser Zeit.
19) Bevor Isaak das Gebäude erwarb, ließ er es von Amts wegen besichtigen und taxieren. Dabei entstand die hier zusammengefasste Beschreibung.
20) Der Heiratstermin war der 11. Elul 5546 (Vgl HStA Hannover Hann. 72 Hannover Nr. 3064).
21) Vgl. Gronemann, Sally: Genealogische Studien ..., Erste Abt., S. 110ff. Schnee, Heinrich: Die Hoffinanz und der moderne Staat. Geschichte und System der Hoffaktoren an deutschen Fürstenhöfen im Zeitalter des Absolutismus, Bd. 2: Die Institution des Hoffaktorentums in Hannover, Braunschweig, Sachsen und Anhalt, Mecklenburg, Hessen-Kassel und Hanau, Berlin 1954, S. 68ff.
22) Salomon Michael David sei, so schrieb Abraham Isaak selber, *„einer der reichsten und ansehnlichsten [d. h. angesehensten] Männer unserer Nation [d. h. der jüdischen] in Europa"* gewesen (FAzB A 717).
23) Schnee, Heinrich: Die Hoffinanz ..., Bd. 3 ..., S. 68.
24) Vgl. HStA Hannover Hann. 72 Hannover Nr. 3051.
25) Vgl. HStA Hannover Hann. 72 Hannover Nr. 3064.
26) Vgl. HStA Hannover Hann. 72 Hannover Nr. 3050.
27) RA Kopenhagen Borgerskabsprotokol vom 16. Oktober 1786.
28) Vgl. die Ergebnisse der Volkszählung Juli 1787. Danach wohnten Abraham und Goldchen nach wie vor im Haus an der Pilestræde Nr. 72.

29) In dem kurzen Lebenslauf, mit dem Abraham Isaak sich beim Grafen von Bentheim-Steinfurt um ein Geleit für Burgsteinfurt bewarb, heißt es unter anderem: „Circa 13 Jahre [d. h. von 1786 – 1799] war ich für mich selbst in eigener Handlung etabliert." (FAzB A 717).
30) Zum Gesamtkomplex vgl. Feldbaek, Ole: India Trade under the Danish Flag 1772 – 1808, Kopenhagen 1969; Furber, Holden: Rival Empires of Trade in the Orient 1600 – 1800. Europe and the World in the Age of Expansion, Minneapolis 1976; Reinhard, Wolfgang: Geschichte der europäischen Expansion, Bd. 1: Die alte Welt bis 1818, Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz, 1983.
31) FAzB A 717.
32) Zur Altersangabe vgl. die Ergebnisse der Kopenhagener Volkszählung aus dem Jahre 1787. Dort ist Goldchens Alter mit 26 Jahre angegeben.
33) Vgl. Margolinsky: Jødiske Dødsfald ..., S. 208.
34) Vgl. Gronemann, Sally: Genealogische Studien ..., Erste Abt., S. 112.
35) Vgl. Gronemann, Sally: Genealogische Studien ..., Erste Abt., S. 112.
36) Vgl. Gronemann, Sally: Genealogische Studien ..., Erste Abt., S. 112.
37) Vgl. HStA Hannover Hann. 72 Hannover Nr. 3064.
38) Vgl. HStA Hannover Hann. 72 Hannover Nr. 3050.
39) FAzB A 717.
40) FAzB A 717.
41) Vgl. HStA Hannover Hann. 72 Hannover Nr. 3050.
42) Vgl. Gronemann, Sally: Genealogische Studien ..., Erste Abt., S. 117.
43) Vgl. HStA Hannover Hann. 72 Hannover Nr. 3050.
44) Vgl. HStA Hannover Hann. 72 Hannover Nr. 3050;
45) Vgl. Gronemann, Sally: Genealogische Studien ..., Erste Abt., S. 117f.
46) Vgl. FAzB A 717.
47) RA Kopenhagen: Die Auseinandersetzungskommission Kopenhagens, das Versiegelungsprotokoll 1798 – 99, Protokoll 6 Nummer 99, Beilagen.
48) Vgl. Pagenstecher, Ursel/ Schröder, Dirk: Kopenhagen, Köln 2. Aufl. 1997, S. 25.
49) Vgl. FAzB A 717.
50) In seinem Lebenslauf für Graf Ludwig zu Bentheim-Steinfurt heißt es wörtlich: „Dieser harte Schlag der Feuers-Brünste hatte so viele Wurzel in mir geschlagen, dass beim ersten Taumel des Schreckens und jammervollen Anblicks eine verzweiflungsähnliche Disparation sich meiner bemächtigte." (FAzB A 717).
51) Vgl. FAzB A 717.
52) Ebd.
53) In seiner Lebensbeschreibung nennt Abraham das von ihm erworbene Gut nicht beim Namen. In den Akten, in denen seine Insolvenz dokumentiert ist, befindet sich jedoch ein Dokument, das vom Wiederverkauf eines von Abraham erworbenen Gutes berichtet, und dieses Gut ist „Christianslund".
54) In seiner Lebensbeschreibung heißt es, dass die „Landstelle ... wegen ihrer vorhin [= vorher] gehabten nachlässigen Eigentümer noch sehr unkultiviert" gewesen sei. (FAzB A 717).
55) Vgl. FAzB A 717.

56) Als Abraham Gut Christianslund verkauft, verlangt er dafür 11.000 Reichstaler. (RA Kopenhagen Die Auseinandersetzungskommission Kopenhagens, das Versiegelungsprotokoll 1798 – 99, Protokoll 6 Nummer 99, Beilagen).
57) FAzB A 717.
58) Vgl. FAzB A 717.
59) Vgl. Pagenstecher, Ursel, Schröder, Dirk: Kopenhagen, Köln 2. Aufl. 1997, S. 25.
60) Der Vertrag über den Kauf des Hauses befindet sich zwischen den Akten des Insolvenzverfahrens (vgl. RA Kopenhagen Die Auseinandersetzungskommission Kopenhagens, das Versiegelungsprotokoll 1798 – 99, Protokoll 6 Nummer 99, Beilagen).
61) Vgl. Indenfor murene ..., S. 72ff; Bamberger, Ib. Nathan: A Cultural History ..., S. 62ff.
62) Vgl. Feldbaek, Ole: India Trade under the Danish Flag ..., S. 190ff.
63) Vgl. Heckscher, Albert, Fischer Josef: Stammtavlen Melchior ..., S. 40.
64) Vgl. FAzB A 717.
65) Ebd.
66) Ebd.
67) RA Kopenhagen: Die Auseinandersetzungskommission Kopenhagens, das Versiegelungsprotokoll 1798 – 99, Protokoll 6 Nummer 99, Beilagen.
68) Vgl. Soboul, Albert: Die Große Französische Revolution. Ein Abriss ihrer Geschichte (1789 – 1799), Frankfurt a. M. 3. Aufl. 1979, S. 488f.
69) Vgl. Feldbaek, Ole: India Trade under the Danish Flag ..., S. 203ff.
70) FAzB A 717.
71) „Forinden at vi sidst i august måned 1799 rejste her fra staden med skibet Fredensborg kalded indlod vi os i en bodmerihandel med jøden Emanuel Bendix, af hvem vit il den ende bekom adskillige varer og nogle kontanter , hvorfor vit l ham under 29. august 1799 udstedte vores bodmeriforskrivning, stor capital 880 rigsdaler med præmie 33 procento, at betale ved bemeldte skibs lykkelige ankomst her til staden. Bemeldte bodmeribrev skal derefter være pantsat eller overdraget til Abraham Isaac. Rijsen med bemeldte skib gik meget uheldig for os, thi de varer, vi havde på bodmeri, og som i skibet var indladet, blev formedelst at skibet havde fået læk for størstedelen bedærvet, så at der for same i Ostindien ikke blev udbragt mere end omtrent 200 rigsdaler, som var det meste, der for kunne fås, og hvorfor vi, da skibet dér blev solgt, købte rom, men som af mangel på tilsyn, fordi at skibet, hvori det blev indlagt, af den engelske blev lagt under beslag og mandskabet sat i arrest, udlækkende, så at det, som deraf var i behold, da skibet blev frigivet, ikke var af højere værdi end 60 rdl." (RA Kopenhagen: Die Auseinandersetzungskommission Kopenhagens, das Versiegelungsprotokoll 1798 – 99, Protokoll 6 Nummer 99, Beilagen)
72) FAzB A 717.
73) Ebd.
74) Ebd.
75) Ebd.
76) RA Kopenhagen: Die Auseinandersetzungskommission Kopenhagens, das Versiegelungsprotokoll 1798 – 99, Protokoll 6 Nummer 99, Beilagen.
77) FAzB A 717.

78) RA Kopenhagen: Die Auseinandersetzungskommission Kopenhagens, das Versiegelungsprotokoll 1798 – 99, Protokoll 6 Nummer 99, Beilagen.
79) FAzB A 717.
80) Vgl. Feldbaek, Ole: India Trade under the Danish Flag ..., S. 169f.
81) RA Kopenhagen: Die Auseinandersetzungskommission Kopenhagens, das Versiegelungsprotokoll 1798 – 99, Protokoll 6 Nummer 99, Beilagen.
82) Den Begriff „Flucht" benutzt Abraham in seinem curriculum vitae selber, um seinen Abzug aus Kopenhagen zu benennen (FAzB A 717).
83) Abrahams Vater starb am 27. Februar 1800. (Vgl. Gronemann, Sally: Genealogische Studien ..., Zweite Abteilung, S. 45).
84) Über die Geburt der ältesten Tochter Abrahams ist nur bekannt, dass sie einige Zeit vor seiner Abreise aus Kopenhagen erfolgte (Vgl. FAzB A 717).
85) Vgl. FAzB A 717.
86) Ebd.
87) Ebd.
88) Ebd.
89) Ebd.
90) Andere Glaubensgenossen mussten im übrigen für ein vergleichbares Privileg nicht 250, sondern 500 Reichstaler bezahlen: Vgl. Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. 60f.
91) FAzB A 1607.
92) FAzB G 4992.
93) Zum Hewenshof vgl. Döhmann, Karl: Die Burgmannen von Steinfurt, 2 Teile, Burgsteinfurt 1900 und 1901.
94) Vgl. ebd. und FAzB 4992.
95) Vgl. Gruner, Karl Julius: Steinfurt und das Bagno im Jahre 1799, in: Döhmann, Karl: Das Bagno. Geschichte des Fürstlich Bentheimischen Parks Bagno bei Burgsteinfurt, 2 Teile, Burgsteinfurt 1907, hier Teil 2, S. 71.
96) Vgl. Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. 57ff.
97) Berghaus, Heinrich: Steinfurt und das Bagno im Jahre 1805, in: Döhmann, Karl: Das Bagno ..., Teil 2, S. 91.
98) Vgl. Gruner, Karl Julius: Steinfurt und das Bagno ..., a. a. O., S. 71f.
99) StA Steinfurt A IV b 9: Stadtratsprotokolle (Eintragung vom 10. Dezember 1803).
100) Vgl. Döhmann, Karl: Die Burgmannen ...pass.
101) StA Steinfurt A IV b 9: Ratsprotokolle (Eintragung vom 10. Dezember 1803).
102) StA Steinfurt A IV b 9: Ratsprotokolle (Eintragung vom 31. Dezember 1803).
103) StA Steinfurt A IV b 9: Ratsprotokolle (Eintragung vom Januar 1804).
104) Vgl. dazu die Kontributionslisten für die folgenden Jahre.
105) StA Steinfurt B 117a.
106) Die Angaben über das Geburtsdatum Isaaks schwanken. In mehreren Quellen wird der 24. März 1804, in anderen der 24. März 1805 angegeben. Im „Deklarationsprotokol" der jüdischen Gemeinde Kopenhagens findet sich dagegen auf Seite 254 als Geburtsdatum der 12. April 1805 eingetragen. Die „Deklaration" erfolgte nachträglich, und zwar am 1. August 1823.
107) Vgl. RA Kopenhagen Deklarationsprotokol der jüdischen Gemeinde Kopenhagen, S. 249 (Deklaration vom 15. November 1833)

108) Vgl. Gronemann, Sally: Genealogische Studien ..., Zweite Abt., S. 45f.
109) Rübel, Robert: Professor Isaak van Deen, in: Verdiente Burgsteinfurter, Burgsteinfurt o. J.
110) Zur Bedeutung der französischen Herrschaft für die Burgsteinfurter Juden vgl. Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. 87ff.
111) Vgl. u. a. Fridell, Egon: Kulturgeschichte der Neuzeit, Band 2, München 1976, S. 923f.
112) In seiner inzwischen verschollenen Autobiographie berichtet Isaak nach Auskunft eines seiner Biographen, dass sein Vater Abraham sich zu seiner beruflichen Neuorientierung entschlossen habe, weil er aus finanziellen Gründen dazu gezwungen worden sei („hiertoe door financieele overwegingen genoodsaakt"). Vgl. Sluiter, E.: Isaac Van Deen 1804 – 1869, in: Nederlands Tijdschrift voor Geneeskunde 91 (1947) S. 946 – 951, hier S. 947. Allerdings sind die Auszüge aus der Autobiographie Isaak van Deens, die E. Sluiter referiert, nicht immer ganz zuverlässig.
113) Vgl. Gronemann, Sally: Genealogische Studien ..., Erste Abt., S. 60 und 2. Abt., S. 44f.
114) Vgl. Döhmann, Karl: Die Burgmannen ...,pass.
115) GA Leeuwarden Zivilregister für das Jahr 1811. Hier ist er als Einwohner des Stadtviertels „C" registriert. Als Beruf ist Kaufmann angegeben.
116) Vgl. Schut, Engbert: De organisatie der Joden in Noord-Nederland gedurende de Franse Tijd, inclusief Oost-Friesland, kandidaatsscriptie Groningen 1982; Bekkum, Wout J. Van, Schut, Engbert: De Joodse Gemeente van Groningen, in: Halsema, Thzn. G. van e. a.(red.) Geloven in Groningen. Capita selecta uit de geloofsgeschiedenis van een stad, Kampen 1990, S. 157 – 184, hier: S. 170ff; Schut, Engbert: Geschiedenis van de joden in de stad Groningen vanaf de eerste vestiging tot het midden der negentiende eeuw, in: Groningsche Volksalmanak voor het jaar 1985/86, Groningen 1986, S. 58 -93, hier S. 61ff; Mendels, I.: De Joodse Gemeente te Groningen, Groningen 2 herziene en vermeerderde druk (2. durchgesehene und vermehrte Aufl.) 1910, S. 83; Beem, Hartog: De Joden van Leeuwarden. Geschiedenis van een Joods cultuurcentrum, Assen 1974, S. 109ff.
117) Vgl. Gronemann, Sally: Genealogische Studien ..., Erste Abt., S. 116 Anm. 2.
118) Vgl. Schut, Engbert: De organisatie der Joden in Noord-Nederland ...,pass.; Bekkum, Wout J. Van, Schut, Engbert: De Joodse Gemeente ..., a. a.. O., S. 170ff; Schut, Engbert: Geschiedenis van de joden ..., a. a. O., S. 61ff.
119) Vgl. u. a. Beem, Hartog: De Joden van Leeuwarden ..., S. 109ff.
120) RA Den Haag Archief van de Commissie en Hoofdcommissie tot de zaken der Israelieten1914 inv. Nr. 94.
121) Vgl. Art. Groningen, in: Michman, Joëëseph, Beem, Hartog, Michman, Dan: Pinkas. Geschiedenis van de joodse gemeenschap in Nederland, Amsterdam 1993, S. 395 – 401, hier S. 396f.
122) Vgl. Schut, Engbert: Geschiedenis van de joden ..., a. a. O., S. 58 – 93 und Schut, Engbert: De joodse gemeenschap in de stad Groningen, 1689 – 1796, Assen 1995.
123) RA Den Haag Archief van de Commissie en Hoofdcommissie tot de zaken der Israelieten 1819 inv Nr. 15 (Schreiben vom 02. März 1819).
124) Vgl. dazu: Beem, Hartog: De Joden van Leeuwarden ..., S. 130.

125) RA Den Haag Archief van de Commissie en Hoofdcommissie tot de zaken der Israelieten 1819 inv Nr. 15 (Schreiben vom 02. März 1819).
126) Ebd.
127) Algemeen Verslag en Reglement van het Instituut תפארה כתודים (Tipheret Bachurim) ter onderwijzing van de Israëlitische jeugd te Groningen en deszelfs plegtige inwijding op den 1. Augustus 1815, Groningen 1815, S. 8.
128) Vgl. Elbogen Ismar, Sterling, Eleonore: Die Geschichte der Juden in Deutschland, Frankfurt a. M. 1988, S. 153f; Bruer, Albert A.: Geschichte der Juden in Preußen (1750 – 1820), Frankfurt a. M./New York 1991, S. 128ff.
129) Algemeen Verslag en Reglement ..., S. 9.
130) Ebd. S. 20.
131) Ebs. S. 26.
132) Vgl. dazu Poel, Stefan Van der: Joods stadjers. De joodes gemeenschap in de stad Groningen, 1796 – 1945, Assen 2004.
133) RA Den Haag Archief van de Commissie en Hoofdcommissie tot de zaken der Israelieten 1818 inv Nr. 11 (Schreiben vom 31. März 1818).
134) Vgl. Mendels, I. : De Joodse Gemeente te Groningen ..., S. 83.
135) Ebd.
136) „Ja! hij word in onze Gemeente, ja zelfs in het geheele Ressort algemeen bemind en hooggeacht; - heeft reeds ... veel goeds gestigt, en inzonderheid zeer veel bijgedragen, om eendragt en vriendschap tusschen de leedematen te bewaren, en alle ontstane geschillen ... door zijn tusschenkomst uit de weg te ruimen." (RA Den Haag Archief van de Commissie en Hoofdcommissie tot de zaken der Israelieten 1819 inv Nr. 15 (Schreiben vom 02. März 1819).
137) „De Israëlitsche Gemeente alhier onderging, heden middag, een zwaar en treftend verlies; door het onverwachte versterf van den Wel Eerwaarden Zeer Geleerden Heer ABRAHAM ISAK DEEN, Opperrabbijn van de Synagogale Ressorten Groningen en Leeuwarden; een man algemeen geacht en bemind, zoo wel bij alle de Israëlitische Gemeentens, onder deszelfs Rabbinaat behoorende, als bij allen, die den overledenen gekend hebben, niet alleen als eenen hoog geleerden en door kundigen, maar ook tevens als edelmoedig, zachtaardig en vortrefflijk mensch. Hij zal dus steeds bij allen, en inzonderheid bij de armen en behoeftigen, wiens steun, weldoender en raadgever hij was, in gezegend aandenken blijven". (RA Den Haag Archief van de Commissie en Hoofdcommissie tot de zaken der Israelieten 1821 inv Nr. 23.)
138) RA Den Haag Archief van de Commissie en Hoofdcommissie tot de zaken der Israelieten 1821 inv Nr. 23.
139) Zu Kisch vgl. Groen, Marco: "Kisch, Jozef Izak (1802 – 1880), stadsheelmeester", in: Overijsselse biografieën 2, Meppel/Amsterdam 1992, S. 88 – 92; Hagedoorn, Jaap, Groen, Marco: Gids langs de geschiedenis van joods Zwolle, Zwolle 1999, S. 49f.
140) GA Zwolle Overlijdensakten 1837 Nr. 292 (den Hinweis auf diese Stelle verdanke ich Herrn Frits D. Zeiler aus Kampen).
141) Vgl. Gronemann, Sally: Genealogische Studien ..., Erste Abt., S. 117.
142) Vgl. Art. Abrahamson, Meyer, in: Procuratorer i Danmark, hrsg. v.Hjorth-Nielsen, S. 12; Marcus, Elias: In memoriam Professor Isaac van Deen. Zu seinem 125. Ge-

burtstage am 24. März 1929, in: Steinfurter Kreisblatt v. 23. März 1929; Heckscher, Albert, Fischer Josef: Stammtavlen Melchior ... S. 40.

143) Vgl. Marcus, Elias: In memoriam Professor Isaac van Deen, ..., a. a. O.

144) Vgl. Sluiter, E.: Isaac van Deen (1804 – 1869), Nederlands Tijdschrift voor Geneeskunde 91 (1947) S. 946 – 951, hier S. 947.

145) Gemeint ist natürlich nicht die „leibliche Großmutter", sondern die zweite Frau seines Vaters.

146) Vgl. Sluiter, E.: Isaac van Deen ...., a. a. O., S. 947.

147) Vgl. Moses & Søn G. Melchior, 7. Januar 1761 – 1961. Et dansk handelshus gennem 6 generationer, København 1961; Art. Melchior, in Enzyklopädia Judaica.

148) RA Kopenhagen

149) Vgl. Heckscher, Albert, Fischer Josef: Stammtavlen Melchior ... S. 39ff.

150) Vgl. Sluiter, E.: Isaac van Deen ...., a. a. O., S. 947f.

151) Vgl. Jonckbloet, W. J. A.: Gedenkboek der Hoogeschool te Groningen, Groningen 1964, S. 160.

152) Die vorhergehenden Ausführungen folgen weitgehend: Sluiter, E.: Isaac van Deen ..., a. a. O., S. 947f.

153) Vgl. Lettinga, P. J.: Cholera in Zwolle, in: Zwols Historisch Jaarboek 1 (1984) S. 42 – 69, hier S. 55f.

154) Hierzu wie zum Vorhergehenden vgl. wiederum Sluiter, E.: Isaac van Deen ..., a. a. O., S. 948.

155) Vgl. u. a. Herwerden, C. H.: Van: Deen, Izak, in: Nieuw Nederlands Biographisch Woordenboek, Bd. 3, Leiden 1914, Sp. 279f.

156) Vgl. Sluiter, E.: Isaac van Deen ..., a. a. O., S. 948.

157) Ebd.

158) Die Ehe wurde in Kopenhagen geschlossen. Vgl. Heckscher, Albert, Fischer Josef: Stammtavlen Melchior ... S. 52. Auch Isaaks Brüder Meyer und Bernhard waren mit Töchtern Gerson Melchiors verheiratet.

159) Vgl. Moleschott, Jacob: Für meine Freunde. Lebens-Erinnerungen, Gießen 1894, S. 141.

160) Ebd.

161) Vgl. Zeiler, Frits C.: Deen, Isaac van (1805 – 1869), in: Overijsselse biografieën I. Levens-beschrijvingen van bekende en onbekende Overijsseleers, Meppel/ Amsterdam 1990, S. 45 – 48, hier S. 45.

162) Moleschott, Jacob: Für meine Freunde ..., S. 140.

163) Moleschott, Jacob: Für meine Freunde ..., S. 142.

164) Vgl. Delprat, C. C. u. a.: Gedenkboek der Nederlandsche Maatschappij tot Bevordering der Geneeskunst, o. O. 1924, S. 10.

165) Vgl. Koehler, P. J., Endtz, L. J.: Between Magendie and Brown Seqard: Isaac van Deens spinal hemisections, Manuskript eines Vortrages, gehalten auf dem 2. Europäischen Kongress zur Geschichte der Neurologie im April 1989, S. 4.

166) Ebd.

167) Vgl. ebd.

168) Moleschott, Jacob: Für meine Freunde ..., S. 140.

169) Vgl. Sluiter, E.: Isaac van Deen ...., a. a. O., S. 949. Zu der Freundschaft zwischen den drei Physiologen vgl. ausführlich: Van Herwerden, M. A.: Een vriendschap tusschen drie physiologen, in: De Gids 78 (1914) S. 448 – 498.

170) Die Zeitschrift erschien nur drei Jahre. Schuld an ihrem raschen Ende war hauptsächlich der Karriereverlauf Moleschotts. Vgl. Sluiter, E.: Isaac van Deen ..., a. a. O., S. 949; Herwerden, C. H.: Van: Deen, Izak van, in: Nieuw Nederlands Biographisch Woordenboek, Bd. 3, Leiden 1914, Sp. 279f. u. a.

171) Vgl. Delprat, C. C. u. a.: Gedenkboek der Nederlandsche Maatschappij ..., S. 33f.

172) Vgl. Sluiter, E.: Isaac van Deen ...., a. a. O., S. 950.

173) Vgl. Zeiler, Frits C.: Deen, Isaac van ..., a. a. O., S. 46.

174) „Grimmig heb ik u al zestig maal Professor in de anatomie en phyiologie gemaakt, ten einde u meer tijd te geven om aan die zaken te besteden, waarvoor gij toch κατ 'έχογην geschikt zijt ... Ik weet intusschen, dat het niet uwe schuld is, maar slechts die van het ellendige land, waarin wij wonen, dat er niet voor zorgt, dat menschen als gij tijd genoeg hebt te produceeren." (Van Herwerden, M. A.: Een vriendschap ..., a. a. O., S. 452).

175) Drei Jahre vorher war ihm auch schon die goldene Staatsmedaille verliehen worden. Vgl.Marcus, Elias: In memoriam Professor Isaac van Deen ..., a. a. O.

176) Van Herwerden, M. A.: Een vriendschap ..., a. a. O., S. S. 454ff.

177) "VAN DEEN! ik geloof, dat ik geen woorden behoef te gebruiken om U te zeggen, wat ik bij deze snoode en schandelijke handelwijze der Leydsche catheder-ezels, der domme curatoren en der even domme regeering gevoel; laat me er van zwijgen." (Vgl. Sluiter, E.: Isaac van Deen ...., a. a. O., S. 948).

178) Vgl. u. a. Elon, Amos: Zu einer anderen Zeit. Porträt der deutsch-jüdischen Epoche 1743 – 1943, München 2002, S. 85ff.

179) Moleschott, Jacob: Für meine Freunde ..., S. 146.

180) Vgl. Lettinga, P. J.: Cholera in Zwolle, in: Zwols Historisch Jaarboek 1 (1984) S. 42 – 69, hier besonders S. 57.

181) "Het was een verschrikkelijke tijd. Nacht en dag op de been, darbij de onbeschrijfelijke ergernis over de allerellendigste wijze, hoe voor de armen gezorgd wordt, de slechte, egoïstische dompersgeest mijner collega's." (Van Herwerden, M. A.: Een vriendschap ..., a. a. O., S. 458).

182) "Hoe langer hoe meer wordt het leven onder de koude, stijve, voor niets dan geld gevoel hebbende menschen ondragelijk. Gij weet, ik heb hier mijn brood, maar wat helpt het als men niet naar lust en genoegen kan werken, en geen mannen van wetenschap om zich heen ziet." (Van Herwerden, M. A.: Een vriendschap ..., a. a. O., S. 458).

183) Vgl. De Briefwisseling van J. R. Thorbecke, Deel II (1833 – 1836), uitgegeven d. G. J. Hooykaas met medewerking van een werkgroep onder leiding van J. C. Boogman, 's-Gravenhage 1979, S. 208ff.

184) Vgl. De Briefwisseling van J. R. Thorbecke ..., S. 522.

185) Vgl. Van der Horst, Gert: Zwolle 1848. Een onderzoek naar de achtergronden van de gebeurtenissen te Zwolle in het revolutiejaar 1848, in: Zwols Historisch Jaarboek 5 (1988) S. 83 – 106, hier v. a. S. 88f.

186) Ebd.

187) Vgl. Colenbrander, H. T.: Brieven van Thorbecke an van Deen, in: De Gids XCVII - 2 (1933) S. 370 – 375.

188) Zeiler, Frits C.: Deen, Isaac van ..., a. a. O., S. 48.

189) "Hoezeer ik nu ook voor mij zelven deze betrekking zou wenschen, eensdeels om over meer middelen tot onderzoek te kunnen beschikken, en andersdeels omdat mij op het oogenblik de politieke omstandigheden in Baden bijna ondragelijk zijn, kunt gij toch ligt nagaan, dat zich niemand geredelijker dan ik zal troosten, indien ik voor u moest wijken" (Van Herwerden, M. A.: Een vriendschap ..., a. a. O., S. 467f.).

190) Vgl. Van Herwerden, M. A.: Een vriendschap ..., a. a. O., S. 467f.

191) "Het onderwijs bevalt mij bij uitstek en ik geloof eenig nut te stichten. Gij weet, ik ben levendig, ofschoon lang niet zoo levendig als gij en levendigheid is vooral bij het onderwijs van groot gewigt; men geeft dan an de zaken eene warmte, die onmogelijk zonder invloed voor de studenten blijft." (Van Herwerden, M. A.: Een vriendschap ..., a. a. O., S. 469).

192) "Ik verdien met alles twee duizend gulden, dat is niet veel, maar liever zoo weinig dan tweemaal zooveel als medicinae doctor." (Van Herwerden, M. A.: Een vriendschap ..., a. a. O., S. 469).

193) Van Herwerden, M. A.: Een vriendschap ..., a. a. O., S. 469.

194) "Natuurlijkerwijze had hij sommige zaken onder' t pols voelen en 't tongen bekijken wel zoo wat uit het oog verloren, doch door zijn onvermoeiden ijver en warmte voor zijne zaak, vult hij zeer veel aan." (Van Herwerden, M. A.: Een vriendschap ..., a. a. O., S. 469).

195) "Wil men zich met de verschijnselen der natuur bekend maken, dan moet men ze waarnemen. Uit boeken alleen leert men de natuur niet kennen." (Van Deen, Isaak: Over den omvang der physiologische wetenschap en over de waarneming als het eenige middel om haar te beoefenen. Inwijdings-Rede bij het aanvaarden van het hoogleeraars-ambt aan de Groninger Hoogeschool, uitgesproken den 12. November 1851, S. 160).

196) "Die zich van dezen sleutel niet wil of kan bedienen, is niet in staat in het binnenste van den tempel der natuur door te dringen, dáár hare verborgene schatten met eigene oogen te aanschouwen en te waarderen. Slechts de uitwendige schoonheit van het gebouw is 't hem vergund te zien, – van het inwendige en de verhouding daarvan tot het uitwendige is hem niets anders bekand dan wat anderen hem mededeelen. Hij bevindt zich niet op het regte wetenschappelijke standpunt, hij gelooft waar hij door eigene aanschouwing zich moest overtuigen." (Van Deen, Isaak: Over den omvang der physiologische wetenschap ..., a. a. O., S. 170).

197) Vgl. Van Herwerden, M. A.: Een vriendschap ..., a. a. O., S. 488.

198) Vgl. Hes, Hindle S.: Jewish physicians in the Netherlands 1600 – 1940, Assen 1980, S. 37f., hier S. 38.

199) Herwerden, C. H. van: Deen, Izak ..., a. a. O., Sp. 281.

200) Vgl. Sluiter, E.: Isaac van Deen ...., a. a. O., S. 948ff.

201) "Wat mijnen werkkring betreft, zoo wil ik an u als mijn besten vriend wel zeggen, dat ik duidelijk ondervind, dat de resultaten daarvan nogal bemoedigend zijn. De physiologische richting is aan de orde van den dag en de jonge geneesherren zijn

geheel anders geneeskundig ontwikkelde menschen dan vóór mijne komst alhier. Ik schrijf zoo iets ongaarne, omdat het den schijn van bluf heeft, maar an u kan ik alles zeggen." (Van Herwerden, M. A.: Een vriendschap ..., a. a. O., S. 488).

202) Vgl. u. a. Herwerden, C. H.: van: Deen, Izak ..., a. a. O., Sp. 281.

203) "Dit was nogal aardig, ofschoon het minder interessant is met etende menschen – vooral als het geleerden zijn – voor het erst kennis te maken. Men denkt zich zulke menschen altijd op een spiritueel standpunt en niet in eene zoo prozaische materieele werkzaamheid." (Van Herwerden, M. A.: Een vriendschap ..., a. a. O., S. 470).

204) Vgl. Van Herwerden, M. A.: Een vriendschap ..., a. a. O., S. 477.

205) „Ja beste vriend, het heeft mij vreugdetranen gekost, zoo blijde ben ik, zoo entzückt, gij staat thans in volle glorie ...De poorten tot den tempel om een regt groot man te worden zijn u geopend en in plaats van deze te barricadeeren, zoo als onze vijanden willen, openen zij deze al meer en meer. Uwe benoeming is een triomph en nog meer derglijke, ja nog veel grootere triomphen bereiden u degenen, die u wenschen te vernietigen. Uwe energie en moed kan daardoor slechts worden angewakkerd." (Van Herwerden, M. A.: Een vriendschap ..., a. a. O., S. 483f).

206) Vgl. Heckscher, Albert, Fischer Josef: Stammtavlen Melchior ... S. 52.

207) Van Herwerden, M. A.: Een vriendschap ..., a. a. O., S. 486.

208) "Gij zult mij veel verouderd vinden, oud, zeer oud van lichaam, maar waarlijk nog niet van geest bin ik geworden." (Van Herwerden, M. A.: Een vriendschap ..., a. a. O., S. 486).

209) Vgl. Heckscher, Albert, Fischer Josef: Stammtavlen Melchior ... S. 52.

210) "Hoe is het moglijk? Eenvoudig door cras, cras, semper cras! Ik wilde in goede stemming zijn als ik u schreef en dat ben ik zoo hoogst zeldzaam sedert den dood van mijne nimmer te vergeten Charlotte; maar geloof daarom niet, dat ik niet diep besef het leed van anderen, vooral van u, aan wien ik van alle vrienden, die ik heb, het meest verknocht ben. De treffende beschrijving van uw verloren Elsje heeft mij diep geroerd; het was alsof ik hed kind kende, met zulk een' gloed en diep gevoel werd haar leven en uw verlies beschreven." (Van Herwerden, M. A.: Een vriendschap ..., a. a. O., S. 492f).

211) Colenbrander, H. T.: Brieven van Thorbecke ..., a. a. O., S. 370 – 375.

212) Vgl. "... niettegenstaande hij geboren Israelit [is] en ook in de registers bij den burgelijken stand als Nederl. Isr. bekend was, begraven werd [hij] op de algemeene begraafsplats alhier. Zowel het kerkbestuur der Isr. vereeniging en onze opperrabbijn ad-interim hebben alle pogingen aangewend om de familie des overledenen te bewegen, het lijk op de Isr. begraafplaats ter aarde te bestellen. Alle pogingen waren echter vruchteloos, daar de familie beweerde, dat, op uitdrukkelijk verlangen van den overledene, hij op de algemeene begraafsplats moest begraven worden." (NIW, Bd. 5 (1869) Nr. 16, S. 63. Den Hinweis auf diese Stelle verdanke ich Herrn Stefan van der Poel.

213) „De vriendschap met uwen voortreffelijken vader, de wetenschappelijke opwekking en onderwijzing, die ik van hem heb mogen genieten, zijne innige belangstelling in al mijn wedervaren, die het niet aan degelijke raadgeving in moeielijke omstandigheden liet ontbreken, zoo menig uur van opgetogen

ontboeseming, dat wij met hem beleefd hebben – dat alles behoort tot de zonnigste en dankbaarste herinneringen van mijn leven." (Van Herwerden, M. A.: Een vriendschap ..., a. a. O., S. 493).

Das Unglück der Familie Freudenberg

1) Vgl. Kohl, Wilhelm: 150 Jahre Landkreis Steinfurt. 1816 – 1966, S. 172ff.; StA Steinfurt Zentrale Sammlung 011 – 05/01.
2) Vgl. Feld, Willi: „...daß die hiesigen Juden für Steinfurt wichtig sind". Die Juden in der Geschichte der ehemaligen Stadt Burgsteinfurt. Geschichte und Leben der Juden in Westfalen Bd. 1, Münster 1996, S. 99ff.
3) Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. S. 99f.
4) Vgl. Freund, Susanne: Jüdische Bildungsgeschichte zwischen Emanzipation und Ausgrenzung. Das Beispiel der Marks-Haindorf-Stiftung in Münster (1825 – 1942), Paderborn 1997, S. 85ff.
5) StA Steinfurt C 788.
6) StA Steinfurt C 794.
7) StA Steinfurt C 801.
8) StA Steinfurt C 788.
9) StA Steinfurt C1637.
10) Vgl. Stammbaum der Familie Itzig, hrsg. v. J. Feibes, Münster 1887.
11) StA Steinfurt C 794.
12) Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. 106.
13) Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. 105f.
14) StA Steinfurt C 794.
15) Vgl. Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. 118ff.
16) StA Steinfurt C 801.
17) StA Steinfurt C 792.
18) StA Steinfurt C 794.
19) StA Steinfurt C 794.
20) StA Steinfurt C 801.
21) StA Steinfurt C 792.
22) StA Steinfurt C 792.
23) StA Steinfurt C 792.
24) StA Steinfurt C 794.
25) Viel später erzählte sie davon.
26) Vgl. Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. 118ff.;vgl. auch Aufsatz Nr. 1 in diesem Buch.
27) StA Steinfurt C 794.
28) StA Steinfurt C 794.
29) StA Steinfurt C 1712.
30) StA Steinfurt C 794.
31) StA Steinfurt C 794.
32) StA Steinfurt C 794.
33) StA Steinfurt C 794.

34) Vgl. Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. 112ff.: Döhmann, Karl Georg: Geschichte des Armenwesens in der Stadt Burgsteinfurt, Manuskript Burgsteinfurt o. J.; Sachße, Christoph/Tennstedt, Florian: Geschichte der Armenfürsorge in Deutschland. Vom Spätmittelalter bis zum 1. Weltkrieg, Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1980, S. 195f.
35) Vgl. Sachße, Christoph/Tennstedt, Florian: Geschichte der Armenfürsorge ..., S. 196.
36) Vgl. Soll, Karl: Dr. med. Julius Heilbronn. Lebensbild eines Mindener Arztes, in: Mitteilungen des Mindener Geschichtsvereins 64 (1992) S. 115 – 130.
37) StA Steinfurt C 794.
38) Evangelisches Kirchenarchiv (Burgsteinfurt) M 3.
39) StA Steinfurt C 794.
40) StA Steinfurt C 794.
41) StA Steinfurt C 794.
42) StA Steinfurt C 794.
43) StA Steinfurt C 794.
44) StA Steinfurt C 794.
45) StA Steinfurt C 794.
46) StA Steinfurt C 794.
47) StA Steinfurt C 794.
48) StA Steinfurt C 1651.
49) StA Steinfurt C 794.
50) StA Steinfurt C 794.
51) StA Steinfurt C 794.
52) StA Steinfurt C 794.
53) StA Steinfurt C 794.
54) Zur Familienkrankheit Alkoholismus vgl. u. a. Lambrou, Ursula: Familienkrankheit Alkoholismus. Im Sog der Abhängigkeit, Reinbek b. Hamburg 1990.
55) StA Steinfurt C 794.
56) StA Steinfurt C 794.
57) StA Steinfurt C 794.
58) StA Steinfurt C 794.
59) StA Steinfurt C 794.
60) StA Steinfurt C 794. Zum Schicksal der beiden Brüder vgl. auch: Althoff, Gertrud: Geschichte der Juden in Olfen. Jüdisches Leben im katholischen Milieu einer Kleinstadt im Münsterland, Münster/Hamburg/London 2000, S. 62ff; StA Bochum B 989; Wilbertz, Gisela: Synagogen und jüdische Volksschulen in Bochum und Wattenscheid, Bochum 1988.
61) StA Steinfurt Amtsbuch 56.
62) StA Steinfurt Amtsbuch 56; StA Steinfurt C 793.
63) StA Steinfurt C 793.

Namensflucht oder das Dilemma der Assimilation

1) STAM Regierung Münster 1183.
2) FAzB G 5524; FAzB A 1606.

3) FAzB A 713.
4) Vgl. Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden für Steinfurt wichtig sind". Die Juden in der Geschichte der ehemaligen Stadt Burgsteinfurt. Geschichte und Leben der Juden in Westfalen Bd. 1, Münster 1996, S. S. 42; FAzB A 482; FAzB. A 484; STAM Reichskammergericht Anh. B. 23,2.
5) Vgl. die Kontributionslisten dieser Zeit.
6) Vgl. Stammbaum der Familien Itzig und Feibes, hg. v. J. Feibes, Münster 1887, S. 1.
7) FAzB A 1607.
8) STAM Reichskammergericht Anh. B. 23,2; Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. 66.
9) FAzB A 1607; FAzB A 94.
10) Vgl. Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. 68.
11) Vgl. FAzB A 1417.
12) FAzB A 1607.
13) FAzB A 711.
14) Ebd. sowie FAzB 1607.
15) StA Steinfurt C 1720.
16) StA Steinfurt C 1720.
17) StA Steinfurt C 799.
18) StA Steinfurt C 1454.
19) Erster Bericht der Marks-Haindorf-Stiftung (1827), S. 8.
20) Vgl. Freund, Susanne: Jüdische Bildungsgeschichte zwischen Emanzipation und Ausgrenzung. Das Beispiel der Marks-Haindorf-Stiftung in Münster (1825 – 1942), Paderborn 1997, S. 127.
21) Freund, Susanne: Jüdische Bildungsgeschichte ..., S. 47f.
22) Freund, Susanne: Jüdische Bildungsgeschichte ..., S. 127ff.
23) StA Steinfurt C 1637.
24) StA Steinfurt C 1637.
25) StA Steinfurt C 1637.
26) Vgl. StA Steinfurt C 1651 und C 1456.
27) Vgl. Knabe, Lotte: Die Messen zu Frankfurt an der Oder und ihre Bedeutung für den Ost-West-Handel, in Heimatkunde und Landesgeschichte. Zum 65. Geburtstag von Rudolf Lehmann, hg. v. Friedrich Beck, Weimar 1958, S. 204 – 239; Philippi, Eduard: Die Messen der Stadt Frankfurt an der Oder, Frankfurt a. O. 1877.
28) Vgl. StA Steinfurt C 1651.
29) Vgl. zu einem derartigen Werdegang im Allgemeinen: Gall, Lothar: Bürgertum in Deutschland, Berlin 1989, S. 108ff.
30) Vgl. Gall, Lothar: Bürgertum ..., S. 108ff.
31) StA Steinfurt C 1454.
32) StA Steinfurt C 483.
33) Vgl. HSt Osnabrück; Stammbaum der Familien Itzig und Feibes, hg. v. J. Feibes, Münster 1887, S. 28; AZJ vom 04.11.1898 (hier findet sich der Hinweis auf Lorzing).

34) Vgl. Mommsen, Wolfgang J.: 1848 – Die ungewollte Revolution, Frankfurt a. M. 2000, S. 68ff.
35) Herberholz, Emil: Rückblick und Ausblick auf die für die Stadt Burgsteinfurt wichtigen Verkehrswege. Vortrag, gehalten von Herrn Bürgermeister Herberholz in der Generalversammlung des Verkehrsvereins am 8. November 1911, Burgsteinfurt 1911.
36) StA Steinfurt C 1454.
37) Vgl. u. a. Bering, Dietz: Der Name als Stigma. Antisemitismus im deutschen Alltag 1812 – 1933, Stuttgart 1987, S. 84ff.
38) StA Steinfurt C 1454.
39) StA Steinfurt C 499;. Stammbaum der Familien Itzig und Feibes ..., S. 7; vgl. auch: Schneider, Hans-Günther, Nockemann, Georg, Brilling, Bernhard: Die Geschichte der Juden in Haltern, Haltern 1982.
40) Knabe, Lotte: Die Messen zu Frankfurt an der Oder ..., S. 233f.
41) StA Steinfurt C 1651.
42) Vgl. Schivelbusch, Wolfgang: Geschichte der Eisenbahnreise. Zur Industrialisierung von Raum und Zeit im 19. Jahrhundert, München/Wien 1977, S. 9ff.
43) Ebd.
44) Ebd.
45) StA Steinfurt C 1651.
46) StA Steinfurt C 89.
47) Vgl. Mommsen, Wolfgang J.: 1848 – Die ungewollte Revolution ..., S. 88ff.
48) StA Steinfurt C 788.
49) STAM Regierung Münster 567.
50) STAM Regierung Münster Abt. IV Fach 12 Nr. 311.
51) Ebd. Dazu vgl. Gall, Lothar: Bürgertum ..., S. 197ff.; Hardtwig, Wolfgang: Vormärz. Der monarchische Staat und das Bürgertum, München 1985, S. 119ff.
52) STAM Regierung Münster 11166.
53) StA Steinfurt C 84.
54) Wochenblatt der Kreise Steinfurt und Tecklenburg Nr. 29 vom 18. Juli 1845.
55) AZJ vom 10. August 1846.
56) Vgl. Elbogen, Ismar, Sterling, Eleonore: Die Geschichte der Juden in Deutschland, Frankfurt a. M. 1988, S. 256; Kampmann, Wanda: Deutsche und Juden. Die Geschichte der Juden in Deutschland vom Mittelalter bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges, Frankfurt a. M. 1986, S. 203ff.
57) Vgl. Mommsen, Wolfgang J.: 1848 – Die ungewollte Revolution ..., S. 88ff.
58) StA Steinfurt 781.
59) Vgl. Mommsen, Wolfgang J.: 1848 – Die ungewollte Revolution ..., S. 104ff.
60) Vgl. Grab, Walter: Aspekte der Judenemanzipation in Tagesliteratur und Publizistik 1848 – 1869, in: Ders.: Der deutsche Weg der Judenemanzipation 1789 – 1938, München 1991, S. 108 – 133, hier S. 111.
61) Vgl. StA Steinfurt C 1607; dazu; Rübel, Rudolf: Geschichte von Burgsteinfurt (Manuskript), Burgsteinfurt o. J.
62) Ebd.
63) Vgl. Mommsen, Wolfgang J.: 1848 – Die ungewollte Revolution ..., S. 238ff.
64) StA Steinfurt Amtsbuch 1 (Eintragung vom 18. November 1848).

65) Vgl. Mommsen, Wolfgang J.: 1848 – Die ungewollte Revolution ..., S. 261ff.
66) StA Steinfurt C 494.
67) Vgl. StA Steinfurt C 1637.
68) Vgl. Barkai, Avraham: Aus dem Dorf nach Amerika. Jüdische Auswanderung 1820 – 1914, in: Jüdisches Leben auf dem Lande. Studien zur deutsch-jüdischen Geschichte, hg. v. Monika Richarz und Reinhard Rürup, Tübingen 1997, S. 109 – 120.
69) Ebd. Eine Zusammenstellung aller jüdischen Auswanderungen aus Burgsteinfurt verdanke ich Herrn Wilhelm Alff.
70) Vgl. Grab, Walter: Aspekte der Judenemanzipation in Tagesliteratur ..., a. a. O, S. 122f.
71) Stammbaum der Familien Itzig und Feibes ..., S. 2.
72) Vgl. StA Steinfurt C 68.
73) StA Steinfurt C 68.
74) Archiv der Neuen Synagoge Berlin 75 A Bu 5/11.
75) Beckmann, Volker: Dokumentation zur Geschichte der Juden in Lübbecke (1830 – 1945), hg. v. d. Stadt Lübbecke, Lübbecke 1993, S. 31f.
76) STAM Regierung Münster 11166.
77) Ebd.
78) Ebd.
79) Ebd.
80) StA Steinfurt C 781.
81) Rübel, Rudolf: Das Burgsteinfurter Gymnasium Arnoldinum im Wandel der Zeiten, Burgsteinfurt 1953, S. 134; 139ff.
82) Rübel, Rudolf: Das Burgsteinfurter Gymnasium Arnoldinum ..., S. 171.
83) Programm des Evangelisch-Fürstlich Bentheim'schen Gymnasii Arnoldini zu Burgsteinfurt 1854 und 1855.
84) Vgl. Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. 149.
85) Vgl. Henning, Friedrich-Wilhelm: Die Industrialisierung in Deutschland 1800 – 1914, Paderborn/München/Wien/Zürich, 7. Aufl. 1989, S. 111ff.; Siemann, Wolfram: Gesellschaft im Aufbruch. Deutschland 1849 – 1871, Frankfurt a. M. 1990, S. 89ff.
86) Vgl. StA Steinfurt C 499.
87) Vgl. Thoß, Gudrun: Beiträge zur Geschichte des Gubener Tuchmacherhandwerks – Unter Berücksichtigung insbesondere der sächsischen Herrschaft 1635 – 1845, Berlin-Charlottenburg 1938.
88) Ebd.
89) StA Steinfurt C 499.
90) StA Steinfurt C 781, STAM Regierung Münster 17155.
91) Vgl. Wurst, Adolf: Festschrift zum 75jährigen Bestehen der Industrie- und Handelskammer. Industrie und Handel des Bezirks von 1854 – 1929, Münster 1929, S. 178ff.; S. 200.
92) Vgl. Grab, Walter: Aspekte der Judenemanzipation in Tagesliteratur ..., a. a. O, S. 122ff.; Fuchs, Eduard: Die Juden in der Karikatur. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte, München 1921, S. 228f.; Benz, Wolfgang: Das Bild vom mächtigen und

reichen Juden, in: Ders.: Bilder vom Juden, Studien zum alltäglichen Antisemitismus, München 2001, S. 13 – 26.

93) StA Steinfurt C 1622.

94) Kohl, Wilhelm: 150 Jahre Landkreis Steinfurt 1816 – 1966. Geschichte der Kreisverwaltung, Burgsteinfurt 1966, S. 102ff.; Koselleck, Reinhardt: Preußen zwischen Reform und Revolution. Allgemeines Landrecht, Verwaltung und soziale Bewegung von 1791 bis 1848, Stuttgart 1967, S. 448ff.

95) StA Steinfurt C 1622.

96) Rübel, Rudolf: Das Burgsteinfurter Gymnasium Arnoldinum ..., S. 173.

97) Programm des Evangelisch-Fürstlich Bentheim'schen Gymnasii Arnoldini ..., 1859.

98) Vgl. Siemann, Wolfram: Gesellschaft im Aufbruch ..., S. 190ff.

99) Vgl. Grab, Walter: Aspekte der Judenemanzipation in Tagesliteratur ..., a. a. O, S. 125f.; Na'aman, Shlomo: Jüdische Aspekte des Deutschen Nationalvereins (1859 – 1867), in: Jahrbuch des Instituts für Deutsche Geschichte (Tel Aviv), Bd. XV (1986) S.285 – 307.

100) Programm des Evangelisch-Fürstlich Bentheim'schen Gymnasii Arnolini ..., Ostern 1861, S. 5; dazu: Rübel, Rudolf: Das Burgsteinfurter Gymnasium Arnoldinum ..., S. 177f.

101) Vgl. Reulecke, Jürgen: Geschichte der Urbanisierung in Deutschland. Frankfurt a. M. 1987, S. 40ff.

102) Vgl. Wurst, Adolf: Festschrift zum 75jährigen Bestehen der Industrie- und Handelskammer ..., S. 8f.

103) Henning, Friedrich-Wilhelm: Die Industrialisierung ..., S. 239ff.; Schulze, Hagen: Der Weg zum Nationalstaat. Die deutsche Nationalbewegung vom 18. Jahrhundert bis zur Reichsgründung, München 2. Aufl. 1986, S. 97.

104) StA Steinfurt C 1215.

105) StA Steinfurt C 1217.

106) Vgl. Münstericher Anzeiger vom 28. April 1863.

107) Vgl. Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. 140f.

108) Vgl. Siemann, Wolfram: Gesellschaft im Aufbruch ..., S. 200ff.; Loth, Wilfried: Das Kaiserreich. Obrigkeitsstaat und politische Mobilisierung, München 1996, S. 23ff.

109) StA Steinfurt Amtsbuch 1 (Eintragung vom 16. Oktober 1865).

110) Vgl. Westfälischer Merkur vom 19. Oktober 1865.

111) Kügelgen, Wilhelm von: „Bismarck ist jetzt der populärste Mann in Preußen", in: Das 19. Jahrhundert. Ein Lesebuch zur deutschen Geschichte 1815 – 1918, München 1997, S. 134f, hier S. 135.

112) StA Steinfurt C 1217 und Amtsbuch 1 (Eintragung vom 27. August 1866).

113) Zitiert nach: Schulze, Hagen: Der Weg zum Nationalstaat ..., S. 118.

114) STAM Regierung Münster 1183.

115) Ebd.

116) Vgl. Bering, Dietz, Der Name als Stigma ....S. 111ff.

117) Vgl. Grab, Walter: Aspekte der Judenemanzipation in Tagesliteratur ..., a. a. O, S. 122ff.; Fuchs, Eduard: Die Juden in der Karikatur ..., S. 228f.; Benz, Wolfgang: Das Bild ..., a. a. O., S. 13 – 26.

118) Oeri, Johann Jacob: „Das Resultat wird die deutsche Einheit sein". Der Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges, in: Das 19. Jahrhundert. Ein Lesebuch zur deutschen Geschichte 1815 – 1918, München 1997, S 136f. hier S.136.
119) StA Steinfurt Amtsbuch 1 (Eintragung vom 15. August 1870).
120) Vgl. Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. 144.
121) Marcus, Philipp: Erinnerungen an Alt-Stemmert, in St. Hb. 9 – 10 (1969).
122) StA Steinfurt Amtsbuch 1 (Eintragung vom 14. August 1871).
123) Vgl. Ulrich, Volker: Die nervöse Großmacht 1871 – 1918. Aufstieg und Untergang des deutschen Kaiserreiches, Frankfurt a. M. 1999, S. 45ff.; Loth, Wilfried: Das Kaiserreich ..., S. 50ff.; Nipperdey, Thomas: Das Unfehlbarkeitsdogma und die deutschen Katholiken, in: Das 19. Jahrhundert. Ein Lesebuch zur deutschen Geschichte 1815 – 1918, München 1997, S. 232 – 236.
124) StA Steinfurt C 1217; StA Steinfurt Amtsbuch 2 (Eintragung vom 12. September 1872).
125) AZJ vom 28. Oktober 1898.
126) STAM Kreis Steinfurt Landratsamt 1862.
127) StA Steinfurt Amtsbuch 2 (Eintragung vom 19. Dezember 1877).
128) STAM Kreis Steinfurt Landratsamt 1862.
129) Programme des Evangelisch-Fürstlich Bentheim'schen Gymnasii Arnolini ..., Ostern 1869ff.
130) STAM Kreis Steinfurt Landratsamt 1666.
131) Amtsbuch 2 (Eintragung vom 29. Oktober 1875); vgl. weiter: StA Steinfurt C 235.
132) StA Steinfurt Amtsbuch 2.
133) Vgl. STAM Kreis Steinfurt Landratsamt 1862.
134) Freund, Susanne: Freund, Susanne: Jüdische Bildungsgeschichte ..., S. 177ff.
135) StA Steinfurt Amtsbuch 2 (Eintragung vom 09.Mai 1877).
136) Vgl. Wand, Albert: Die „Westfälische Provinzialzeitung" (1873 – 1882). Ein Beitrag zur Geschichte des Kulturkampfes in Westfalen, in: Dortmunder Beiträge zur Zeitungsforschung Bd. 2 (1958) S. 61 – 70; Olliges-Wieczorek, Ute: Politisches Leben in Münster – Parteien und Vereine im Kaiserreich (1871 – 1914), Münster 1995 S. 198ff.; Ficker, Ludwig: Der Kulturkampf in Münster. Aufzeichnungen des Kreisgerichtsrates a. D., Münster 1928, S. 93ff.; 133ff.; 204ff.; 388; STAM Regierung Münster 275.
137) Ebd.
138) Ebd.
139) StA Steinfurt Amtsbuch 2 (Eintragung vom 09. Mai 1877).
140) AZJ vom 28. Oktober 1898.
141) Bohn, Eckard, Resing, Volker, Schröder, Clemens: Eisenbahnknotenpunkt Burgsteinfurt ..., a. a. O. 1987 S. 7f.
142) Ebd.
143) StA Steinfurt Amtsbuch 2 (Eintragung vom 13. November 1877).
144) StA Steinfurt Amtsbuch 2 (Eintragung vom 17. Oktober 1881).
145) 32 Bericht der Marks-Haindorf-Stiftung 1884, S. 6.
146) Freund, Susanne: Jüdische Bildungsgeschichte ..., S. 187ff.
147) Vgl. Greive, Hermann: Geschichte des modernen Antisemitismus in Deutschland, Darmstadt 1983, S. 81ff.

148) Verzeichnis sämtlicher Mitglieder der gerechten und vollkommenen Freimaurerloge Balduin zur Linde in Leipzig Jg. 92 (1868) und Jg. 122 (1898).
149) Mitgliederverzeichnisse der zum Verbande der Grossen National-Mutterloge in den Preußischen Staaten genannt Zu den drei Weltkugeln gehörigen Johannisloge und der damit verbundenen Altschottischen Delegation Zu den drei Balken im Orient zu Münster i. W. 1898/99.
150) Förster, Theodor: Geschichte der Loge „Zu den drei Balken" in Münster i. W. mit kulturgeschichtlichen Zeitbildern der deutschen Freimaurerei von 1878 – 1902, Berlin 1902, S. 194 – 196.
151) Ebd.
152) Bering, Dietz, Der Name als Stigma ..., pass.; Landmann, Salcia: Jüdische Witze, München 1997
153) StA Steinfurt Amtsbuch 3 (Eintragung vom 14. Oktober 1891).
154) 38. Bericht der Marks-Haindorf-Stiftung 1894 – 1897, S. 8.
155) 39 Bericht der Marks-Haindorf-Stiftung 1897 – 1899, S. 3f.
156) AZJ vom 28. Oktober 1898; dazu:. Freund, Susanne: Jüdische Bildungsgeschichte ..., S. 177 Anm. 3.
157) AZJ vom 04. November 1898.
158) AZJ vom 28. Oktober 1898 und vom 04. November 1898
159) AZJ vom 04. November 1898.
160) Möllenhoff, Gisela, Schlautmann-Overmeyer, Rita: Jüdische Familien in Münster 1918 – 1945, Bd. 1, Münster 1995, Art. Feibes, Helene.
161) Zitiert nach: Fleming, Jens, Saul, Klaus, Witt, Peter-Christian (Hrsg.): Quellen zur Alltagsgeschichte der Deutschen 1871 – 1914, Darmstadt 1997, S. 88ff., hier S. 88.
162) Ebd. dazu: Bering, Dietz, Der Name als Stigma ..., S. 298ff.

Der letzte Kantor und Lehrer – Hermann Emanuel und seine Zeit

1) Vgl. STAM Regierung Münster 9566.
2) STAM Regierung Münster 11163.
3) Ebd.
4) StA Steinfurt (Amtsbuch 46).
5) Vgl. STAM Regierung Münster 11163.
6) Vgl. Meyer: Aus der Geschichte der Juden des Hunsrücks, Kirchberg 1935, S. 21; vgl. auch: Zwiebelberg, Werner: Das alte Gemünden, Boppard 1970, S. 81ff.
7) Leo Emanuel wurde am 16. Februar 1835 in Simmern geboren.
8) Als Leo Emanuel im Januar 1862 die Geburt seiner Tochter Regina anzeigen musste, erklärte er, die Eintragung ins Standesamtsregister nicht unterschreiben zu können, weil er die Sabbatruhe einhalten müsse.
9) Die anderen Geschwister Hermanns hießen Leopold (geb. 07.10.1860), Regina (geb. 10.01.1862), Amalia (geb. 04.08.1863) und Marcus (geb. 31.07.1865). Sein Bruder Edmund wurde am 19.03.1859 und seine Schwester Berta am 27.07.1874 geboren.
10) Das genaue Todesdatum ist der 13. Januar 1876.
11) Vgl. STAM Regierung Münster 11163.

12) Die Zahlen sind einer Statistik des Kreises Simmern von 1865 entnommen.
13) Zur Krise des Schuhmacherhandwerks vgl. Noll, A.: Sozio-ökonomischer Strukturwandel des Handwerks in der zweiten Phase der Industrialisierung, Göttingen 1975; Grießlinger, Andreas: Art. Schuhmacher, in: Lexikon des alten Handwerks. Vom Spätmittelalter bis ins 20. Jahrhundert, München 1990, S. 224 – 230; Siemann, Wolfram: Gesellschaft im Aufbruch. Deutschland 1849 – 1871, Frankfurt a. M. 1990, S. 150f.
14) Franziska Emanuel, geb. Müller, starb am 15. Oktober 1881.
15) Zur Geschichte des jüdischen Waisenhauses in Paderborn vgl. Naarmann, Margit: Die Paderborner Juden 1802 – 1945. Emanzipation, Integration und Vernichtung. Ein Beitrag zur Geschichte der Juden in Westfalen im 19. und 20. Jahrhundert, Paderborn 1988, S. 355 – 385; Dies.: Christliches Kloster und Jüdisches Waisenhaus in Paderborn, in: Opfer und Täter. Zum nationalsozialistischen und antijüdischen Alltag in Ostwestfalen-Lippe, hrsg. im Auftrag der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Paderborn von Hubert Frankemölle, Bielefeld 1990, S. 87 – 116; Molinski, Ferdinand: Jüdisches Waisenhaus vor 100 Jahren eingeweiht. Fanny Nathan war die Gründerin, in: Westfälisches Volksblatt (Paderborn) Nr. 199 vom 29.08.1963; Festschrift zur fünfzigjährigen Stiftungs-Feier der jüdischen Waisen-Erziehungs-Anstalt für Westfalen und Rheinland in Paderborn. 1856 -1906, Kassel 1906.
16) Zum Garten vgl. Festschrift zur fünfzigjährigen Stiftungs-Feier ..., S. 9.
17) In der Festschrift zur fünfzigjährigen Stiftungs-Feier ..., S. 26 ist von der *„kraftvollen Strenge"* Fanny Nathans die Rede.
18) Vgl. Festschrift zur fünfzigjährigen Stiftungs-Feier ..., S. 26.
19) Rena Bornstein, die Tochter Hermann Emanuels, berichtet von der großen Zuneigung, die Johanna Marcks-Nathan ihrem Vater entgegengebracht habe.
20) StA Paderborn A 1413 (Statut des in Paderborn zu errichtenden jüdischen Waisenhauses für die Provinz Westfalen § 10 und § 11, Zitat § 11).
21) Vgl. Naarmann, Margit: Die Paderborner Juden ..., S. 383.
22) Vgl. Naarmann, Margit: Die Paderborner Juden ..., S. 362.
23) StA Paderborn A 1413 (Statut des in Paderborn zu errichtenden jüdischen Waisenhauses für die Provinz Westfalen § 14).
24) Ebd.
25) Ebd.
26) StA Paderborn A 1413 (Statut des in Paderborn zu errichtenden jüdischen Waisenhauses für die Provinz Westfalen § 15).
27) StA Paderborn A 1413 (Statut des in Paderborn zu errichtenden jüdischen Waisenhauses für die Provinz Westfalen § 8).
28) Vgl. Naarmann, Margit: Christliches Kloster und Jüdisches Waisenhaus ..., S. 106.
29) Vgl. Naarmann, Margit: Die Paderborner Juden ..., S. 365.
30) Vgl. Festschrift zur fünfzigjährigen Stiftungs-Feier ..., S. 8.
31) StA Paderborn A 1413 (Statut des in Paderborn zu errichtenden jüdischen Waisenhauses für die Provinz Westfalen § 13).
32) Zum jüdischen Lehrerseminar Köln vgl. Asaria, Zwi: Die Juden in Köln. Von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, Köln 1959, S 264 – 272; Carlebach, Alexander:

Adass Yeshurun of Cologne. The Life and Death of a Kehilla, Belfast 1964; Lehmann, Tatjana: Beiträge zu einer Geschichte des jüdischen Lehrerseminars in Köln. Schriftliche Hausarbeit, vorgelegt im Rahmen der Ersten Staatsprüfung für das Lehramt der Sekundarstufe I, Köln 1985; Pracht, Elfi: Jüdisches Kulturerbe in Nordrhein-Westfalen, Teil I: Regierungsbezirk Köln, Köln 1997, S. 265f; Freund, Ismar: Die Rechtstellung der Juden im preußischen Volksschulrecht (nebst den bezüglichen Gesetzen, Verordnungen und Entscheidungen). Im Auftrage des Verbandes der deutschen Juden, Berlin 1908, S. 150 und pass.

33) Zu dieser Beschreibung vgl. Carlebach, Alexander: Adass Yeshurun ..., S. 16; Lehmann, Tatjana: Beiträge ..., S. 29ff. Eine ausführliche Beschreibung der Synagoge Adass Jeshurun bietet „Feuer an dein Heiligtum gelegt". Zerstörte Synagogen Nordrhein-Westfalen, erarbeitet vom Salomon-Ludwig-Steinheim-Institut Duisburg, hrsg. v. Michael Brocke, Bochum 1999, S. 300f.
34) Vgl. Asaria, Zwi: Die Juden in Köln ..., S. 265ff.; Breuer, Mordechai: Jüdische Orthodoxie im Deutschen Reich 1871 – 1918. Sozialgeschichte einer religiösen Minderheit, Frankfurt a. M. 1986, S. 136f.
35) Vgl. „Das israelitische Lehrerseminar und die Synagoge der Adass Jeschurun in Cöln, in: Der Israelit vom 24. Januar 1884, S. 109; teilweise zitiert in: Lehmann, Tatjana: Beiträge ..., S. 29f.
36) Ebd.
37) Vgl. Statuten für den Verein des jüdischen Lehrer-Seminars in Rheinland zu Cöln, Köln 1883, § 12.
38) Rechenschaftsbericht des Vereins des jüdischen Lehrer-Seminars in Rheinland zu Köln 1877, zitiert nach: Breuer, Mordechai: Jüdische Orthodoxie ..., S. 136f.
39) Vgl. Carlebach, Alexander: Adass Yeshurun ..., S. 18.
40) Vgl. Asaria, Zwi: Die Juden in Köln ..., S. 266f.
41) Vgl. Asaria, Zwi: Die Juden in Köln ..., S. 267.
42) Vgl. Lehmann, Tatjana: Beiträge ..., S. 22.
43) Eine Abschrift des Abschlusszeugnisses findet sich in STAM Regierung Arnsberg II H Nr. 1003.
44) Vgl. Hesse Ursula: Jüdisches Leben in Alme, Altenbüren, Brilon, Madfeld, Messinghausen, Röseneck, Thülen. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Brilon 1991, S. 165.
45) Vgl. Hesse Ursula: Jüdisches Leben ..., S. 145ff.
46) Vgl. Hesse Ursula: Jüdisches Leben ..., S. 160ff.; „Feuer an dein Heiligtum ...", S. 359.
47) Vgl. Hesse Ursula: Jüdisches Leben ..., S. 163ff.
48) Die Höhe des Gehalts ist nur von einem Vorgänger Hermanns bekannt. Es ist jedoch wohl davon auszugehen, dass Hermann genauso entlohnt wurde. (Vgl. Hesse Ursula: Jüdisches Leben ..., S. 163).
49) Vgl. Hesse Ursula: Jüdisches Leben ..., S. 165.
50) Vgl. Hesse Ursula: Jüdisches Leben ..., S. 165.
51) Vgl. Hesse Ursula: Jüdisches Leben ..., S. 166.
52) Vgl. Freund, Ismar: Die Rechtstellung der Juden ..., S. 11f.; Freund, Susanne: Jüdische Bildungsgeschichte zwischen Emanzipation und Ausgrenzung. Das Bei-

spiel der Marks-Haindorf-Stiftung in Münster (1825 – 1942), Paderborn 1997, S. 238.

53) Vgl. Freund, Ismar: Die Rechtstellung der Juden ..., S. 157ff.
54) Vgl. Freund, Ismar: Die Rechtstellung der Juden ..., S. 157.
55) Vgl. StA Steinfurt Amtsbuch 46 (Eintragungen vom 01. Februar und 18. April 1893).
56) Ebd.
57) StA Steinfurt C 801.
58) Vgl. Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden für Steinfurt wichtig sind". Die Juden in der Geschichte der ehemaligen Stadt Burgsteinfurt. Geschichte und Leben der Juden in Westfalen Bd. 1, Münster 1996, S. 151ff.
59) Beschreibungen der Burgsteinfurter Synagoge befinden sich in: Jüdische Kunstdenkmäler in Preußen, in: Notizblatt der Gesellschaft zur Erforschung jüdischer Kunstdenkmäler (E. V.) Nr. 25 (1929), S. 9f. und in „Feuer an dein Heiligtum ...",S. 89f. Zur Renovierung der Synagoge 1892/93 vgl. Pracht-Jörns: Jüdisches Kulturerbe in Nordrhein-Westfalen, Teil IV: Regierungsbezirk Münster, Köln 2002, S. 396; Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. 156f.
60) Vgl. den ersten Aufsatz dieses Bandes.
61) Zu den Pflichten de Vries' vgl. Feld, Willi: „...daß die hiesigen Juden ..." ,S. 157.
62) Zum Entstehungsdatum des jüdischen Frauenvereins Burgsteinfurt vgl. u. a. Handbuch der jüdischen Gemeindeverwaltung und Wohlfahrtspflege 21. Jahrgang 1913.
63) Vgl. u. a. StA Steinfurt Amtsbuch 46.
64) Dieser Rückgang ist ganz allgemein zu verzeichnen, er gilt aber auch für Burgsteinfurt im Besonderen. So heißt es in einem der sogenannten „Zeitungsberichte" aus dem Jahre 1890: „Die Erkrankungen an Diphteritis haben zwar bedeutend abgenommen, allein es kommen noch immer einzelne Fälle vor." (vgl. StA Steinfurt C I 25).
65) STAM Regierung Münster 9566.
66) Vgl. dazu die Verwaltungsberichte der Stadt.
67) STAM Regierung Münster 9566.
68) Ebd.
69) Ebd.
70) Ebd.
71) Ebd.
72) Ebd.
73) Ebd. Eine ausführliche Diskussion der hier in Frage stehenden Rechtslage findet sich bei Ismar Freund (Die Rechtstellung der Juden ..., S. 137f.). Das besonders Interessante an dem Fall Ahlert ist, dass sowohl Ahlert selbst als auch seine Frau konfessionslos waren.
74) STAM Regierung Münster 9566.
75) StA Steinfurt C 801.
76) Vgl. Verwaltungsbericht der Stadt Steinfurt vom 01. April 1913 – 31. März 1914.
77) Mündliche Mitteilung von Frau Amely Weinberg-Cohen.
78) Vgl. Elon, Amos: Zu einer anderen Zeit. Porträt der deutsch-jüdischen Epoche 1743 – 1943, München 2002, S. 226ff.

79) Vgl. Brilling, Bernhard: Die jüdischen Gemeinden Westfalens ..., S. 116ff; Lazarus, Max: Erinnerungen. Bearbeitet von Hans Canoch Meyer, Dortmund 1967. S. 40f.
80) Seligmann, Caesar: Geschichte der jüdischen Reformbewegung von Mendelssohn bis zur Gegenwart, Frankfurt a. M. 1922, S. 150.
81) Vgl. Brilling, Bernhard: Die jüdischen Gemeinden Westfalens ..., S. 118; Lazarus, Max: Erinnerungen ..., S. 41.
82) Vgl. Seligmann, Caesar: Geschichte der jüdischen Reformbewegung ..., S. 150; Brilling, Bernhard: Die jüdischen Gemeinden Westfalens ..., S. 118.
83) Vgl. Feld, Willi: „...daß die hiesigen Juden ...", S. 157f.
84) STAM Kreis Steinfurt Landratsamt 972.
85) Vgl. Carlebach, Alexander: Adass Yeshurun ..., S. 11.
86) Vgl. Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. 148 und S. 155f.
87) Vgl. Barkai, Avraham: „Wehr Dich!" Der Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens 1893 – 1938, München 2002, S. 22.
88) Vgl. Schoeps, Joachim: Ritualmordbeschuldigung und Blutaberglaube. Die Affäre Buschoff im niederrheinischen Xanten, in: Ders.: Deutsch-jüdische Symbiose oder Die missglückte Emanzipation, Darmstadt 1996, S. 203 – 230.
89) Vgl. Lazarus, Max: Erinnerungen ..., S. 30 und S. 40.
90) Vgl. Feld, Willi, Starosta, Thomas: Die Geschichte der Juden im Kreis Steinfurt von den Anfängen bis zur Vernichtung, in: Geschichte des Judentums im Kreise Steinfurt (= Steinfurter Hefte 13), Burgsteinfurt 1991, S. 67f.
91) Vgl. Battenberg, Friedrich: Das europäische Zeitalter der Juden, Bd. II: Von 1650 – 1945, Darmstadt 1990, S. 170; ausführlicher: Barkai, Avraham: „Wehr Dich!" Der Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens ..., pass.
92) Zur Geschichte des Denkmals vgl. Pries, Hans-Walter: Das Kaiser-Wilhelm-Denkmal, in: Ders.: Markt und Märkte in Burgsteinfurt, Steinfurt 1989, S. 58 – 61.
93) Vgl. StA Steinfurt C 44.
94) Zu den allgemeinen Vorgaben vgl. Schellack, Fritz: Sedan- und Kaisergeburtstagsfeste, in: Öffentliche Festkultur. Politische Feste in Deutschland von der Aufklärung bis zum Ersten Weltkrieg, hrsg. v. Dieter Düding/Peter Friedemann/Paul Münch, Reinbek b. Hamburg 1988, S. 278 – 297, hier S. 293.
95) Nicht nur die Dauer der Feierlichkeiten, auch der Programmablauf entsprach exakt den allgemeinen Vorgaben.
96) Eine ausführliche Schilderung der Grundsteinlegung findet sich in der Chronik der Hollicher Schule von Lehrer Drees. Sie ist abgedruckt im Steinfurter Kreisblatt vom 21. Juli 1951. Dieser Abdruck liegt unserer Schilderung zugrunde.
97) Vgl. StA Steinfurt C 44.
98) Vgl. Steinfurter Kreisblatt vom 21. Juli 1951.
99) Zur Denkmalenthüllung vgl. Pries, Hans-Walter: Das Kaiser-Wilhelm-Denkmal ..., a. a. O., S. 61.
100) Vgl. Burgsteinfurter Zeitung vom 14. Dezember 1898; dazu auch: Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. 144f.
101) Vgl. Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. 144f.
102) Vgl. Burgsteinfurter Zeitung vom 30. Mai 1906.
103) Vgl. Freund, Ismar: Die Rechtstellung der Juden ..., S. 158f.

104) Vgl. Festschrift zur fünfzigjährigen Stiftungs-Feier ..., S. 32.
105) Mitteilung von Frau Rena Bornstein und Ruth Mazaki; dazu allgemein: Festschrift zur fünfzigjährigen Stiftungs-Feier ..., S. 31.
106) Vgl. Baruch, Siegfried: Erinnerungen an Paderborn (1923 – 1925), in: Hans Chanoch Meyer. Aus Geschichte und Leben der Juden in Westfalen. Eine Sammelschrift, Frankfurt a. M. 1962, S. 45f., hier S. 45.
107) Festschrift zur fünfzigjährigen Stiftungs-Feier ..., S. 32f.
108) Mitteilung von Frau Rena Bornstein und Ruth Mazaki.
109) Im 60. Bericht des Paderborner Waisenhauses sind für Hermanns Amtszeit 17 Stifter verzeichnet. Für die Auswertung dieser Liste, die aber offenbar nicht vollständig ist, danke ich Frau Dr. Margit Naarmann.
110) Vgl. u. a. Lazarus, Max: Erinnerungen ..., S. 107.
111) Vgl. Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. 140ff; allgemein dazu: Reulecke, Jürgen: Geschichte der Urbanisierung in Deutschland, Frankfurt a. M. 1985, S. 46f.
112) Vgl. Bambonist, Ulrike: Steinfurter Stadtgeschichte im Zeitalter der Industrialisierung (= Steinfurter Schriften Nr. 23), Steinfurt 1993, S. 61ff.
113) Hilgemann, Fritz: Aus den Kindertagen des Tennis. In Burgsteinfurt anno dazumal, in: St. Hb. vom November 1979.
114) Vgl. Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. 145.
115) Vgl. Burgsteinfurter Wochenblatt vom 22. Juli 1911.
116) Vgl. Turnerbund Burgsteinfurt: 1862 – 1962. 100 Jahre Turnen in Burgsteinfurt, Burgsteinfurt 1962.
117) Vgl. SpVg. Schwarz-Gelb Burgsteinfurt: Festschrift zum 75jährigen Vereinsjubiläum, Burgsteinfurt 1974.
118) Rennbahn in der Hollicher Heide, in: 1490 – 1990. 500 Jahre Schützen in Hollich. Das Buch der Bauerschaft, hrsg. v. d. Schützengesellschaft Hollich 1490 e. V., Ibbenbüren 1990, S. 328 – 330.
119) Vom Kientopp zum Filmtheater. Vierzig Jahre Lichtspielhaus Burgsteinfurt, in: Steinfurter Kreisblatt vom 26. Oktober 1951.
120) StA Steinfurt Amtsbuch 46 (Eintragung vom 17. Februar 1905).
121) StA Steinfurt Amtsbuch 46 (Eintragung vom 20. November 1905).
122) Kaiserliches Patentamt: Patentschrift Nr. 80988 ausgegeben am 09. Mai 1895.
123) Auszug aus der vom Deutschen Patentamt weitergeführten Patentrolle des ehemaligen Reichspatentamtes lfd. Nummer 80988.
124) Die beiden Patente ließ Herz Heymann nach dem dritten bzw. dem vierten Jahr durch Nichtzahlung der nächsten fälligen Jahresgebühr erlöschen (Auszug aus der vom Deutschen Patentamt weitergeführten Patentrolle des ehemaligen Reichspatentamts lfd. Nummern 16644 und 16809).
125) Vgl. Das 50jährige Jubiläum des jüdischen Waisenhauses in Paderborn, in: Westfälisches Volksblatt vom 03. März 1906. Eine Kopie dieses Artikels, in dem die Jubiläumsfeier ausführlich beschrieben ist, verdanke ich Frau Dr. Margit Naarmann.
126) Ruth Emanuel wurde am 23.03 1911 geboren.
127) Renata Emanuel wurde am 17. 06 1913 geboren.
128) Mitteilung von Rena Bornstein und Ruth Mazaki.

129) Vgl. STAM Kreis Steinfurt Landratsamt 1541; dazu u. a. Daniel, Ute: Die Vaterländischen Frauenvereine in Westfalen, in: Westfälische Forschungen 39 (1989) S. 158 – 179; Handbuch des Vaterländischen Frauenvereins, hrsg. zum 11. November 1916 vom Hauptvorstande, Berlin 2. Aufl. 1917, S. 1115ff.
130) Die Zahl der Mitglieder belief sich 1916 auf knapp 200 (Handbuch des Vaterländischen Frauenvereins ..., S. 1147).
131) Handbuch des Vaterländischen Frauenvereins ..., S. 1147.
132) Mitteilung von Rena Bornstein und Ruth Mazaki.
133) StA Steinfurt Amtsbuch 5 (Eintragung vom 30. Juli 1908) und StA Steinfurt D 396.
134) Vgl. StA Steinfurt Amtsbuch 5 (Eintragung vom 18. März 1908); Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. 142.
135) Vgl. u.a. Handbuch der jüdischen Gemeindeverwaltung und Wohlfahrtspflege 18. Jahrgang 1907.
136) Vgl. StA Steinfurt D 396; dazu: Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. 142.
137) STAM Kreis Steinfurt Landratsamt 809.
138) StA Steinfurt D 396.
139) Vgl. StA Steinfurt D 396 sowie Bericht über den Stand und die Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten der Stadt Burgsteinfurt 01. März 1909 – 31. März 1910, Burgsteinfurt 1910.
140) StA Steinfurt D 396.
141) Ebd.
142) Ebd.
143) Ebd.
144) Vgl. StA Steinfurt D 396 sowie Bericht über den Stand und die Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten der Stadt Burgsteinfurt 01. März 1909 – 31. März 1910, Burgsteinfurt 1910.
145) StA Steinfurt D 396.
146) STAM Kreis Steinfurt Landratsamt 1002.
147) Ebd.
148) STAM Kreis Steinfurt Landratsamt 369.
149) StA Steinfurt D 698.
150) Burgsteinfurter Wochenblatt vom 06. Juni 1912. Vgl. dazu auch: Siemes, Christof. Wie deutsch ist Fußball, in: DIE ZEIT vom 20. Jan. 2000, S. 72.
151) StA Steinfurt D 699.
152) Vgl. StA Steinfurt D 699.
153) StA Steinfurt D 396.
154) Vgl. dazu allgemein Weinberg, Werner: Wunden, die nicht heilen dürfen. Die Botschaft eines Überlebenden, Freiburg 1988, S. 27f.
155) Elias Marcus hat die Vorgänge bei den Wahlen 1911 ausführlich protokolliert (Vgl. Dokumentenfund Möllers). Hermanns Abstimmungsverhalten bezeichnete er als eine „niederträchtige Handlungsweise".
156) Goldschmidt, Edith: Drei Leben. Autobiographie einer deutschen Jüdin. (= Steinfurter Schriften 22), Steinfurt 1992, S. 5f.
157) Goldschmidt, Edith: Drei Leben ..., S. 2.

158) Goldschmidt, Edith: Drei Leben ..., S. 4.
159) Vgl. Ulrich, Volker: Die nervöse Großmacht 1871 – 1918. Aufstieg und Untergang des deutschen Kaiserreichs, Frankfurt a. M. 4. Aufl. 2001, S. 398.
160) Zitiert nach Ulrich, Volker: Die nervöse Großmacht ..., S. 399.
161) Goldschmidt, Edith: Drei Leben ..., S. 4f.
162) StA Steinfurt D 13.
163) Vgl. Burgsteinfurter Wochenblatt vom 11. März 1913.
164) Vgl. Burgsteinfurter Wochenblatt vom 10. Juni 1913.
165) Vgl. Burgsteinfurter Wochenblatt vom 21. Oktober 1913.
166) Wie sehr Ablauf und Tenor der Veranstaltungen einander überall in Preußen glichen, hat Wolfram Siemann nachgewiesen. Vgl. Siemann, Wolfram: Krieg und Frieden in historischen Gedenkfeiern des Jahres 1913, in: Öffentliche Festkultur. Politische Feste in Deutschland von der Aufklärung bis zum Ersten Weltkrieg, hrsg. v. Dieter Düding/Peter Friedemann/Paul Münch, Reinbek b. Hamburg 1988, S. 298 – 320.
167) Vgl. Burgsteinfurter Wochenblatt vom 11. März 1913.
168) Burgsteinfurter Wochenblatt vom 10. Juni 1913.
169) Burgsteinfurter Wochenblatt vom 21. Oktober 1913.
170) Vgl. Burgsteinfurter Wochenblatt vom 10. Juni 1913; dazu allgemein: Siemann, Wolfram: Krieg und Frieden ..., pass.
171) Vgl. Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. 159ff.
172) Einen Tag nach dem Festgottesdienst fand noch ein Abendessen der Gemeinde mit anschließendem Ball im Saal der Witwe Gerwin statt. Vgl. zum Ablauf der Feier ansonsten: Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. 159ff.
173) Zitiert nach Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. 162.
174) Vgl. Chickering, Roger: Das Deutsche Reich und der Erste Weltkrieg, München 2002, S. 26.
175) Vgl. StA Steinfurt D 699.
176) Ebd.
177) Vgl. Ulrich, Volker: Die nervöse Großmacht ..., S. 473.
178) StA Steinfurt D 699.
179) Vgl. Beyer, Hermann: Kriegschronik [für Burgsteinfurt] 1914 – 1918, Burgsteinfurt o. J.
180) Vgl. Goldschmidt, Edith: Drei Leben ..., S. 9f.
181) Vgl. Elon, Amos: Zu einer anderen Zeit ..., S. 298.
182) Vgl. Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. 162ff.
183) Vgl. STAM Kreis Steinfurt Landratsamt 1283.
184) Ebd.
185) Ebd.
186) Ebd.
187) Ebd.
188) Handbuch des Vaterländischen Frauenvereins ..., S. 1147.
189) StA Steinfurt D 699.Vgl dazu auch Steinfurt Kreisblatt vom 02. April 1918.
190) Zitiert nach Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. 166f.
191) Nach Prinz, Alois: Beruf Philosophin oder Die Liebe zur Welt. Die Lebensgeschichte der Hannah Arendt, Weinheim und Basel 1998, S. 35f.

192) Vgl. Steinfurter Kreisblatt vom 12. November 1918 und vom 16. November 1918. StA Steinfurt Amtsbuch 7 (Eintragung vom 29. Januar 1919 u. a.); Rübel, Rudolf: Geschichte von Burgsteinfurt, (Manuskript) Burgsteinfurt o. J.
193) Vgl. Bericht über den Stand und die Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten der Stadt Burgsteinfurt [Verwaltungsbericht] für die Zeit vom 1. April 1918 – 31. März 1927.
194) Vgl. Bericht über den Stand und die Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten der Stadt Burgsteinfurt [Verwaltungsbericht] für die Zeit vom 1. April 1918 – 31. März 1927; StA Steinfurt D 396.
195) Auskunft von Rena Bornstein (geb. Emanuel) und Ruth Mazaki.
196) Auskunft von Rena Bornstein (geb. Emanuel) und Ruth Mazaki.
197) Vgl. Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. 170f.
198) In den zwanziger Jahren mussten sich die Wertheims z. B. gelegentlich wegen Steuervergehen verantworten.
199) Vgl. Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. 171.
200) StA Steinfurt D 1458; vgl. auch: Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. 173f.
201) Vgl. Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. 174.
202) Nach Prinz, Alois: Beruf Philosophin ..., S. 45.
203) Vgl. STAM Kreis Steinfurt Landratsamt 902; STAM Regierung Münster 30545; Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. 171f.
204) STAM Regierung Münster 30545.
205) StA Steinfurt D 686.
206) Steinfurter Kreisblatt vom 13. Dezember 1926; dazu vgl. Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. 172f.
207) Auskunft von Rena Bornstein (geb. Emanuel) und Ruth Mazaki.
208) Auskunft von Rena Bornstein (geb. Emanuel) und Ruth Mazaki.
209) Auskunft von Rena Bornstein (geb. Emanuel) und Ruth Mazaki.
210) Vgl. u. a. Steinfurter Kreisblatt vom 11. Januar 1927.
211) Vgl. dazu Bajohr, Frank: „Unser Hotel ist judenfrei". Bäder-Antisemitismus im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 2003.
212) Vgl. Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. 175.
213) Vgl. Steinfurter Kreisblatt vom 28. Januar 1930.
214) StA Steinfurt D 704.
215) StA Steinfurt E 871.
216) StA Steinfurt D 785.
217) Vgl. Steinfurter Kreisblatt vom 2. April 1932.
218) Vgl. Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. 172.
219) Vgl. Steinfurter Kreisblatt vom 02. April 1932.
220) Vgl. Steinfurter Kreisblatt vom 26. April 1932.
221) Zum Schicksal der Burgsteinfurter Juden im Allgemeinen vgl. Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. 177ff.
222) Archiv der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster (Karteikarte Ruth Emanuel).
223) Auskunft von Rena Bornstein und Ruth Mazaki.
224) Vgl. Archiv des Kreises Steinfurt Emanuel Wiedergutmachung 407a/408.

225) Auskunft von Rena Bornstein (geb. Emanuel) und Ruth Mazaki.
226) STAM Rückerstattung Landgericht Münster 15838.
227) Zu Karl Förster, seinem Leben und Werk vgl. u. a. 3 x Foerster. Beiträge zu Leben und Werk von Wilhelm Foerster, Friedrich Wilhelm Foerster und Karl Foerster, hrsg. im Auftrag des URANIA-Vereins „Wilhelm Foerster" Potsdam e. V. von Mathias Iven, Milow 1995.
228) Auskunft von Rena Bornstein (geb. Emanuel) und Ruth Mazaki.
229) Dokument aus Privatbesitz Ruth Mazaki.
230) Original im Privatbesitz Ruth Mazaki.
231) Zum Thema Scheinehen vgl. Schmalenberg, Erich: Scheineheschließungen, in: Allgemeine Wochenzeitung der Juden in Deutschland vom 25. Oktober 1963.
232) Trauer- und Gedenkrede [anlässlich der Beisetzung Henny Emanuels], gehalten in der Friedhofshalle in Burgsteinfurt am Sonntag, dem 15. August 1937 – 8. Elul 5697, von Rabbiner Dr. Steinthal. (Original im Privatbesitz Ruth Mazaki).
233) Vgl. STAM Rückerstattung Landgericht Münster 15838.
234) Mitteilung von Rena Bornstein (geb. Emanuel) und Ruth Mazaki.
235) Vgl. Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. 195ff.
236) Vgl. Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. 200.
237) Vgl. Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. 203.
238) Vgl. Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden ...", S. 207.
239) STAM Rückerstattung Landgericht Münster 15808.
240) Mitteilung von Rena Bornstein (geb. Emanuel) und Ruth Mazaki.
241) STAM Rückerstattung Landgericht Münster 15545.

Quellen- und Literaturverzeichnis

1. Ungedruckte Quellen

Akten des Archivs der evangelischen Kirchengemeinde Burgsteinfurt
Akten des Archivs des Gymnasium Arnoldinum
Akten des Archivs der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster
Akten des Bundesarchivs Potsdam Bestand 75 A Bu
Akten des Fürstlichen Archivs zu Bentheim-Steinfurt
.....Bestand A
.....Bestand A Steinfurt
.....Bestand G
Akten des Fürstlichen Archivs zu Rheda
Akten des Gemeindearchivs Amsterdam
Akten des Gemeindearchivs Leeuwarden
Akten des Gemeindearchivs Zwolle
Akten des Hauptstaatsarchivs Düsseldorf
Akten des Hauptstaatsarchivs Hannover
Akten des Hauptstaatsarchivs Osnabrück
Akten des Kreisarchivs Steinfurt
Akten des Reichsarchivs Den Haag
Akten des Reichsarchivs Groningen
Akten des Reichsarchivs Kopenhagen
Akten des Staatsarchivs Detmold
Akten des Staatsarchivs Münster
.....Kreis Steinfurt Landratsamt
.....Oberpräsidium
.....Politische Polizei III. Reich
.....Regierung Arnsberg
.....Regierung Münster
.....Reichskammergericht
.....Rückerstattung Landgericht Münster
.....Staatsanwaltschaft Münster
Akten des Stadtarchivs Paderborn
Akten des Stadtarchivs Steinfurt
Amtsbücher der Stadt Burgsteinfurt
Bestand A
Bestand B
Bestand C
Bestand D
Bestand E
....Zentrale Sammlung
Akten des Westfälischen Wirtschaftsarchivs Dortmund
Beyer, Hermann: Kriegschronik [für Burgsteinfurt] 1914 – 1918, Burgsteinfurt o. J.

Dokumentenfund Möllers
Emanuel, Hermann: Was ist uns das Gotteshaus? Festpredigt zur 150jährigen Jubelfeier der Synagoge in Burgsteinfurt am 27. Juni 1913, Burgsteinfurt 1913.
Emanuel, Hermann: Worte des Trostes und dankbaren Gedenkens, gesprochen an der Bahre des verewigten Moritz Cohen in der Friedhofshalle zu Burgsteinfurt am Freitag, d. 28. Juli 1922, (Manuskript) Burgsteinfurt 1922.
Trauer- und Gedenkrede [anlässlich der Beisetzung Henny Emanuels], gehalten in der Friedhofshalle in Burgsteinfurt am Sonntag, dem 15. August 1937 – 8. Elul 5697 von Rabbiner Dr. Steinthal.

2. Gedruckte Quellen

Algemeen Verslag en Reglement van het Instituut תפארה כתודים (Tipheret Bachurim) ter onderwijzing van de Israëlitische jeugd te Groningen en deszelfs plegtige inwijding op den 1. Augustus 1815, Groningen 1815.
Bericht über den Stand und die Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten der Stadt Burgsteinfurt, Burgsteinfurt 1874ff.
Colenbrander, H. T.: Brieven van Thorbecke an van Deen, in: De Gids XCVII - 2 (1933) S. 370 – 375.
De Briefwisseling van J. R. Thorbecke, Deel II (1833 – 1836), uitgegeven d. G. J. Hooykaas met medewerking van een werkgroep onder leiding van J. C. Boogman, 's-Gravenhage 1979.
De feestelijke viering van het vijftigjarig bestaan des genootschaps Tot Nut en Beschaving, Donderdag, 3 December 1857, Herdacht, Amsterdam 1858.
„Es leben die Juden", in: Der Brandenburgische Landbund 1. Jg. Nr. 17 (1920).
Fleming, Jens, Saul, Klaus, Witt, Peter-Christian (Hrsg.): Quellen zur Alltagsgeschichte der Deutschen 1871 – 1914, Darmstadt 1997.
Freund, Ismar: Die Emanzipation der Juden in Preußen unter besonderer Berücksichtigung des Gesetzes vom 11. März 1812. Ein Beitrag zur Rechtsgeschichte der Juden in Preußen, Bd. 2: Urkunden, Berlin 1912.
Goldschmidt, Edith: Drei Leben. Autobiographie einer deutschen Jüdin. (= Steinfurter Schriften 22), Steinfurt 1992.
Keur van Grafsteenen op de Nederlands-Portugees-Israëlitisch Begraafplatz te Ouderkerk aan den Amstel met Beschrijving en biographische aantekeningen door D. Henriques de Castro, Leiden 1883.
Kügelgen, Wilhelm von: „Bismarck ist jetzt der populärste Mann in Preußen", in: Das 19. Jahrhundert. Ein Lesebuch zur deutschen Geschichte 1815 – 1918, München 1997, S. 134f.
Marcus, Elias: Schiller – Ein Weltdichter. Ein Vortrag. Amsterdam 1860.
Mitgliederverzeichnisse der zum Verbande der Grossen National-Mutterloge in den Preußischen Staaten genannt Zu den drei Weltkugeln gehörigen Johannisloge und der damit verbundenen Altschottischen Delegation Zu den drei Balken im Orient zu Münster i. W. 1898/99.
Moleschott, Jacob: Für meine Freunde. Lebens-Erinnerungen, Gießen 1894.

Oeri, Johann Jacob: „Das Resultat wird die deutsche Einheit sein". Der Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges, in: Das 19. Jahrhundert. Ein Lesebuch zur deutschen Geschichte 1815 – 1918, München 1997, S 136f.
Programm des Evangelisch-Fürstlich Bentheim'schen Gymnasii Arnoldini zu Burgsteinfurt.
Staatsbürgerliche Belehrungen in der Kriegszeit, hrsg. für Fach- und Fortbildungsschulen vom Kgl. Preuß. Landesgewerbeamt, 2 Bde, Berlin 1915 und 1916.
Van Deen, Isaak: Over den omvang der physiologische wetenschap en over de waarneming als het eenige middel om haar te beoefenen. Inwijdings-Rede bij het aanvaarden van het hoogleeraars-ambt aan de Groninger Hoogeschool, uitgesproken den 12. November 1851.
Verzeichnis sämtlicher Mitglieder der gerechten und vollkommenen Freimaurerloge Balduin zur Linde in Leipzig Jg. 92 (1868) und Jg. 122 (1898).

3. Periodika und Zeitungen

Allgemeine Zeitung des Judentums.
Amtsblatt der Königlichen Regierung Münster.
Burgsteinfurter Wochenblatt.
Burgsteinfurter Zeitung.
Der Stürmer, 1933ff.
Der Unbefangene. Eine praktisch-philosophische und historische Zeitschrift, Burgsteinfurt 1804 – 1811.
Deutsches Patentblatt.
Israelitisches Familienblatt.
Mitteilungen des Deutsch-Israelitischen Gemeindebundes, hrsg. v. Ausschuss des Deutsch-Israelitischen Gemeindebundes, Berlin 1894.
Münsterscher Anzeiger.
Nieuw Israëtisch Weekblad
Statistische Jahrbücher des Deutsch-Israelitischen Gemeindebundes, Berlin 1880ff.
Steinfurter Kreisblatt.
Steinfurter Wochenblatt zum Nutzen und zur Unterhaltung.
Westfälischer Merkur.

4. Aufsätze und Darstellungen

Althoff, Gertrud: Geschichte der Juden in Olfen. Jüdisches Leben im katholischen Milieu einer Kleinstadt im Münsterland, Münster/Hamburg/London 2000.
Art. Joseph Jacotot, in: Enzyklopädisches Handbuch der Pädagogik, hrsg. v. W. Rein, Bd. IV, Jena 2. Aufl. 1906, S. 597ff.
Asaria, Zwi (Hrsg): Die Juden in Köln von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, Köln Bachem 1959

Aschoff, Diethard: Juden in Westfalen. (= Westfalen im Bild. Eine Bildmediensammlung zur Westfälischen Landeskunde, hrsg. im Auftrage des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe von Wolfgang Linke, Reihe: Westfälische Kulturgeschichte, Heft 3), 3. Aufl. Münster 1993.

Baich, Fritz: Der Schwarze Freitag. Inflation und Wirtschaftskrise, München 2. Aufl. 1990.

Bajohr, Frank: „Unser Hotel ist judenfrei". Bäder-Antisemitismus im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 2003.

Bamberger, Ib. Nathan: A Cultural History of the Jews of Denmark, 1722 – 1900, Diss. Yeshiva University, D. H.L 1974, S. 21f.

Bambonist, Ulrike: Steinfurter Stadtgeschichte im Zeitalter der Industrialisierung (= Steinfurter Schriften Nr. 23), Steinfurt 1993.

Barkai, Avraham: Vom Boykott zur "Entjudung". Der wirtschaftliche Existenzkampf der Juden im Dritten Reich 1933 – 1943, Frankfurt a. M. 1988.

Barkai, Avraham: „Wehr Dich! Der Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens 1893 – 1938, München 2002.

Barkai, Avraham: Aus dem Dorf nach Amerika. Jüdische Auswanderung 1820 – 1914, in: Jüdisches Leben auf dem Lande. Studien zur deutsch-jüdischen Geschichte, hg. v. Monika Richarz und Reinhard Rürup, Tübingen 1997, S. 109 – 120.

Beckmann, Volker: Dokumentation zur Geschichte der Juden in Lübbecke (1830 – 1945), hg. v. d. Stadt Lübbecke, Lübbecke 1993.

Beckmann, Volker: Juden in Werther (Westf). Sozialgeschichte einer Minderheit im 19. und 20. Jahrhundert, Bielefeld 1998.

Beem, Hartog: De Joden van Leeuwarden. Geschiedenis van een Joods cultuurcentrum, Assen 1974.

Bekkum, Wout J. Van, Schut, Engbert: De Joodse Gemeente van Groningen, in: Halsema, Thzn. G. van e. a.(red.) Geloven in Groningen. Capita selecta uit de geloofsgeschiedenis van een stad, Kampen 1990, S. 157 – 184.

Benz, Wolfgang: Das Bild vom mächtigen und reichen Juden, In: Ders.: Bilder vom Juden, Studien zum alltäglichen Antisemitismus, München 2001, S. 13 – 26.

Bering, Dietz: Der Name als Stigma. Antisemitismus im deutschen Alltag 1812 – 1933, Stuttgart 1987.

Blumenthal, W. Michael: Die unsichtbare Mauer. Die dreihundertjährige Geschichte einer deutsch-jüdischen Familie, München/Wien 1999.

Bohn, Eckhard, Resing, Volker, Schröder, Clemens: Eisenbahnknotenpunkt Burgsteinfurt. Ein Beitrag zur Geschichte, hrsg. v d. Arbeitsgemeinschaft Schienenverkehr e. V. Münster-Roxel, o. O. 1987.

Bölling, Rainer: Sozialgeschichte der deutschen Lehrer, Ein Überblick von 1800 bis zur Gegenwart, Göttingen 1983.

Born, Karl Erich: Geld und Banken im 19. und 20. Jahrhundert, Stuttgart 1977.

Brilling, Bernhard: Abraham Sutro. Ein Beitrag zum Leben und Wirken des letzten münsterschen Landrabbiners, in: Westfälische Zeitschrift 123 (1973) S. 51 – 64.

Brilling, Bernhard: Das Judentum in der Provinz Westfalen 1815 – 1945, in: Kirchen- und Religionsgemeinschaften in der Provinz Westfalen, Münster 1978, S. 105 – 143.

Brilling, Bernhard: Das jüdische Schulwesen in Westfalen im 19. Jahrhundert, in: U-dim (Zeitschrift der Rabbinerkonferenz in der Bundesrepublik Deutschland), Frankfurt a. M. 1974/75, S. 11 – 45.
Brilling, Bernhard: Nachtrag. Die Familiennamen der Juden in Westfalen, in: Westfälische Zeitschrift für Volkskunde, Bd. VI (1959) S. 91 – 99.
Bruer, Alfred A.: Geschichte der Juden in Preußen (1750 – 1920), Frankfurt a. M./New York 1991.
Carlebach, Alexander: Adass Jeschurun of Cologne, Belfast 1964.
Chickering, Roger: Das Deutsche Reich und der Erste Weltkrieg, München 2002.
Cohen, Julie-Marthe: Onder de hamer. De veelzijdige verzameling van David Henriques de Castro (1826 –1898), Amsterdam 1999.
Daniel, Ute: Die Vaterländischen Frauenvereine in Westfalen, in: Westfälische Forschungen 39 (1989) S. 158 – 179.
Darpe, Franz: Geschichte der Stadt Bochum, Bochum 1894.
Das 50jährige Jubiläum des jüdischen Waisenhauses in Paderborn, in: Westfälisches Volksblatt vom 03. März 1906.
Das Steinfurter Bagno. Alte Beschreibungen und Ansichten. Für den Neudruck bearbeitet von Hans-Walter Pries. (= Schriftenreihe des Kreisheimatbundes Steinfurt, Bd. 5), Greven 1988.
Delprat, C. C. u. a.: Gedenkboek der Nederlandsche Maatschappij tot Bevordering der Geneeskunst, o. O. 1924.
Die jüdischen Gefallenen des deutschen Heeres, der deutschen Marine und der deutschen Schutztruppen 1914 – 1918. Ein Gedenkbuch, hrsg. v. Reichsverband Jüdischer Frontkämpfer, Nachdruck der Ausgabe von 1932, Moers 1979.
Ditt, Karl: Vom Heimatverein zur Heimatbewegung. Westfalen 1875 – 1915, in: Westfälische Forschungen 39 (1989) S. 232 – 255.
Döhmann, Karl Georg: Beiträge zur Geschichte der Stadt und Grafschaft Steinfurt, Teil II: Topographische Altertümer von Steinfurt, Burgsteinfurt 1902.
Döhmann, Karl.: Das Bagno. Geschichte des Fürstlich Bentheimischen Parks Bagno bei Burgsteinfurt, 2 Teile, Burgsteinfurt 1907.
Döhmann, Karl: Die Burgmannen von Steinfurt, 2 Teile, Burgsteinfurt 1900 und 1901.
Döhmann, Karl: Geschichte des Armenwesens in der Stadt Burgsteinfurt, Manuskript Burgsteinfurt o. J.
3 x Foerster. Beiträge zu Leben und Werk von Wilhelm Foerster, Friedrich Wilhelm Foerster und Karl Foerster, hrsg. im Auftrag des URANIA-Vereins „Wilhelm Foerster" Potsdam e. V. von Mathias Iven, Milow 1995.
Elbogen, Ismar, Sterling, Eleonore: Die Geschichte der Juden in Deutschland, Frankfurt a. M. 1988.
Elon, Amos: Zu einer anderen Zeit. Porträt der deutsch-jüdischen Epoche 1743 – 1943, München 2002.
Feld, Willi: „... daß die hiesigen Juden für Steinfurt wichtig sind". Die Juden in der Geschichte der ehemaligen Stadt Burgsteinfurt. Geschichte und Leben der Juden in Westfalen Bd. 1, Münster 1996.
Feld, Willi: Ein jüdisches Gebet [Kaddisch] für einen angesehenen Burgsteinfurter, in: Jahrbuch für den Kreis Steinfurt 14 (2001) S. 194 – 202.

Feld, Willi: Herz Heymann fehlt in jedem Geschichtsbuch. Burgsteinfurter Erfinder meldete bis 1910 mehr als ein Dutzend Patente an, in: Steinfurter Kreisblatt vom 28. Oktober 1998.
Feld, Willi: Stemmerter liest Schiller anders. 1859 sorgt Vortrag des Gelehrten Elias Marcus in Amsterdam für Aufsehen, in: Steinfurter Kreisblatt vom 07. November 1999.
Feld, Willi, Starosta, Thomas: Die Geschichte der Juden im Kreis Steinfurt von den Anfängen bis zur Vernichtung, in: Geschichte des Judentums im Kreise Steinfurt (= Steinfurter Hefte 13), Burgsteinfurt 1991.
Feldbaek, Ole: India Trade under the Danish Flag 1772 – 1808, Kopenhagen 1969.
Ficker, Ludwig: Der Kulturkampf in Münster. Aufzeichnungen des Kreisgerichtsrates a. D., Münster 1928.
Freehof, Salomon B.: The Respona-Literature, Philadelphia 1955.
Freund, Ismar: Die Rechtsstellung der Juden im preußischen Volksschulrecht, Berlin 1908.
Freund, Susanne: Jüdische Bildungsgeschichte zwischen Emanzipation und Ausgrenzung. Das Beispiel der Marks-Haindorf-Stiftung in Münster (1825 – 1942), Paderborn 1997.
Friedell, Egon: Kulturgeschichte der Neuzeit, Bd. 2, München 2. Aufl. 1976.
Fuchs, Eduard: Die Juden in der Karikatur. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte, München 1921.
Furber, Holden: Rival Empires of Trade in the Orient 1600 – 1800. Europe and the World in the Age of Expansion, Minneapolis 1976.
Gall, Lothar: Bürgertum in Deutschland, Berlin 1989.
Gall, Lothar: Krupp. Der Aufstieg eines Industrieimperiums, Berlin 2000.
Gerhard, Ute: Schiller im 19. Jahrhundert, in: Schiller-Handbuch, hrsg. v. W. Koopmann, Stuttgart 1998.
Glaser, Hermann: Bildungsbürgertum und Nationalismus. Politik und Kultur im Wilhelminischen Deutschland, München 1993.
Gooch, George P: Friedrich der Große. Herrscher, Schriftsteller, Mensch, Frankfurt a. M./Hamburg o. J.
Grab, Walter: Der deutsche Weg der Judenemanzipation 1789 – 1938, München 1991.
Graml, Hermann: "Reichskristallnacht". Antisemitismus und Judenverfolgung im Dritten Reich, München 1988.
Greive, Hermann: Geschichte des modernen Antisemitismus in Deutschland, Darmstadt 1983.
Groen, Marco: "Kisch, Jozef Izak (1802 – 1880), stadsheelmeester", in: Overijsselse biografieën 2, Meppel/Amsterdam 1992, S. 88 – 92.
Gronemann, Sally: Genealogische Studien über die alten jüdischen Familien Hannovers, Erste Abteilung: Genealogie der Familien. Zweite Abteilung: Grabschriften und Gedächtnisworte, Berlin 1913.
Guenter, Michael: Die Juden in Lippe von 1648 bis zur Emanzipation 1858, Detmold 1973.
Hagedoorn, Jaap, Groen, Marco: Gids langs de geschiedenis van joods Zwolle, Zwolle 1999.

Handbuch des Vaterländischen Frauenvereins, hrsg. zum 11. November 1916 v. Hauptvorstande, Berlin 2. Aufl. 1917.
Hardtwig, Wolfgang: Vormärz. Der monarchische Staat und das Bürgertum, München 1985.
Hartung, Karl: Die ehemaligen Lehrer der jüdischen Gemeinde in Castrop 1845 – 1935 (o. J.).
Hartung, Karl: Dokumente zur Errichtung einer Synagoge und einer jüdischen Schule in Castrop-Rauxel, 1965.
Heckscher, Albert, Fischer Josef: Stammtavlen Melchior, København 1920.
Henning, Friedrich-Wilhelm: Die Industrialisierung in Deutschland 1800 – 1914, Paderborn/München/Wien/Zürich, 7. Aufl. 1989.
Herberholz, Emil: Erinnerungen aus den Kriegen von 1813, 1864, 1866, 1870 – 1871. Vortrag, gehalten von Herrn Bürgermeister Herberholz im Kriegerverein für Stadt und Amt Burgsteinfurt am 12. Mai 1912, Burgsteinfurt 1912.
Herberholz, Emil: Rückblick auf die für Burgsteinfurt wichtigen Verkehrswege. Vortrag, gehalten von Herrn Bürgermeister Herberholz in der Generalversammlung des Verkehrsvereins am 8. November 1911, in: Burgsteinfurter Wochenblatt vom 09. und 11. November 1911.
Herwerden, C. H.: Van Deen, Izak, in: Nieuw Nederlands Biographisch Woordenboek, Bd. 3, Leiden 1914, Sp. 279f.
Herwerden, M. A. Van: Een vriendschap tusschen drie physiologen, in: De Gids 78 (1914) S. 448 – 498.
Herzig, Arno: Alexander Haindorfs Bedeutung für die Pädagogik in Westfalen, in: Westfälische Forschungen 3 (1971) S. 57 – 74.
Herzig, Arno: Judentum und Emanzipation in Westfalen. (= Veröffentlichungen des Prov. Instituts für Westfälische Landes- und Volkskunde, I,17), Münster 1973.
Hes, Hindle S.: Jewish physicians in the Netherlands 1600 – 1940, Assen 1980.
Heuermann, Georg: Mitteilungen aus der Geschichte der Grafschaft und Stadt Steinfurt, besonders im 18. Jahrhundert, in: St. Bll. 16 – 20 (1936 – 1938).
Hilgemann, Fritz: Aus den Kindertagen des Tennis. In Burgsteinfurt anno dazumal, in: St. Hb. vom November 1979.
Hoffer: Gerda: Nathan Ben Simon und seine Kinder. Eine europäisch-jüdische Familiengeschichte, München 1996.
Höting, Ingeborg: Die Anfänge der Steinfurter Hohen Schule, in: Jahrbuch für den Kreis Steinfurt, Bd. 1 (1988) S. 107 – 1911.
Indenfor murene. Jødisk liv I Danmark 1684 – 1984, København 1984.
Kampmann,Wanda: Deutsche und Juden. Die Geschichte der Juden in Deutschland vom Mittelalter bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs, Frankfurt a. M. 1979.
Karady, Victor: Gewalterfahrung und Utopie. Juden in der europäischen Moderne, Frankfurt a. M. 1999.
Keller, Werner: Und wurden zerstreut unter alle Völker. Die nachbiblische Geschichte des jüdischen Volkes, München/Zürich 1980.
Knabe, Lotte: Die Messen zu Frankfurt an der Oder und ihre Bedeutung für den Ost-West-Handel, in Heimatkunde und Landesgeschichte. Zum 65. Geburtstag von Rudolf Lehmann, hg. v. Friedrich Beck, Weimar 1958, S. 204 – 239.

Koehler, P. J., Endtz, L. J.: Between Magendie and Brown Seqard: Isaac van Deens spinal hemisections, Manuskript eines Vortrages, gehalten auf dem 2. Europäischen Kongress zur Geschichte der Neurologie im April 1989.
Kohl, Wilhelm: 150 Jahre Landkreis Steinfurt 1816 – 1966. Geschichte der Kreisverwaltung, Burgsteinfurt 1966.
Kohl, Wilhelm: Kleine Geschichte Westfalens, Düsseldorf 1994.
Kolatch, Alfred J.: Jüdische Welt verstehen. Sechshundert Fragen und Antworten, Wiesbaden 5 Aufl. 2000.
Koselleck, Reinhardt: Preußen zwischen Reform und Revolution. Allgemeines Landrecht, Verwaltung und soziale Bewegung von 1791 bis 1848, Stuttgart 1967.
Krabbe, Wolfgang: Die deutsche Stadt im 19. und 20. Jahrhundert, Göttingen 1989.
Lambrou, Ursula: Familienkrankheit Alkoholismus. Im Sog der Abhängigkeit, Reinbek b. Hamburg 1990.
Lazarus, Max: Erinnerungen. Bearbeitet von Hans Canoch Meyer, Dortmund 1967.
Lehmann, Tanja: Beiträge zu einer Geschichte des jüdischen Lehrerseminars in Köln, Schriftl. Hausarbeit, Köln 1985.
Lettinga, P. J.: Cholera in Zwolle, in: Zwols Historisch Jaarboek 1 (1984) S. 42 – 69.
Loth, Wilfried: Das Kaiserreich. Obrigkeitsstaat und politische Mobilisierung, München 1996.
Lülff, Erich: Die Burgsteinfurter Synagoge. Ein Beitrag zur Geschichte der Juden in Burgsteinfurt, in: St. Hb. 5 (1962).
Mak, Geert: Amsterdam. Biographie einer Stadt, Berlin 1997.
Marcus, Elias: In memoriam Professor Isaac van Deen. Zu seinem 125. Geburtstage am 24. März 1929, in: Steinfurter Kreisblatt v. 23. März 1929.
Marcus, Philipp: Erinnerungen an Alt-Stemmert, in: St. Hb. 9 – 10(1969).
Margolinsky, Jul.: Jødiske Dødsfald i Danmark 1693 – 1976, København 1978.
Maßmann, Günter: 50 Jahre im Dienste der Heimat. Aus der Geschichte des Heimat- und Verkehrsvereins Burgsteinfurt, in: St. Hb. 9 (1951).
Mendels, I.: De Joodse Gemeente te Groningen, Groningen 2 herziene en vermeerderde druk (2. durchgesehene und vermehrte Aufl.) 1910.
Merkenich, Stephanie: Grüne Front gegen Weimar. Reichslandbund und agrarischer Lobbyismus 1918 – 1933, Düsseldorf 1998.
Meyer, Peter: Aus der Geschichte der Juden des Hunsrücks, o. O. 1935.
Michman, Joseph, Beem, Hartog, Michman, Dan: Pinkas. Geschiedenis van de joodse gemeenschap in Nederland, Amsterdam 1993, S. 395 – 401.
Möllenhoff, Gisela, Schlautmann-Overmeyer, Rita: Jüdische Familien in Münster 1918 – 1945, Bd. 1, Münster 1995.
Mommsen, Wolfgang J.: 1848 – Die ungewollte Revolution, Frankfurt a. M. 2000.
Moses & Søn G. Melchior, 7. Januar 1761 – 1961. Et dansk handelshus gennem 6 generationer, København 1961.
Münch, Paul: Lebensformen der frühen Neuzeit. 1500 bis 1800, Berlin 1998.
Na'aman, Shlomo: Jüdische Aspekte des Deutschen Nationalvereins (1859 – 1867), in: Jahrbuch des Instituts für Deutsche Geschichte (Tel Aviv), Bd. XV (1986) S.285 – 307.

Nacke, Aloys: Die Juden in Schöppingen, in: Schöppingen 838 – 1988. Eine Geschichte der Gemeinden Schöppingen und Eggerode, hrsg. v. d. Gemeindeverwaltung Schöppingen, Schöppingen 1988

Nipperdey, Thomas: Das Unfehlbarkeitsdogma und die deutschen Katholiken, in: Das 19. Jahrhundert. Ein Lesebuch zur deutschen Geschichte 1815 – 1918, München 1997, S. 232 – 236.

Noltenius, Rainer, Dichterfeiern in Deutschland. Rezeptionsgeschichte als Sozialgeschichte am Beispiel der Schiller- und Freiligrath-Feiern, München 1984, S. 71ff.

Noltenius, Rainer: Schiller als Führer und Heiland. Das Schillerfest des Jahres 1859 als nationaler Traum von der Geburt des zweiten deutschen Kaiserreichs, in: Öffentliche Festkultur. Politische Feste in Deutschland von der Aufklärung bis zum Ersten Weltkrieg, hrsg. v. Dieter Düding/Peter Friedemann/Paul Münch, Reinbek b. Hamburg 1989, S. 237 – 258.

Oellers, Norbert (Hrsg.), Schiller – Zeitgenosse aller Epochen. Dokumente zur Wirkungsgeschichte Schillers in Deutschland. Teil 1: 1782 – 1859, Frankfurt a. M. 1970.

Olliges-Wieczorek, Ute: Politisches Leben in Münster – Parteien und Vereine im Kaiserreich (1871 – 1914), Münster 1995 S. 198ff.

Pagenstecher, Ursel/ Schröder, Dirk: Kopenhagen, Köln 2. Aufl. 1997.

Philippi, Eduard: Die Messen der Stadt Frankfurt an der Oder, Frankfurt a. O. 1877.

Piechorowski, Arno: Zur Geschichte der Juden in der Grafschaft Bentheim, in: Beiträge zur Geschichte der Juden in der Grafschaft Bentheim (= Das Bentheimer Land, Bd. 101), Bentheim 1982.

Pinsdorf, Margret: Das Armenwesen als ältestes und wichtigstes Glied unter den sozialen Einrichtungen der Stadt Burgsteinfurt, Prüfungsarbeit Münster, o. J.

Poel, Stefan Van der: Joods stadjers. De joodes gemeenschap in de stad Groningen, 1796 – 1945, Assen 2004.

Pohlmann, Klaus: Samuel Goldschmidt. Hoffaktor des lippischen Grafenhauses (1669 – 1722), in: Biographieforschung und Stadtgeschichte. Lemgo in der Spätphase der Hexenverfolgung, hrsg. v. Gisela Wilberz u. Jürgen Scheffler, Bielefeld 2000, S. 308 – 348.

Pohlmann, Klaus: Der jüdische Hoffaktor Samuel Goldschmidt aus Frankfurt und seine Familie in Lemgo. 1670 – 1750, Panu Derech 15, Detmold 1998.

Pracht, Elfi: Jüdisches Kulturerbe in Nordrhein-Westfalen, Teil I: Regierungsbezirk Köln, Köln 1997.

Pracht-Jörns, Elfi: Jüdisches Kulturerbe in Nordrhein-Westfalen, Teil IV: Regierungsbezirk Münster, Köln 2002.

Pries, Hans Walter: Markt und Märkte in Burgsteinfurt, Steinfurt 1989.

Prinz, Alois: Beruf Philosophin oder Die Liebe zur Welt. Die Lebensgeschichte der Hannah Arendt, Weinheim und Basel 1998.

"Reichskristallnacht". Judenverfolgung in Burgsteinfurt. Leistungskurs Geschichte des Gymnasiums Arnoldinum, Burgsteinfurt 1981.

Reinhard, Wolfgang: Geschichte der europäischen Expansion, Bd. 1: Die alte Welt bis 1818, Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz, 1983.

Reith, Reinhard: Art. Gerber, in: Lexikon des alten Handwerks. Vom Spätmittelalter bis zum 20. Jahrhundert, hrsg. v. Reinhard Reith, München 1990, S. 84 – 91.

Rennbahn in der Hollicher Heide, in: 1490 – 1990. 500 Jahre Schützen in Hollich. Das Buch der Bauerschaft, hrsg. v. d. Schützengesellschaft Hollich 1490 e. V., Ibbenbüren 1990, S. 328 – 330.
Reulecke, Jürgen: Geschichte der Urbanisierung in Deutschland, Frankfurt a. M. 1985.
Rübel, Robert: Professor Isaak van Deen, in: Verdiente Burgsteinfurter, Burgsteinfurt o. J.
Rübel, Rudolf., Hilgemann, Fritz: Geschichte der Burgsteinfurter Volksschulen, Burgsteinfurt 1955.
Rübel, Rudolf: Burgsteinfurt im Siebenjährigen Krieg, in: Burgsteinfurt. Eine Reise durch die Geschichte. 650 Jahre Stadtrechte. 1347 – 1997, hrsg. v. Heimatverein Burgsteinfurt, Horba Neckar 1997.
Rübel, Rudolf: Das Burgsteinfurter Gymnasium Arnoldinum im Wandel der Zeiten, Burgsteinfurt 1953.
Rübel, Rudolf: Geschichte von Burgsteinfurt, (Manuskript) Burgsteinfurt o. J.
Rübel, Rudolf: Vorläufer des Gymnasiums Arnoldinum, in: Steinfurter Heimatbote 7 (1958).
Sachße, Christoph, Tennstedt, Florian: Geschichte der Armenfürsorge in Deutschland. Vom Spätmittelalter bis zum 1. Weltkrieg, Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1980.
Schellack, Fritz: Sedan- und Kaisergeburtstagsfeste, in: Öffentliche Festkultur. Politische Feste in Deutschland von der Aufklärung bis zum Ersten Weltkrieg, hrsg. v. Dieter Düding/Peter Friedemann/Paul Münch, Reinbek b. Hamburg 1988, S. 278 – 297.
Schivelbusch, Wolfgang: Geschichte der Eisenbahnreise. Zur Industrialisierung von Raum und Zeit im 19. Jahrhundert, München, Wien 1977.
Schmalenberg, Erich: Scheineheschließungen, in: Allgemeine Wochenzeitung der Juden in Deutschland vom 25. Oktober 1963.
Schnee, Heinrich: Die Hoffinanz und der moderne Staat. Geschichte und System der Hoffaktoren an deutschen Fürstenhöfen im Zeitalter des Absolutismus. Bd. 2: Die Institution des Hoffaktorentums in Hannover, Braunschweig, Sachsen und Anhalt, Mecklenburg, Hessen-Kassel und Hanau, Berlin 1954.
Schneider, Hans-Günther, Nockemann, Georg, Brilling, Bernhard: Die Geschichte der Juden in Haltern, Haltern 1982.
Schoeps, Joachim: Alexander Haindorf, ein früher Vertreter des liberalen Judentums, in: Ders.: Ein weites Feld. Gesammelte Aufsätze, Berlin 1980, S. 147 – 162.
Schoeps, Julius H.: Die missglückte Emanzipation. Zur Tragödie des deutsch-jüdischen Verhältnisses, in: Jüdisches Leben – Religion und Alltag, Bd. 2: Aspekte der Vergangenheit, hrsg. v. Rodekamp, Volker, Gütersloh 1988, S. 97 – 103.
Schoeps, Joachim: Ritualmordbeschuldigung und Blutaberglaube. Die Affäre Buschoff im niederrheinischen Xanten, in: Ders.: Deutsch-jüdische Symbiose oder Die missglückte Emanzipation, Darmstadt 1996, S. 203 – 230.
Scholz, Dietmar: „Wir leben in diesem schönen reichen Lande vor allem in Frieden und Freiheit". Vom preußischen Schutzjuden zum Opfer von Hitlers Helfern. Leben und Geschichte der Juden in Castrop-Rauxel, Münster 1998.
Schultz, Helga: Handwerker, Kaufleute, Bankiers. Wirtschaftsgeschichte Europas 1500 – 1800, Frankfurt a. M. 1997.

Schulze, Hagen: Der Weg zum Nationalstaat. Die deutsche Nationalbewegung vom 18. Jahrhundert bis zur Reichsgründung, München 2. Aufl. 1986.
Schut, Engbert: De joodse gemeenschap in de stad Groningen 1689 – 1796, Assen 1995.
Schut, Engbert: De organisatie der Joden in Noord-Nederland gedurende de Franse Tijd, inclusief Oost-Friesland, kandidaatsscriptie Groningen 1982.
Schut, Engbert: Geschiedenis van de joden in de stad Groningen vanaaf de erste vestiging tot het midden der negentiende eeuw, in: Groningsche Volksalmanak voor het jaar 1985/86, Groningen 1986, S. 58 – 93.
Seligmann, Caesar: Geschichte der jüdischen Reformbewegung von Mendelssohn bis zur Gegenwart, Frankfurt a. M. 1922.
Siemann, Wolfram: Gesellschaft im Aufbruch. Deutschland 1849 – 1871, Frankfurt a. M. 1990.
Siemann, Wolfram: Krieg und Frieden in historischen Gedenkfeiern des Jahres 1913, in: Öffentliche Festkultur. Politische Feste in Deutschland von der Aufklärung bis zum Ersten Weltkrieg, hrsg. v. Dieter Düding/Peter Friedemann/Paul Münch, Reinbek b. Hamburg 1988, S. 298 – 320.
Siemes, Christof. Wie deutsch ist Fußball, in: DIE ZEIT vom 20. Jan. 2000, S. 72.
Sluiter, E.: Isaac Van Deen 1804 – 1869, in: Nederlands Tijschrift voor Geneeskunde 91 (1947) S. 946 – 951.
Soboul, Albert: Die Große Französische Revolution. Ein Abriss ihrer Geschichte (1789 – 1799), Frankfurt a. M. 3. Aufl. 1979.
Soll, Karl: Dr. med. Julius Heilbronn. Lebensbild eines Mindener Arztes, in: Mitteilungen des Mindener Geschichtsvereins 64 (1992) S. 115 – 130.
SpVg. Schwarz-Gelb Burgsteinfurt: Festschrift zum 75jährigen Vereinsjubiläum, Burgsteinfurt 1974.
Stammbaum der Familien Itzig und Feibes, hg. v. J. Feibes, Münster 1887.
Thomas, Jelika: Joden in niet joodse gemeenschappen, ca. 1784 – 1864: De Maatschappij Tot Nut van't Algemeen, de onafhankelijke vrijmetselaarsloge Post Nubilo Lux en het letteroefenend genootschap Tot Nut en Beschaving, o.O. 1995.
Thoß, Gudrun: Beiträge zur Geschichte des Gubener Tuchmacherhandwerks – Unter Berücksichtigung insbesondere der sächsischen Herrschaft 1635 – 1845, Berlin-Charlottenburg 1938.
Tuchmann, Barbara: August 1914. Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs, Bergisch Gladbach 1981.
Turnerbund Burgsteinfurt: 1862 – 1962. 100 Jahre Turnen in Burgsteinfurt, Burgsteinfurt 1962.
Ulrich, Volker: Die nervöse Großmacht 1871 – 1918. Aufstieg und Untergang des deutschen Kaiserreiches, Frankfurt a. M. 1999.
Van der Horst, Gert: Zwolle 1848. Een onderzoek naar de achtergronden van de gebeurtenissen te Zwolle in het revolutiejaar 1848, in: Zwols Historisch Jaarboek 5 (1988) S. 83 – 106.
Vinkmann: Axel: Soziales Engagement als religiöse Pflicht: Das israelitische Waisenhaus in Stettin, in: „Halte fern dem ganzen Lande jedes Verderben..." Geschichte und Kultur der Juden in Pommern. Ein Sammelband, hrsg. v. Margret Heitmann u.

Julius Schoeps unter Mitarbeit von Bernhard Vogt, Hildesheim/Zürich/New York, 1995, S. 367 – 378.
Vom Kientopp zum Filmtheater. Vierzig Jahre Lichtspielhaus Burgsteinfurt, in: Steinfurter Kreisblatt vom 26. Oktober 1951.
Jonckbloet, W.J.A.: Gedenkboek der Hoogschool te Groningen, Groningen 1864.
Walter, Dirk: Antisemitische Kriminalität und Gewalt. Judenfeindschaft in der Weimarer Republik, Bonn 1999.
Wand, Albert: Die „Westfälische Provinzialzeitung" (1873 – 1882). Ein Beitrag zur Geschichte des Kulturkampfes in Westfalen, in: Dortmunder Beiträge zur Zeitungsforschung Bd. 2 (1958) S. 61 – 70.
Weinberg, Werner: Wunden, die nicht heilen dürfen. Die Botschaft eines Überlebenden, Freiburg 1988.
Wilbertz, Gisela: Synagogen und jüdische Volksschulen in Bochum und Wattenscheid, Bochum 1988.
Wistrich, Robert: Wer war wer im Dritten Reich? Anhänger, Mitläufer, Gegner aus Politik, Wirtschaft, Militär, Kunst und Wissenschaft, München 1983.
Wouk, Herman: Das ist mein Gott. Glaube und Leben der Juden, Hamburg 1984.
Wurst, Adolf: Festschrift zum 75jährigen Bestehen der Industrie- und Handelskammer. Industrie und Handel des Bezirks von 1854 – 1929, Münster 1929.
Zeiler, Frits C.: Deen, Isaac Van (1805 – 1869), in: Overijsselsd biographien I. Levensbeschrijvingen van bekende en onbekende Overijsseleers, Meppel/Amsterdam 1990, S. 45 – 48.
Zwiebelberg, Werner: Das alte Gemünden. (= Veröffentlichungen der landeskundlichen Arbeitsgemeinschaft im Regierungsbezirk Koblenz e. V. Bd.), Boppard o. J.

Abbildungsverzeichnis

Titelbild: C. A. Neeman
Abbildung 1: C. A. Neeman
Abbildung 2: Herbert Möllers
Abbildung 3: C. A. Neeman
Abbildung 4: C. A. Neeman
Abbildung 5: C. A. Neeman
Abbildung 6: H. Woudstra
Abbildung 7: H. Woudstra
Abbildung 8: RA Kopenhagen
Abbildung 9: GA Groningen
Abbildung 10: Museum der Universität Groningen
Abbildung 11: Museum der Universität Groningen
Abbildung 12: StA Steinfurt
Abbildung 13: Gemeindeverwaltung Kirchberg
Abbildung 14a: Gemeindeverwaltung Kirchberg
Abbildung 14b: Gemeindeverwaltung Kirchberg
Abbildung 15: Ruth Mazaki
Abbildung 16a: Dr. Margit Naarmann
Abbildung 16b: Dr. Margit Naarmann
Abbildung 17: Willi Feld
Abbildung 18: Ruth Lewitz
Abbildung 19: Ruth Lewitz

Geschichte und Leben der Juden in Westfalen

herausgegeben von Prof. Dr. Diethard Aschoff (Institutum Judaicum Delitzschianum, Münster)

Willi Feld

"... daß die hiesigen Juden für Steinfurt wichtig sind"

Die Juden in der Geschichte der ehemaligen Stadt Burgsteinfurt

Die ehemalige jüdische Gemeinde Burgsteinfurt hat zu den größten und bedeutendsten des Münsterlandes, zeitweise sogar Westfalens gehört. Die vorliegende Arbeit zeichnet die durchaus eigentümliche Geschichte dieser Gemeinde in ihrem ganzen Facettenreichtum nach. Gestützt auf ein breites Fundament zum großen Teil noch unveröffentlichter Quellen erzählt sie von der Aufnahme der ersten jüdischen Familien nach dem Dreißigjährigen Krieg, von der ebenso wohlwollenden wie wohlerwogenen Judenpolitik der Grafen Karl Paul Ernst und Ludwig zu Bentheim-Steinfurt, von dem Bemühen der Burgsteinfurter Juden um Gleichberechtigung und Integration, von ihren Erfolgen und Niederlagen und nicht zuletzt von ihrem beachtlichen Anteil an der Entwicklung der Stadt, in der sie sich zu Hause fühlten. Ein eindringliches Kapitel über die Verfolgung und Vernichtung der Gemeinde in der Hitlerzeit beschließt das Buch.

Bd. 1, 1997, 264 S., 15,90 €, br.,
ISBN 3-8258-2982-0

Dietmar Scholz

"... wir leben in diesem schönen, reichen Lande vor allem in Frieden und Freiheit"

Vom preußischen "Schutzjuden" zum Opfer von Hitlers Vordenkern und willigen Helfern. Zum Leben und zur Geschichte der Juden in Castrop und Castrop-Rauxel 1699 – 1945

Die Geschichte der Juden in Castrop und Castrop-Rauxel ist bislang nur sehr punktuell und bruchstückhaft untersucht worden. Die vorliegende Darstellung gibt zum erstenmal eine gründliche und umfassende Übersicht über Leben und Schicksal der Castroper Juden zwischen 1699 und 1945. Auf der Basis von umfangreichem Quellenmaterial zur lokalen Geschichte bietet der Autor einen anschaulichen Einblick in die rechtliche Ausnahmesituation der Juden bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, in den positiven Prozeß der gesellschaftlichen und politischen Emanzipation und Angleichung, aber auch in den schon lange vor 1933 spürbaren lokalen Antisemitismus und vor allem in die ab 1933 erfolgende Diffamierung und Entrechtlichung und die unmenschliche "Endlösung", der aller Wahrscheinlichkeit nach 71 Castroper Juden zum Opfer gefallen sind.

Der Autor möchte mit seiner detailreichen Untersuchung keinen Schlußstrich ziehen. Seiner Ansicht nach gibt es "Schlußstriche" im Verhältnis zu wichtigen Geschehnissen der Vergangenheit ohnedies nicht.

Bd. 2, 1998, 168 S., 15,90 €, br.,
ISBN 3-8258-3551-0

Marga Spiegel

Retter in der Nacht

Wie eine jüdische Familie im Münsterland überlebte. Durch einen Rückblick auf die Zeit vor 1938 und jüngere Gedanken zum eigenen Schicksal ergänzte 4. Auflage. Herausgegeben, eingeleitet und erläutert von Diethard Aschoff

Der Überlebensbericht RETTER IN DER NACHT beschreibt das angstvolle

LIT Verlag Münster – Hamburg – Berlin – Wien – London
Grevener Str./Fresnostr. 2 48159 Münster
Tel.: 0251 – 23 50 91 – Fax: 0251 – 23 19 72
e-Mail: vertrieb@lit-verlag.de – http://www.lit-verlag.de

gehetzte Leben einer jüdischen Familie im stets gefährdeten münsterländischen Versteck. Gleichzeitig zeigt sich die menschliche Größe, der Mut und das Gottvertrauen der Retter. Ihnen setzt die Autorin in diesem Buch ein Denkmal. Es ist das früheste, farbigste und umfangreichste Zeugnis dieser Art aus Westfalen. Über Jahrhunderte läßt sich die Familiengeschichte verfolgen. Als deutsche Patrioten nahm man am 1. Weltkrieg teil. Dem Holocaust fielen 37 Angehörige zum Opfer. Jüdisches Schicksal im 20. Jahrhundert in Deutschland!

Bd. 3, 4. Aufl. 1999, 232 S., 10,90 €, br.,
ISBN 3-8258-3595-2

Gertrud Althoff

Geschichte der Juden in Olfen

Jüdisches Leben im katholischen Milieu einer Kleinstadt im Münsterland. Mit einem einleitenden Beitrag von Diethard Aschoff

Die Geschichte der Juden in Olfen beginnt 1568 mit dem Versuch von Bürgermeistern und Rat, Samuel Jud mit einem Schutzgeleit der Stadt zu versehen, um mit seiner Hilfe die Wirtschaft des Ortes zu entwickeln. Sie endet 1928, als das letzte jüdische Ehepaar zu ihrem Sohn nach Münster zieht. Hat Olfen folglich nichts zu tun mit den Verbrechen gegen jüdische Deutsche während der NS-Zeit? Zwischen 1941 und 1945 wurden aber neun gebürtige Olfener mit ihren Ehepartnern und Kindern und zumeist noch anderen Verwandten ermordet. Dokumente und Aussagen von Zeitzeugen belegen ein oftmals belastetes Verhältnis zwischen jüdischer Minderheit und christlicher Mehrheit in diesem katholischen Städtchen des südwestlichen Münsterlandes. Neben der allgemeinen Entwicklung der jüdischen Gemeinde Olfen bringt das Buch diese Spannungen zur Sprache und bietet damit Ansätze für zukünftige Auseinandersetzungen mit dem Thema.

Bd. 4, 2001, 300 S., 15,90 €, br.,
ISBN 3-8258-4662-8

Imo Moszkowicz

Der grauende Morgen

Erinnerungen. Mit Geleitworten von H. W. Gummersbach und D. Aschoff

„Erinnerungen sind nicht nur das Paradies aus dem man nicht vertrieben werden kann – sie sind auch die Hölle, die einen -stets und ständig – in ihren verletzenden Krallen hält!"ist die Lebenslehre des Autors und Regisseurs Imo Moszkowicz, der 1925 im westfälischen Ahlen als Sohn eines Schusters in diese Welt kam, die ihn bald schon verfolgte, degradierte und ihm nach dem Leben trachtete.

Über 100 Theater- Film- und Fernsehinszenierungen im deutschsprachigen Raum (sowie auch von Santiago de Chile bis Tel-Aviv) markieren seinen künstlerischen Pfad, den er nach der Befreiung aus dem KZ, wo er seine Mutter und seine sechs Geschwister verlor, gehen konnte.

Als Gastprofessor an etlichen Hochschulen gab er seine Erfahrungen sowie das bei Gustaf Gründgens und Fritz Kortner Erlernte an den Theaternachwuchs weiter.

Er wohnt mit seiner Frau Renate in Ottobrunn bei München; Tochter Daniela Dadieu lebt als Schauspielerin in Wien; Sohn Martin ist als Filmproduzent ein Pendler zwischen Hollywood und München.

Das GROSSE BUNDESVERDIENSTKREUZ wurde ihm 1991 verliehen, 1995 erhielt er den BAYERISCHEN FERNSEHPREIS FÜR BESTE REGIE, die Freunde der Hebräischen Univer-

LIT Verlag Münster – Hamburg – Berlin – Wien – London
Grevener Str./Fresnostr. 2 48159 Münster
Tel.: 0251 – 23 50 91 – Fax: 0251 – 23 19 72
e-Mail: vertrieb@lit-verlag.de – http://www.lit-verlag.de

sität Jerusalem zeichneten ihn 2002 mit dem SCOPUS AWARD aus, den OBERBAYERISCHEN KULTURPREIS erhielt er 2003.
Bd. 6, 3. Aufl. 2004, 184 S., 14,90 €, br.,
ISBN 3-8258-6754-4

Anpassung – Selbstbehauptung – Widerstand

Irmgard von der Lühe
Lebenswege im Widerstand
Was bringt Menschen dazu, einem totalitären Regime Widerstand zu leisten? Dieser Frage ist in Deutschland zum zweiten Mal in einem Jahrhundert Bedeutung zugewachsen. Was wir darüber wissen könnten, ist so wenig nicht. Aber Hilflosigkeit vor der Größe der gebrachten Opfer führt zu Vergeßlichkeit. Ist es ideologische Standhaftigkeit, politische Überzeugung, religiöses Bekenntnis, jugendliche Geradlinigkeit oder die Treue zu bedrohten tradierten Werten, die Menschen in den Aufstand treibt? Dieses Buch zeigt am Widerstand gegen den deutschen Nationalsozialismus, daß sich in ihm viele dieser Motive zusammenfanden. Daß daraus keine politische Einheit wurde, widerspricht dem nicht, sondern offenbart eher, wie stark diese Motive wirkten. In der Erzählung und Analyse der Lebenswege von Widerstandskämpferinnen und -kämpfern aus allen sozialen, politischen und religiösen Lagern gibt, die Menschen mit sehr unterschiedlichen Motiven und gleichem Ziel gehen können. Auch ihr Scheitern muß berichtet werden, damit individuelle Lebensentwürfe zugänglicher werden, die vor der letzten Konsequenz nicht zurückschrecken. Die Geschichte von Lebenswegen im Widerstand zu erzählen heißt, dessen Möglichkeit in der Kommunikation der Gesellschaft zugriffsfähig zu halten. Das in diesem Buch verarbeitete Material entstammt dem Studium der einschlägigen Quellen, dem Gespräch mit Zeitzeugen und der persönlichen Erfahrung der Autorin.
Bd. 2, 1993, 220 S., 19,90 €, br.,
ISBN 3-89473-662-3

Meir Levenstein
"Du sollst sterben und nicht leben"
Ein Bericht über die Vernichtung der Juden Lettlands
"Bei der Lektüre des Buches von Meir Levenstein entdeckt man wieder, wie stark diese Literatur uns erregt und beeinflußt, wie sehr sie uns ans Herz geht und Identifizierung mit den Schicksalen veranlaßt. Und gleichzeitig erweckt die Lektüre dieser autobiographischen Kapitel – die zugleich eine Biographie von Millionen Juden darstellen – bewundernde Hochachtung vor der Standhaftigkeit zerbrochener, gefolterter Geschöpfe, die ständig um ihr Leben kämpfen, die mit ihrem Leib das alte jüdische Gebot erfüllen: "Du sollst leben und nicht sterben!" (A. Mordechai in 'Ma'ariv')
Bd. 3, 2., unv. Aufl., 1994, 200 S., 17,90 €, gb.,
ISBN 3-89473-663-1

Jutta Hetkamp
Die jüdische Jugendbewegung in Deutschland von 1913 – 1933
Mit einem Vorwort von Schalom Ben-Chorin
Die Auseinandersetzung mit der jüdischen Jugendbewegung ist mehr als die Analyse eines Bausteins der deutschen Jugendbewegung, es ist konkrete Auseinandersetzung mit deutsch-jüdischer Geschichte. Die jüdische Jugendbewegung Deutschlands leistete einen wichtigen Beitrag zum Aufbau des

LIT Verlag Münster – Hamburg – Berlin – Wien – London
Grevener Str./Fresnostr. 2 48159 Münster
Tel.: 0251 – 23 50 91 – Fax: 0251 – 23 19 72
e-Mail: vertrieb@lit-verlag.de – http://www.lit-verlag.de

Staates Israels und spiegelt zugleich deutsche Kultur und Lebensweise wider. Um das Besondere dieser Erscheinungsform der Jugendbewegung zu erfassen, müssen Fragen nach Inhalt, Ideologie und Struktur gestellt werden.
Diesen Fragen wird nicht nur durch die Aufbereitung umfangreichen Quellenmaterials, sondern auch durch die Auswertung einer Fragebogenstudie und Interviews mit ehemaligen Mitgliedern der jüdischen Jugendbewegung nachgegangen. Hier zeigt sich zudem die ganze Ohnmacht einer Generation, die bis zu ihrer rettenden Auswanderung nach Palästina oder der Flucht in andere Länder, soweit sich diese nach 1933 noch realisieren ließ, nicht begreifen konnte, wie sie als Deutsche von Deutschen systematisch verfolgt wurden aufgrund ihrer Religionszugehörigkeit. Das vorliegende Buch gibt somit einen umfassenden Überblick über die jüdische Jugendbewegung, ist erster Einstieg ins Thema. Es richtet sich aber auch an all Jene, die sich nicht damit begnügen, Zusammenhänge aus dem "Hier und Jetzt" zu begreifen, sondern nachfragen und "Verstehen" wollen; letzteres ist nur aus der Gegenwärtigkeit und Kenntnis der Geschichte möglich.
Bd. 4, 1994, 240 S., 24,90 €, gb.,
ISBN 3-89473-797-2

Jutta Hetkamp

Ausgewählte Interviews von Ehemaligen der Jüdischen Jugendbewegung in Deutschland von 1913 – 1933

Die Auseinandersetzung mit der jüdischen Jugendbewegung ist mehr als die Analyse eines Bausteins der deutschen Jugendbewegung, es ist konkrete Auseinandersetzung mit deutsch-jüdischer Geschichte. Die jüdische Jugendbewegung Deutschlands leistete einen wichtigen Beitrag zum Aufbau des Staates Israels und spiegelt zugleich deutsche Kultur und Lebensweise wider. Um das Besondere dieser Erscheinungsform der Jugendbewegung zu erfassen, müssen Fragen nach Inhalt, Ideologie und Struktur gestellt werden.
Diesen Fragen wird nicht nur durch die Aufbereitung umfangreichen Quellenmaterials, sondern auch durch die Auswertung einer Fragebogenstudie und Interviews mit ehemaligen Mitgliedern der jüdischen Jugendbewegung nachgegangen. Hier zeigt sich zudem die ganze Ohnmacht einer Generation, die bis zu ihrer rettenden Auswanderung nach Palästina oder der Flucht in andere Länder, soweit sich diese nach 1933 noch realisieren ließ, nicht begreifen konnte, wie sie als Deutsche von Deutschen systematisch verfolgt wurden aufgrund ihrer Religionszugehörigkeit. Das vorliegende Buch gibt somit einen umfassenden Überblick über die jüdische Jugendbewegung, ist erster Einstieg ins Thema. Es richtet sich aber auch an all Jene, die sich nicht damit begnügen, Zusammenhänge aus dem "Hier und Jetzt" zu begreifen, sondern nachfragen und "Verstehen" wollen; letzteres ist nur aus der Gegenwärtigkeit und Kenntnis der Geschichte möglich.
Bd. 5, 1994, 160 S., 15,90 €, gb.,
ISBN 3-89473-796-4

Arie Goral

An der Grenzscheide: Kein Weg als Jude und Deutscher?

Eine aktuelle Auswahl von Texten Arie Gorals im Kampf um Integration als Deutscher und im Widerstand gegen Assimilation als Jude. Deutscher Jude – aber wie und mit wem und für was? Deutsches Judentum – wo und wer? Deutschland – Weltmeister der Restauration? Was blieb nach der Shoah?

LIT Verlag Münster – Hamburg – Berlin – Wien – London
Grevener Str./Fresnostr. 2 48159 Münster
Tel.: 0251 – 23 50 91 – Fax: 0251 – 23 19 72
e-Mail: vertrieb@lit-verlag.de – http://www.lit-verlag.de

Fragen auf der Suche nach autonomer Identität
Bd. 6, 1994, 250 S., 12,90 €, br.,
ISBN 3-8258-2143-9

Mirjam Michaelis
Die große und die kleine Welt
Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Irmgard Klönne, in Verbindung mit Gabi Rochell und Renate Schiller-Thielmann
Mirjam Michaelis hatte gerade ihr Studium abgeschlossen und erste Texte veröffentlicht, als sie von der Reichskulturkammer einen Brief erhielt: Sie dürfe ihr Erleben nicht im deutschen Wort gestalten, da sie, eine "Artfremde", nicht fähig sei, an dessen "Wesen" teilzuhaben. 1940, kaum ein Jahr nach ihrer "Alija" nach Palästina, schrieb Mirjam Michaelis die Geschichte der Verstrickungen ihrer "kleinen" persönlichen mit der "großen Welt". Für die Autorin war es Überlebensarbeit, sich ihrer Erfahrungen schreibend zu vergewissern, Bedingungen auch, eine neue Heimat finden zu können. Für die LeserInnen wird mit der Erzählung die kulturelle Atmosphäre einer Jugend im Berlin der Dreißiger Jahre lebendig. Mirjam Michaelis läßt sie teilhaben an ihren persönlichen Trennungen, Verlusten und neuen Hoffnungen und nimmt sie mit in das Land, wo sie im Kibbuz Dalia eine neue Zukunft für sich und ihre Kinder aufbaut.
Mehr als fünf Jahrzehnte nach der Niederschrift wird das poetische Dokument hier erstmals veröffentlicht.
Bd. 7, 1995, 144 S., 14,90 €, br.,
ISBN 3-8258-2451-9

Simone Ladwig-Winters
Wertheim – ein Warenhausunternehmen und seine Eigentümer
Ein Beispiel der Entwicklung der Berliner Warenhäuser bis zur "Arisierung"
Während der Zeit des Nationalsozialismus verloren die Eigentümer Hermann Tietz und Georg Wertheim die Verfügungsgewalt über ihre Warenhausunternehmen.
Man weiß heute, *daß* das so war, Unklarheit herrscht jedoch über das Wie. Die vorliegende Arbeit nun schließt diese Lücke.
Am Beispiel Wertheim und H. Tietz wird gezeigt, wie sich die Durchführung der Rassengesetze erst auf Umsatz und Angebot der Warenhäuser auswirkte und schließlich dazu führte, daß die Eigentümer ihre Unternehmen verloren. Es wird ein umfassendes Bild über die Entwicklung der Berliner Warenhäuser bis zur Arisierung geschaffen.
Bd. 8, 1997, 493 S., 35,90 €, br.,
ISBN 3-8258-3062-4

Claus Cursiefen
Auf den Spuren Janusz Korczaks in Israel
Der polnisch-jüdische Kinderarzt, Schriftsteller und Pädagoge Janusz Korczak bereiste in den 30er Jahren zweimal das heutige Israel. Wie die beiden Reisen 1934 und 1936 abliefen, wie sie Korczaks persönliche Entwicklung und sein schriftstellerisches Werk beeinflußten und welche Spuren sie im heutigen Israel hinterließen, wurde im Rahmen einer Studienreise untersucht.
Bd. 9, 1997, 48 S., 10,90 €, gb.,
ISBN 3-8258-3162-0

LIT Verlag Münster – Hamburg – Berlin – Wien – London
Grevener Str./Fresnostr. 2 48159 Münster
Tel.: 0251 – 23 50 91 – Fax: 0251 – 23 19 72
e-Mail: vertrieb@lit-verlag.de – http://www.lit-verlag.de

Arie Goral-Sternheim
Jeckepotz
Eine jüdisch-deutsche Jugend 1914 – 1933. Mit einem Vorwort von Jan Philipp Reemtsma
Bd. 10, 1996, 208 S., 10,90 €, br.,
ISBN 3-8258-3168-x

Suska Döpp
Jüdische Jugendbewegung in Köln 1906 – 1938
Von der Gründung des Gabriel-Riesser-Vereins im Jahr 1906 bis zum endgültigen Verbot der jüdischen Jugendbünde in Deutschland im Jahr 1938 gab es in Köln eine zahlenmäßig starke und vitale jüdische Jugendbewegung. Sie wurde schnell zu einem vielfältigen und eigenwertigen Teil des jüdischen Lebens in Köln und umfaßte das gesamte ideologisch-weltanschauliche Spektrum der jüdischen Jugendbewegung in Deutschland.
Über das Anliegen, einen Beitrag zur Wiedergewinnung einer verlorengegangenen Überlieferung im Bereich der Lokalgeschichte zu leisten, weist dieser Band jedoch über den örtlichen Rahmen hinaus. Hier wird am Beispiel einer Großgemeinde ein Bild des bündischen Lebens auf der untersten Organisationsebene der Jugendbewegung nachgezeichnet. Im Mittelpunkt steht dabei neben einer Darstellung der einzelnen Bünde in ihrer weltanschaulich-ideologischen Ausprägung vor allem das Verhältnis der Jugendorganisationen untereinander, die Einbindung der Jugendbewegung in die jüdische Gemeinschaft Kölns sowie in die allgemeine städtische Jugendpflege.
Bd. 11, 1998, 256 S., 20,90 €, br.,
ISBN 3-8258-3210-4

Martin Sieg
Im Schatten der Wolfschanze
Hitlerjunge auf der Suche nach Sinn. Autobiographische Skizze eines Zeitzeugen
Bd. 12, 1997, 216 S., 15,90 €, br.,
ISBN 3-8258-3288-0

Arie Goral-Sternheim; Walter Lovis
Um Mitternacht
1. Auflage – Jerusalem 1944
Bd. 13, 1999, 88 S., 10,90 €, br,
ISBN 3-8258-3892-7

Helmuth Stoecker
Socialism with Deficits
An academic life in the German Democratic Republic. Edited from the private papers by Holger Stoecker
Helmuth Stoecker was born in 1920 into a communist family in Berlin. In 1933 he had to emigrate to Great Britain after his father's arrestment by the Nazis. After his return in 1947 he started an academic career as historian at the Humboldt University in East Berlin. In the following years he became an important authority in the fields of German colonial history and African history. After German reunification and shortly before his death in 1994, Stoecker wrote down his impressions on academia. He attempted to explain his point of view of the rise and fall of socialism in the GDR. The book offers an insight view of the academic life as well as private thoughts on everyday life in the GDR.
Bd. 14, 2000, 136 S., 20,90 €, br.,
ISBN 3-8258-3990-7

Hermann Görgen
Ein Leben gegen Hitler
Geschichte und Rettung der "Gruppe Görgen". Autobiographische Skizzen. Mit Geleitworten von I. Bubis, O. Lafontaine und M. Abelein
Frederic Forsyth, von Hause aus Journalist, stellt sich in seinem Roman "Icon" ("Das schwarze Manifest") die Frage: Ist es möglich, daß in Rußland ein charismatischer Führer – wie seinerzeit Hitler in Deutschland – an die Macht gelangt? Wiederholt sich also die Geschichte? Doch verlassen wir die Gegenwart und gehen in

LIT Verlag Münster – Hamburg – Berlin – Wien – London
Grevener Str./Fresnostr. 2 48159 Münster
Tel.: 0251 – 23 50 91 – Fax: 0251 – 23 19 72
e-Mail: vertrieb@lit-verlag.de – http://www.lit-verlag.de

die zwanziger Jahre, in denen unsere Handlung beginnt.
Hermann Görgen schildert seine Geschichte, er mußte erleben, wie Hitler gewählt wurde. Das ist allgemein bekannt; weniger bekannt ist, daß das Saarland damals nicht zum Deutschen Reich gehörte, sondern durch den Völkerbund verwaltet wurde. 1935 wählen die Saarländer den Anschluß an das Deutsche Reich. Görgen flieht, doch auch seine neue Heimat Österreich erliegt 1938 dem "Heim ins Reich-Gedanken". Görgen muß erneut fliehen – diesmal in die Tschechoslowakei. Der Staat zerfällt und die Westmächte halten still. Sie halten genauso still wie Frederic Forsyth es in seinem Roman in Bezug auf die russische Entwicklung beschreibt. Hermann Görgen flieht in die Schweiz, doch auch sie bietet als neutraler Staat nicht jedem Flüchtling dauerhaften Schutz.
Bd. 15, 1997, 256 S., 17,90 €, br.,
ISBN 3-8258-3457-3

Barbara Rohr
Verwurzelt im Ortlosen
Einblicke in Leben und Werk von Simone Weil
Bd. 16, 2000, 160 S., 20,90 €, br.,
ISBN 3-82582-4658-x

Ronald Rathert
Verbrechen und Verschwörung: Arthur Nebe
Der Kripochef des Dritten Reiches
Wer verbindet mit der Reihe führender Personen des Dritten Reiches noch den Namen Arthur Nebe? Dabei stand der Leiter der Deutschen Kriminalpolizei nach Heinrich Himmler, Reichsführer SS, Reinhard Heydrich, Leiter des Reichssicherheitshauptamtes, und dessen Nachfolger Ernst Kaltenbrunner ganz oben in der Führungshierarchie, ranggleich mit dem Chef der Geheimen Staatspolizei, Heinrich Müller. Die Studie stellt sich die Frage, welche Rolle Nebe spielte – verstrickt in Verbrechen, aber mit Kontakten zu wichtigen Personen des Widerstands.
Bd. 17, 2002, 224 S., 17,90 €, br.,
ISBN 3-8258-5353-5

Karl Cervik
Kindermord in der Ostmark
Kindereuthanasie im Nationalsozialismus 1938 – 1945
Der langjährige l. Vorsitzende des Bildungswerks der Humanistischen Union Nordrhein-Westfalen e. V., Karl Cervik, hat soeben eine Veröffentlichung vorgelegt, die sich – teilweise autobiographisch – mit Euthanasie"-Aktionen und Heimerziehung im Nationalsozialismus auseinandersetzt; an diesem Beispiel sind nicht nur die damaligen mörderischen Abläufe, sondern auch die jahrzehntelange Geschichte des Vertuschens und Verschweigens recherchiert. Dr. Heidi Behrens-Cobet, Paul Ciupke, Dr. Norbert Reichling, Pädagogisches Team des Bildungswerks.
Bd. 18, 2001, 136 S., 12,90 €, br.,
ISBN 3-8258-5551-1

Vera Bücker
Nikolaus Groß: Politischer Journalist und Katholik im Widerstand des Kölner Kreises
Mit einem Essay über die Gefängnisbriefe von Alexander Groß. Geleitwort von Kardinal Georg Sterzinsky und Vorwort von Wilfried Loth
Nikolaus Groß war Repräsentant der katholischen Arbeiterbewegung, Journalist und Widerstandskämpfer. In historisch-kritischer Analyse wird er als politischer Beobachter, der die Entwicklung der letzten Jahre der Weimarer Republik aus der Perspektive der Zentrumspartei kommentierte, vorgestellt. Im Mittelpunkt steht seine Rolle im politischen Widerstand gegen Hitler. Er wurde am 23. Januar 1945 in Berlin hingerichtet. In einem einleitenden Essay legt Alexander Groß sehr persönlich anhand der Gefängnisbriefe dar, was ihm das Vermächtnis seines Vaters bedeutet.
Am 7. Oktober 2001 sprach Papst Johannes Paul II. Nikolaus Groß als Märtyrer selig.
Bd. 19, 2003, 296 S., 17,90 €, br.,
ISBN 3-8258-5774-3

JGS
DS
135
.G4
S743
1996

Feld, Willi.
Die Juden in der Geschichte der ehemaligen Stadt Burgsteinfurt. Teil 2 Lebensbilder.

lion

Jewish Genealogy Society
of Greater Washington
Reference Only
Do Not Remove

Das wechselvolle Schicksal der Familie Marcus, die doppelte Karriere des Abraham Isaak Tiktin, das Unglück der Familie Freudenberg, die Namensflucht des Feibes Itzig, Hermann Emanuel, der letzte Kantor und Lehrer.

Dieser zweite Teil der Studien über die ehemalige jüdische Gemeinde Burgsteinfurt zeichnet beispielhaft die Geschichten einzelner Familien beziehungsweise Persönlichkeiten nach. Es sind Geschichten aus zwei Jahrhunderten, ungewöhnliche wie alltägliche. Sie erzählen von Liebe und Trauer, Erfolgen und Niederlagen, von Steckenpferden, Neurosen und Traumata, von Anerkennungen und Demütigungen, Verfolgung, Flucht und Deportation. Einige von ihnen führen weit über die Grenzen der Stadt Burgsteinfurt hinaus, nach Hannover und Köln, Lemgo und Paderborn, aber auch nach Kopenhagen und Amsterdam, nach Groningen und Leeuwarden, Zwolle und Enschede. Entsprechend breit ist das Spektrum der Quellen, auf das die Arbeit sich stützt, gefächert. Sie stammen aus deutschen, aus dänischen und aus niederländischen Archiven.





3-8258-7435-4
9 873825 874351
LIT
www.lit-verlag.de